SCHWARZ AFRIKA

JEAN SURET-CANALE

Schwarzafrika

Band I

Herausgegeben von

WALTER MARKOV

in Verbindung mit

Manfred Kossak und Lothar Rathmann

JEAN SURET-CANALE

SCHWARZAFRIKA

GEOGRAPHIE · BEVÖLKERUNG · GESCHICHTE WEST- UND ZENTRALAFRIKAS

BAND I

Mit 6 Abbildungen und 24 Karten

Deutsche Ausgabe besorgt von

ACHIM GOTTBERG

das europäische buch

berlin

JEAN SURET • CANALE

Afrique Noire
Occidentale et Centrale
Géographie-Civilisations-Histoire

Deuxième édition revue et mise à jour

Les Editions Sociales, Paris 1961

Vom Verfasser überarbeitete, ergänzte und autorisierte Fassung
Ins Deutsche übertragen von Dr. *Achim Gottberg*, Leipzig

Geographisch-fachliche Beratung: Dr. *Horst Münnich*, Leipzig

Lizenzausgabe des Akademie-Verlag GmbH, 108 Berlin, Leipziger Straße 3–4

Inhalt

DRITTES KAPITEL

Vorwort

Über Schwarzafrika werden viele Bücher veröffentlicht. In einer sich schnell verändernden Welt, in der sich die Völker von politischer und ökonomischer Unterdrückung befreien und ihre Leiden zu verringern streben, richten sich viele Blicke auf das ungeheuer große Afrika. Leer, arm, geheimnisvoll mutet es an und ist doch so wenig bekannt! Als es ein günstiger Boden für Kolonialreiche war, wurden ihm nach und nach seine Einwohner und Reichtümer entzogen. Mehr als alle anderen Völker betrachtete man die Afrikaner als „Primitive" und Verachtete. Weder sie noch ihr Land wurden der Mühe für wert gehalten, untersucht und begriffen zu werden. Forscher und Eroberer tilgten die weißen Flecken auf der Landkarte und zogen Grenzlinien; Afrika wurde zum Gegenstand der Außenpolitik, und die Kolonialmächte teilten es unter sich auf. Die Weißen glaubten, es aus der Nacht herauszuholen, es in die Geschichte einzuführen und ihm die Kultur zu bringen. Die Mehrzahl von ihnen wußte nichts von den afrikanischen Kulturen und wirkte an der Entstehung der Koloniallegende mit, die sich aus echten oder vorgespiegelten Heldentaten, oberflächlicher Exotik, sorgfältig verborgenen Schandflecken und Erbärmlichkeiten zusammensetzte. Was die wirkliche Kenntnis des lebendigen Afrika betraf, so war diese oft nur unter der Form amtlicher Untersuchungen oder zum Zweck der Ausbildung von Beamten angesprochen. Jetzt, wo die Völker Afrikas nach ihren Lebensformen suchen, die sie neu aufbauen müssen, erscheint unsere Unkenntnis ihres Kontinents tragisch, denn sie können sich eine widerstandsfähige Ordnung nur auf festen Grundlagen errichten. Wenn sich dabei auch die Zahl der Bücher, an denen man keineswegs vorübergehen kann, vergrößert, so zeugen doch viele derselben vom Journalismus und von dem, was ihn an Oberflächlichkeit begleitet, während andere, die zu speziell sind, allgemein kaum verstanden werden. Die meisten jener Werke, die die Untersuchung der afrikanischen Gesellschaften und Wirtschaftssysteme zum Gegenstand haben, sind Stückwerk, wenn nicht einseitig, und berücksichtigen zu wenig

von der Vergangenheit und den heutigen Veränderungen, die die alten afrikanischen Gesellschaften grundlegend umwälzen.

Der Versuch eines zusammenfassenden und objektiven Gesamtbildes ist keine leichte Aufgabe. Jean Suret-Canale hat sich darum bemüht. Er ist Geograph und verfügt über eine gediegene afrikanische Erfahrung. Niemals war er Kolonialist, nicht einmal Beamter. Seine Studien waren von Anfang an so glänzend, daß zwei nacheinander beim Concours général gewonnene Preise ihm vor dem Kriege Gelegenheit und Mittel gaben, mit den Kolonialproblemen in Berührung zu kommen, zuerst in Dahomey und dann in Indochina. Künftig stand er – gleich vielen anderen – derart im Bann der Überseegebiete, daß er nach den Jahren der Résistance und der Absolvierung der entsprechenden Staatsprüfung eine Stellung am Lyzeum zu Dakar annahm und eine Dissertation über die Bauern des Senegal vorzubereiten begann. Da er zu jenen gehört, die die wissenschaftliche Forschung nicht vom Leben trennen, nahm er aktiv an der Gewerkschaftsbewegung teil. Diese Wirksamkeit war der Kolonialverwaltung unerwünscht. Ohne die geringste Angabe von Gründen wurde er nach dreijährigem Aufenthalt *manu militari* ausgewiesen.

Später führten die Verhältnisse den Autor wieder zu einem Aufenthalt nach Afrika. Einem Ruf der guineischen Regierung folgend, ließ er sich 1959 in Konakry nieder, um dort nacheinander die Funktionen des Direktors des Lyzeums von Donka, des Direktors des Institut National de Recherches und schließlich des Direktors der École Normale Supérieure von Kindia wahrzunehmen. Während er so an den Bemühungen der Erneuerung, die das unabhängige Guinea unternahm, teilhatte, konnte er auch seine Forschungen fortführen, die folgenden Ausgaben des vorliegenden Bandes vervollkommnen und den zweiten Band (L'ère coloniale 1900–1945) abschließen. Auch diese Tätigkeit war den herrschenden Kreisen seines Landes unerwünscht. Nachdem sie ihn aus den Reihen der Éducation nationale française ausgeschlossen hatten, zwangen sie ihn 1963 zum Verlassen Guineas, seiner Schüler und seiner Arbeiten. Aber es war ihnen unmöglich, Jean Suret-Canale daran zu hindern, sein afrikanisches Werk fortzusetzen und mit Energie für eine immer vorurteilsfreiere Kenntnis des vom Kolonialismus herabgesetzten Afrika zu kämpfen.

Das vorliegende Buch ist sehr kritisch gehalten, und der Autor macht aus seinen Ansichten kein Hehl. Man kann ihm einen solchen Standpunkt nicht zum Vorwurf machen. Ein Übermaß von offizieller Propaganda, von Lügen und Ausflüchten haben Illusionen und Ungewißheit zur Folge gehabt, wodurch die Ereignisse entstellt wurden. Jean Suret-Canale erhebt nicht den

Anspruch, alles, was unbekannt ist, aufzuklären, aber er hat ein ehrliches Werk geschrieben. Dieses Werk wird nutzbringend wirken, für die Afrikaner zweifellos, besonders aber für die Franzosen, die an den afrikanischen Problemen nicht vorübergehen können. Deshalb werden diese über Afrika zwar noch zu arbeiten haben, aber in einem neuen Geist, denn den Afrikanern wird es eine erwünschte Hilfe sein, wenn bewiesen wird, daß Afrika nicht der verwunschene Kontinent ist.

J. Dresch

Vorbemerkung des Autors

Die erste Auflage dieses Buches war schnell vergriffen, ehe noch die Erarbeitung des folgenden Bandes, der die gegenwärtige Periode behandelt, zum Abschluß gekommen war. Zu diesem Erfolg trugen Aktualität des Buches wie zustimmende Aufnahme durch die Kritik bei. Als es geschrieben wurde, befand sich die Gesamtheit der untersuchten Länder noch unter der Kolonialherrschaft. Heute haben die behandelten Länder sämtlich ihre Unabhängigkeit erreicht. Dieser Umstand ermöglichte es dem Autor auch, nach zehnjähriger erzwungener Abwesenheit nach Afrika zurückzukehren und neuerlich mit dem Lande in Berührung zu kommen.

Kurz nach Erlangung der Unabhängigkeit betraute ihn die Regierung der Republik Guinea mit der Aufgabe, das zum Institut National de Recherches umgebildete „Centrifan" zu reorganisieren. Die ein Jahr lang bestehende Überschneidung seiner Tätigkeiten des Direktors dieses Instituts und des Direktors des Klassischen Lyzeums, mit acht Wochenstunden Unterricht, verzögerte die Arbeiten des Verfassers etwas. Aber die Geschichte selbst mit zu erleben, um sie sodann zu analysieren, sei es auch mit einigem Verzug, ist schließlich nützlicher, als wenn sie aus der Entfernung, vom Ausland her, betrieben wird.

Von der ersten Ausgabe dieses Buches sind zwei Übersetzungen veröffentlicht worden, und zwar in spanisch (Editorial Platina, Buenos Aires 1959, und Editora Politica, Havanna 1963) und in chinesisch (Peking 1960). Die russische Übersetzung (Verlag der Akademie der Wissenschaften der UdSSR, Moskau 1961) ist eine unter Berücksichtigung der von 1958 bis 1961 erschienenen Werke sowie der kritischen Bemerkungen, die uns von den Herren Mauny, Toupet und Cornevin zugegangen sind, neu durchgesehene und überarbeitete Auflage. Ihr Text liegt mit einigen zusätzlichen Verbesserungen der zweiten französischen Ausgabe (1961) zugrunde. Der jetzige Text bringt zu dieser zweiten Ausgabe die Abänderungen, die sich durch die von 1960 bis 1963 erschienenen Arbeiten notwendig gemacht haben, berichtigt einige Irrtümer und berücksichtigt die Hinweise, die dem Verfasser während

seiner Thesenverteidigung in Moskau von den Professoren Olderogge und Potechin, Frau Šarevskaja und anderen gegeben wurden. Gewisse Stellen sind völlig umgearbeitet worden. Es handelt sich somit um eine neue Ausgabe, die dem Wissensstand vom Ende des Jahres 1963 * entspricht.

Jean Suret-Canale

* Diese Ausgabe liegt der japanischen Ausgabe, Tokio, Riron-sha 1964, zugrunde.

ERSTES KAPITEL

Die geographischen Grundlagen

Ein ins Auge fallender Charakterzug Schwarzafrikas ist seine Großräumigkeit: 7 600 000 km² nehmen die ehemaligen Föderationen Französisch-West- und Äquatorialafrika sowie Togo und Kamerun ein – nicht ganz Dreiviertel Europas, fast die Ausdehnung eines Kontinents.

Ein weiterer Charakterzug ist die Einförmigkeit der Bodengestalt. Nur gelegentlich trifft man auf unruhige Geländeformen; sie gehören keinem regelmäßigen Formensystem an, sondern heben sich ohne Übergang von den endlosen Flachländern ab. Eine regionale Gliederung kann sich daher nicht an den Bau und die Oberflächenformen halten.

Alle Lebensbedingungen werden vom Klima mehr oder weniger stark beeinflußt; daher geben Klima- und Vegetationszonen die großen Umrisse einer regionalen Gliederung wieder, während Bau und Relief nur die Elemente für weitere Unterteilungen bilden.

1. Klima: Planetarische Lage und Faktoren

Das westliche und zentrale Schwarzafrika erstreckt sich vom Wendekreis des Krebses im Norden bis zum 4. Grad südlicher Breite.

Es liegt also völlig im Bereich der Tropen, die charakterisiert sind durch

a) genügend hohe Temperaturen zu jeder Jahreszeit: die Monatsmittel liegen überall bei oder über 20° Celsius;

b) relativ gleichmäßige Witterungsbedingungen und Wetterlagen.

Daß sich das Gebiet über zahlreiche Breitenkreise ausdehnt, erklärt das Bestehen mehrerer aufeinanderfolgender Klimazonen.

Im äußersten Norden und Süden kennen wir extrem gegensätzliche Klimatypen. Einerseits haben wir – charakterisiert durch seine Trockenheit – das wüstenartige Klima am Wendekreis des Krebses. Soweit hier die Regen nicht völlig fehlen, sind sie zumindest sehr schwach und von größter Unregel-

mäßigkeit, die Pflanzendecke fehlt ganz oder ist außerordentlich dünn. Andererseits herrscht das ständig warme und feuchte äquatoriale Klima, der bevorzugte Bereich dichten Regenwaldes, in dem der Reichtum der Pflanzenwelt seinen höchsten Grad erreicht. Zwischen beiden gibt es zahlreiche Abstufungen. Bestimmt werden sie durch den Wechsel zwischen einer Trockenzeit mit dem Schwerpunkt im borealen [1] Winter und einer Regenzeit mit dem Schwerpunkt im borealen Sommer. Der Baumwuchs bedeckt hier nicht mehr den ganzen Boden, sondern überläßt den Gräserformationen den größeren und bestimmenden Raum.

Diese schematische Klimagliederung kann man allein aus den kosmischen Faktoren, also aus Breitenlage und scheinbarer Sonnenbewegung, erklären. In anderen, denselben Breitengraden angehörigen Gebieten des Erdballs können Verteilung von Land und Meer und die Lage der Gebirge diese

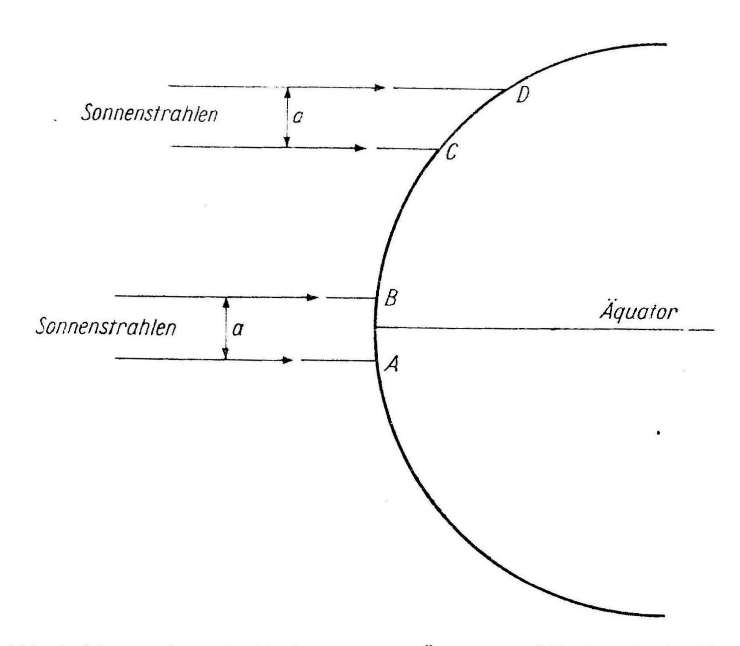


Abb. 1. Mit zunehmender Entfernung vom Äquator entfällt eine gleiche Menge Sonnenenergie auf eine größere Oberfläche, oder, anders ausgedrückt, die auf eine bestimmte Oberfläche entfallende Menge Sonnenenergie schrumpft zusammen.

[1] Winter der Nordhalbkugel.

theoretischen Klimazonen sehr fühlbar verändern. Das ist beispielsweise in Monsunasien der Fall, wo die Gebirge bedeutend genug sind, die freie Windströmung aufzuhalten.

In Westafrika sind diese Faktoren nicht so einflußreich. Keine hohen Gebirge versperren den Luftströmungen den Weg, wie der Himalaya. Gewiß spielt das Vorhandensein einer bedeutenden Festlandmasse eine Rolle, aber ihre Hauptgrenze nach dem Meer hin, das Nordgestade des Golfs von Guinea, verläuft im großen und ganzen in der gleichen Richtung wie die Breitenkreise; das hat zur Folge, daß diese Grenze, wenn sie auch Abstufungen des Klimas bedingt, die zonenweise Aufeinanderfolge nicht wesentlich beeinflußt.

Von diesen planetarischen Voraussetzungen werden wir hier nur eine sehr vereinfachte und leicht verständliche Erklärung geben können. Sie kann der Sache nach nicht sehr erschöpfend sein, obgleich gerade auf diesem Gebiet im Laufe der letzten zwanzig Jahre dank der Entwicklung der Luftfahrt sehr wesentliche Fortschritte erzielt worden sind. Die Erklärung, die sich geben läßt, ist im wesentlichen auf die Verhältnisse in den unteren Luftschichten angewiesen, da dieser Teil der Atmosphäre vorerst am besten bekannt ist, während die Verhältnisse der Hochatmosphäre, obgleich noch immer nicht ausreichend erforscht, in hohem Maße und wahrscheinlich sogar entscheidend die der unteren atmosphärischen Schichten bedingen.[2]

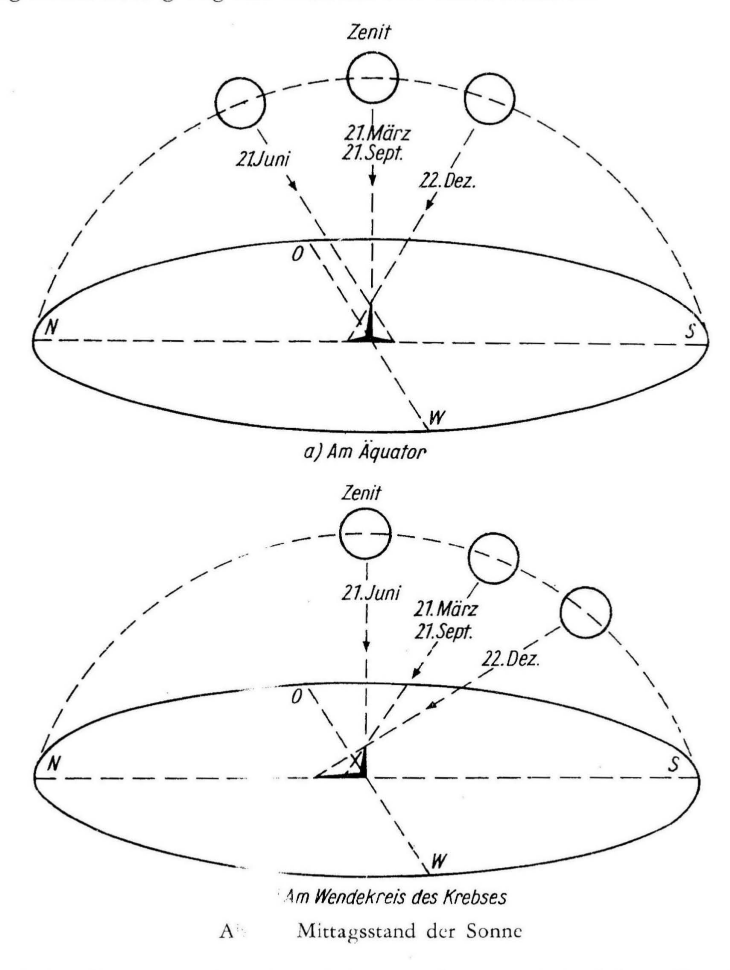
Das Klima ist im wesentlichen durch kosmische Faktoren bedingt. Würde die Erde die Sonne in einer zu ihrer Rotationsachse fast senkrechten Ebene umkreisen, verstünde man unschwer, daß sich der Einfallswinkel der Sonnenstrahlen mit der Breite ändert. Da die Sonnenstrahlen nun in Äquatorialgegend der Senkrechten, in Polnähe aber fast der Tangente gleichen, verringert sich die auf eine gleiche Oberfläche entfallende Wärmemenge nach den Polen hin.

Diese Verringerung wäre streng regelmäßig, wenn man sich eine Erdachse vorstellt, die zur ekliptischen Ebene, in der die Sonnenumkreisung vor sich geht, genau senkrecht verliefe.

Die Erdachse weicht jedoch etwas von der Senkrechten ab und behält dann während der Umkreisung unverändert ihre Stellung. Das erklärt auch den *scheinbaren Sonnenstand* während der einzelnen Jahreszeiten.

[2] Wir werden auf die klassischen Begriffe „Luftmassen“ und „Fronten“ verzichten. Sie würden eine Diskussion beanspruchen, die nicht hierher gehört. (Siehe zu diesem Gegenstand *A. Meynier*, Air équatorial et front intertropical, in: Norois, 1957 (2), S. 161–173).

Am Äquator befindet sich die Sonne zweimal jährlich während der Tag- und Nachtgleichen (21. März und 23. September) mittags im Zenit.[3] Zwischen diesen beiden Zeitpunkten entfernt sich die Sonne in ihrer Mittagsstellung in Horizontrichtung etwas vom Scheitelpunkt: nach Norden im (nördlichen) Sommer, nach Süden im (nördlichen) Winter. Aber sie steht dabei über Mittag immer hoch genug und wirft nur sehr kurze Schatten.



a) Am Äquator

Am Wendekreis des Krebses

A[illegible] Mittagsstand der Sonne

[3] Punkt des Himmelsgewölbe[illegible] der auf der Lotrechten zum Aufenthaltsort liegt. Wenn sich die Sonne im Zenit be[illegible]det, fallen ihre Strahlen senkrecht; die Sonne ist dann vom Grund eines Brunnens [illegible] sichtbar.

Nördlich und südlich des Äquators steht die Sonne jährlich zweimal im Zenit, aber die Zeitpunkte dieses Eintretens nähern sich mit wachsender Entfernung vom Äquator. Im Norden des Äquators liegen sie zwischen dem 21. März und dem 23. September, im Süden zwischen dem 23. September und dem 21. März. Mit wachsender Breite nähern sich diese Zeitpunkte bis zu den Grenzlinien der Wendekreise, bis an den Wendekreisen selbst die Sonne tatsächlich nur noch einmal im Laufe des Jahres in den Scheitelpunkt tritt, am Wendekreis des Krebses (Nordhalbkugel) zum Zeitpunkt der Sommersonnenwende (21. Juni), am Wendekreis des Steinbocks (Südhalbkugel) zum Zeitpunkt der Wintersonnenwende (21. Dezember).

Folglich befindet sich die Sonne in der Umgebung des Wendekreises des Krebses nur bei herannahender Sommersonnenwende in der Nähe des Zenits. Sie entfernt sich dann wieder, wobei sie sich in ihrer Mittagsstellung dem Horizont nach Süden nähert, um zum Zeitpunkt der Wintersonnenwende über dem Südhorizont ihren tiefsten Mittagsstand zu erreichen; in diesem Augenblick steht sie im Scheitelpunkt am Wendekreis des Steinbocks in der anderen Halbkugel.

Im ganzen tritt die Sonne innerhalb der mathematischen Tropen zweimal im Jahr in den Scheitelpunkt, ohne in ihrer Mittagsstellung jemals sehr weit zum Horizont abzusteigen. Das erklärt die in den Tropen während des ganzen Jahres herrschenden hohen Temperaturen. Sie verändern sich am Äquator – wo die scheinbare Mittagsstellung der Sonne sich um den Scheitelpunkt bewegt – wenig, während sich in Wendekreisumgebung zwei Zeitabschnitte gegenüberstehen: mit Scheitelpunktnähe (Sommer) bzw. mit tiefstem Horizontstand der Sonne (Winter). Man versteht, daß auf dieser Breite die Temperaturgegensätze im Jahresverlauf besonders spürbar werden. Wir werden an Hand der konkreten Verhältnisse sehen, daß die Regenzeit einen starken Einfluß auf den Temperaturverlauf hat.

Andererseits ist es leicht verständlich, daß sich die Region äquatorialen Klimas, in der die Sonne entsprechend ihrer scheinbaren Bahn um den Zenit pendelt – also die äquatoriale Region –, je nach der Jahreszeit etwas nach Norden oder Süden verschiebt, so wie die Sonne zwischen den Wendekreisen hin und herpendelt.

So dehnt sich während des nördlichen Sommers das äquatoriale Klima innerhalb der Wendekreise gegen Norden zu aus; im Winter zieht es sich von da vor dem wüstenartigen Klima zurück und wandert dafür in die Richtung des Wendekreises der Südhalbkugel, wo südlicher Sommer ist.

Diese der scheinbaren Sonnenbewegung folgenden „Schwankungen" der Klimazonen erklären den Wechsel von zwei „Jahreszeiten" innerhalb der

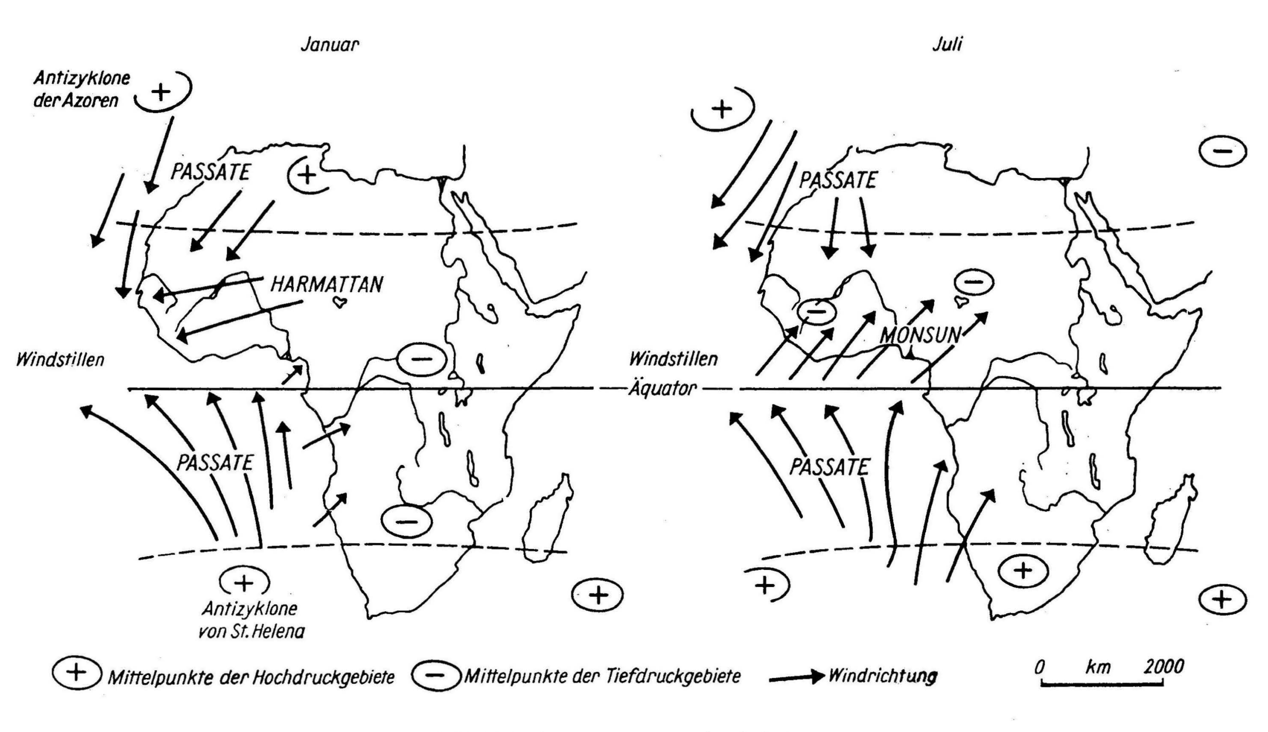


Abb. 3. Luftdruck und Windverhältnisse

eigentlichen Tropen; die eine entspricht der Ausdehnung des äquatorialen Klimas im Sommer nach Norden (Regenzeit), die andere der winterlichen Ausdehnung des Trockenklimas nach Süden (Trockenzeit). Das gilt für die nördliche Halbkugel. Der Ausdehnung des Äquatorialklimas auf die Nordhalbkugel entspricht in der südlichen Halbkugel die Verlagerung des südlichen Trockenklimas nach Norden. Umgekehrt gilt das gleiche.

Noch eine zweite Reihe von Faktoren bestimmt die Eigentümlichkeiten des Klimas: es gibt besonders wetterbestimmende Gebiete in der Atmosphäre, aus denen die Winde herausströmen, und Tiefdruckgebiete, in die die Winde hineinströmen. Ihre Verteilung hat man lange auf die bereits erwähnten kosmischen Tatsachen zurückführen wollen. Heute erklärt man sie vor allem als Begleiterscheinung der Bewegungen der Hochatmosphäre. Wir werden uns hier mit ihrer Beschreibung begnügen.

Diese großen wetterbestimmenden Gebiete umfassen in erster Linie die Zone der äquatorialen Tiefs, die sich durch niedrigen Luftdruck und hohe Temperaturen auszeichnet. Die heiße und leichte, durch die Verdunstung feuchtigkeitshaltige Luft wird von starken aufsteigenden Strömungen [4] bewegt; indem sie sich in der Höhe abkühlt, kondensiert ein Teil ihrer Feuchtigkeit und geht als Regen nieder. Schwach oder gar nicht vorhanden sind dagegen die Bodenwinde. Auf dem Ozean handelt es sich um die Zone des von den Seeleuten in der Zeit der Segelschiffe gefürchteten „Doldrums".

Diese Zone konzentriert sich am Wärmeäquator, etwas nördlich des wirklichen Äquators (ungefähr 4° nördlicher Breite), und bewegt sich vom 4. bis 5. Grad südlicher Breite (im Januar), bis zum 10. oder 11. Grad nördlicher Breite (im Juli).

In zweiter Linie sind die tropischen Antizyklonen (Hochdruckgebiete) zu nennen. Sie konzentrieren sich zum Teil über dem Atlantik (Antizyklone der Azoren auf der Nord-, von Sankt Helena auf der Südhalbkugel), zum Teil über dem Kontinent. Von ihnen gehen in Richtung auf die äquatorialen Tiefdruckgebiete Winde aus, deren Richtung durch die Erdrotation auf der nördlichen Halbkugel nach rechts, auf der südlichen Halbkugel nach links

[4] Die klassischen Theorien der atmosphärischen Zirkulation gaben diesem „äquatorialen Auftrieb" eine bestimmende Rolle als Motor der ganzen atmosphärischen Zirkulation. Die modernen Theorien sehen darin eher eine einfache Ausgleichsströmung und suchen den Schlüssel des Systems in der Dynamik der Dauerströmungen der Hochatmosphäre (Jet-streams = Düsenströme, Luftströmungen mit sehr hoher Geschwindigkeit). Eine leicht faßliche Darstellung dieser Fragen bietet *P. Pédelaborde,* La circulation générale de l'atmosphère, in: Information géographique, 3/1956, S. 103–109.

abgelenkt wird, so daß im großen und ganzen auf der Nordhalbkugel Nordost-, auf der Südhalbkugel Südostwinde entstehen, die Passatwinde.

Übrigens wirkt sich dabei auch der Gegensatz zwischen kontinentalen und ozeanischen Luftmassen aus. Die ozeanischen Antizyklonen bestehen aus feuchter, die kontinentalen Antizyklonen aus sehr trockener Luft. Andererseits kühlt die Erde schneller ab und erwärmt sich rascher als das Meer. Während infolge der Erwärmung des Kontinents im Sommer die kontinentale saharische Antizyklone sich nach Norden zu abschwächt, nimmt diese während des kälteren Winters einen wesentlich größeren Raum ein. Das gleiche gilt für die südafrikanische Antizyklone, die sich während des südlichen Sommers (Januar) abschwächt. Während die ozeanischen Antizyklonen innerhalb bestimmter Grenzen beständig sind und nur entsprechend der Jahreszeit ihre Lage wechseln, sind die kontinentalen Antizyklonen unbeständig; sie spielen nur während des Winters (jeweils nördlicher oder südlicher) eine bedeutende Rolle, haben also einen jahreszeitlich bedingten Charakter.

Es sei schließlich erwähnt, daß die außerordentliche sommerliche Erwärmung der Festlandmasse der nördlichen Halbkugel auf der Breite des saharischen Südens und des Sudan die Bildung von Tiefs hervorruft, die die Winde aus den nächstgelegenen antizyklonischen Zentren auf sich ziehen.

Diese Verteilung der wetterbestimmenden Bereiche der Atmosphäre ermöglicht, die auftretenden Winde nach Stärke und Richtung zu bestimmen.

Vom Azorenhoch gehen kühle und feuchte Winde aus; über dem Atlantik wehen sie aus Nordosten, in der Nähe des Kontinents jedoch aus Norden oder Nordnordwesten. Dadurch berühren sie bis zum Kap Verde die saharische Küstenzone; auf Grund ihrer Richtung streifen diese atlantischen Passate nur einen schmalen Küstensaum.

Vom saharischen Hoch gehen im Winter trockene und verhältnismäßig kühle Winde aus: Nordostwinde, die kontinentalen Passate. Auf ihrem Weg nach Süden erwärmen sie sich. Gleichzeitig wird ihre Richtung immer mehr durch die Erdrotation abgelenkt, so daß sie dadurch annähernd die Ost-West-Richtung erhalten. Als Harmattan bringen sie vom Tschad bis zum Senegal Hitze und Trockenheit; dabei werden sie von aufsteigenden Wirbeln, die Sand und Staub mit sich führen (Sandstürme), begleitet.

Auf der Südhalbkugel und bis jenseits des Äquators, also südlich des Wärmeäquators, wehen ebenso während des Südwinters (Nordsommers) verhältnismäßig trockene und warme Winde, die gewisse Bezirke des Kongobeckens erreichen.

Aber besonders zu dieser Jahreszeit ziehen die kontinentalen Tiefs des Sudan und der südlichen Sahara die laue und feuchte Luft des Guinea-Golfs an. Die Wirkung der Erdrotation lenkt sie nach rechts ab: es entsteht also (von einer Zone kontinentaler Tiefs angezogen) ein Südwest-Wind, ein Meeresmonsun. Dieser stößt in den unteren Luftschichten mit dem Harmattan zusammen und gibt ihm eine nördlichere Richtung, und zwar in hohe Luftschichten. So verschafft der Südwest-Wind der Küstenzone des Golfs von Guinea und anschließend der gesamten sudanischen Region reichliche Regen. An der Berührungslinie zwischen Harmattan und Monsun, der in die Höhe und der Richtung des Harmattan entgegengetrieben wird, entstehen heftige Tornados. Sie bezeichnen für gewöhnlich Anfang und Ende der Regenzeit.

Der Verlauf der Küste spielt hier ebenso wie das Relief eine Rolle. Der dem Südwestmonsun unmittelbar ausgesetzte Küstensaum erhält, besonders wenn er bergig ist, die reichlichsten Niederschläge. Dagegen können die mit einem sehr spitzen Winkel zur Windrichtung liegenden Gebiete der Küste, wo bedeutende Erhebungen fehlen (westliche Elfenbeinküste, Dahomey), nur eine geringere Regenmenge erwarten. Schließlich üben die Meeresströmungen [5] eine ebenso kühlende wie austrocknende Wirkung auf die Küsten des Senegal und Kongo aus.

2. *Klima- und Vegetationszonen*

a) Das Äquatorialklima

Im Bereich des Äquatorialklimas liegen Südkamerun, Gabun sowie Gebiete des Mittelkongo und Ubangis, alle auf der gleichen Breite. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt gewöhnlich 25° Celsius, der Unterschied zwischen den niedrigsten und den höchsten Monatsmitteln macht nur einige Grade aus (3° in Libreville). Dagegen ist die tägliche Amplitude (der Temperaturunterschied zwischen Tag und Nacht) oft sehr ausgeprägt. Die Regenfälle sind zu allen Jahreszeiten zahlreich, sie erreichen mehr als einen und oft mehrere Meter im Jahr; das Maximum liegt zeitlich etwas nach dem Erscheinen der Sonne im Scheitelpunkt. Auf der Nordhalbkugel gehen die Niederschläge während des (Nord-)Winters deutlich zurück; auf der Süd-

[5] Kanarenstrom, kommt aus dem Norden, führt kaltes Auftriebwasser aus großer Tiefe bis Kap Verde; Benguela-Strom, aus dem Süden kommend, trägt ebenfalls kaltes Auftriebwasser bis in die Nachbarschaft des Äquators. Eine gleichartige Erscheinung wird an den Küsten von Dahomey beobachtet.

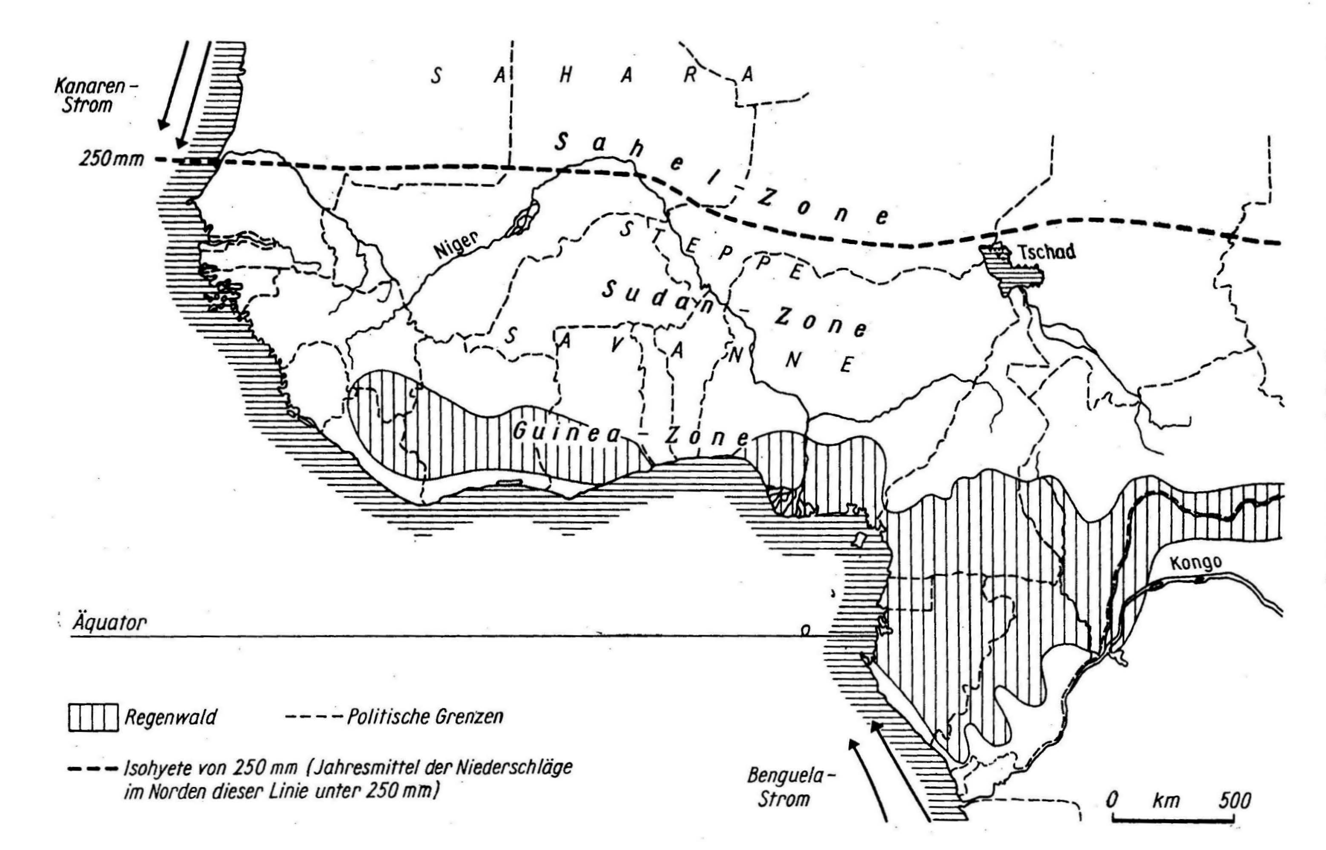


Abb. 4. Klima- und Vegetationszonen

halbkugel ist der Vorgang entgegengesetzt. Es sei hier daran erinnert, daß der Wärmeäquator merklich nördlich des tatsächlichen Äquators liegt und daß beispielsweise Libreville, wenn auch auf 0° 27′ nördlicher Breite, ein „südliches" Regenregime zeigt.

Die charakteristische Vegetation ist hier der dichte Wald [6] oder tropische Regenwald. Dieser Wald unterscheidet sich mehr durch seine Uneinheitlichkeit als durch seine verhältnismäßige Undurchdringlichkeit grundlegend von den Wäldern der gemäßigten Zone. Die im Wald vorkommenden Baumarten sind sehr unterschiedlich und gemischt, wodurch die wirtschaftliche Nutzung dieses Waldes sehr erschwert wird. Der Pflanzenwuchs verteilt sich über verschiedene „Stockwerke". Große Bäume streben bis zu 50 oder 60 m Höhe empor, wobei sie mit ihrem Laub das Aussehen des Waldes vollständig bestimmen und andere Bäume, die nur eine Höhe von 30 bis 40 m erreichen, überdecken. Den restlichen Raum nimmt unentwirrbares Unterholz ein. Lianen und Epiphyten [7] verflechten sich von Baum zu Baum. Ungeachtet des starken Lichteinfalls bewirkt das Blättermeer auf dem Boden das bekannte Halbdunkel. Dieser Wald ist immergrün; seine Bäume sind im allgemeinen blatterneuernd, aber ohne bestimmte, gleichbleibende Periodizität. Die Anhäufung der in Zersetzung befindlichen Pflanzenreste schafft eine Zwischenzone zwischen pflanzlichem Bereich und eigentlichem Boden. Diese Zone ist

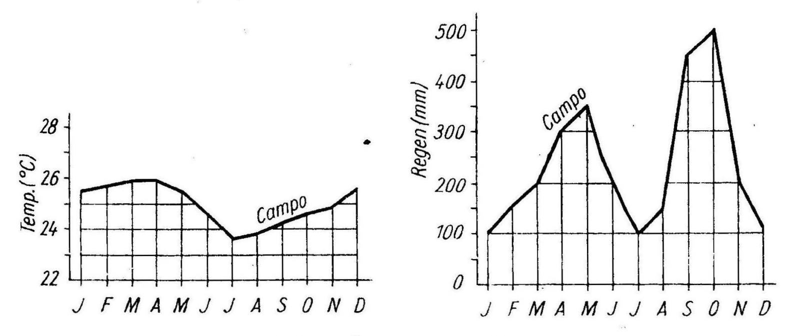


Abb. 5. Äquatoriales Klima

Klimadiagramme Campo (2° 22′ N. Meereshöhe 25 m)

[6] Man verwendet noch andere Bezeichnungen: *Urwald* (jetzt ist zur Kennzeichnung des äquatorialen Charakters dieser pflanzlichen Formation der Ausdruck „dichter Wald" allgemein üblich), *Regenwald* oder *ombrophiler Wald* (Standorte mit ausgiebigem Regenfall bevorzugender Wald).

[7] Pflanzen, die auf anderen Pflanzen keimen, aber ohne aus ihnen ihre Nahrung zu ziehen, zum Unterschied von Schmarotzerpflanzen.

dem Durchdringen hinderlich und vergrößert die Verkehrsschwierigkeiten. Es gibt natürlich auch Abstufungen. Mitunter tritt das Unterholz auseinander, oder es erscheinen plötzlich Waldeslichtungen. In mannigfacher Weise kündigt sich so das Auftreten der Charakterpflanzen der trockneren Klimate an. So liegen die Verhältnisse nicht nur nach Norden zu, sondern auch im äußersten Süden: in der kongolesischen Uferzone, in der der kalte Benguela-Strom die klimatischen Bedingungen ändert, und im mittleren Kongo, dem Landstrich von Brazzaville. Die Verteilung der Temperaturen und Niederschläge, ihre Schwankungen im Jahresverlauf, bleiben äquatorialen oder subäquatorialen Typs; aber die Regenmenge ist gering, und es gibt Trockenzeiten: an die Stelle des Waldes tritt die Savanne.

b) Das guineische Klima

Das guineische Klima ist ein Übergangsklima, das sich vor allem dem äquatorialen Klima annähert; es erstreckt sich auf die Küste des Golfs von Guinea.

Das guineische Klima bedingt zwar noch keine längere Trockenzeit, doch werden die Regenfälle immer unregelmäßiger und die Wärmeschwankungen im Laufe des Jahres immer spürbarer. In der Verteilung der Niederschläge kann man zwei Abarten unterscheiden: erstens den „klassischen" Typ mit einer Regenzunahme jeweils im Augenblick des Übertritts der Sonne in den Zenit (im Frühjahr bald nach der Tag- und Nachtgleiche, im Herbst kurz vor der Tag- und Nachtgleiche), abwechselnd mit der „Trockenzeit". Die längere, aber nicht völlig regenlose Trockenzeit konzentriert sich auf den

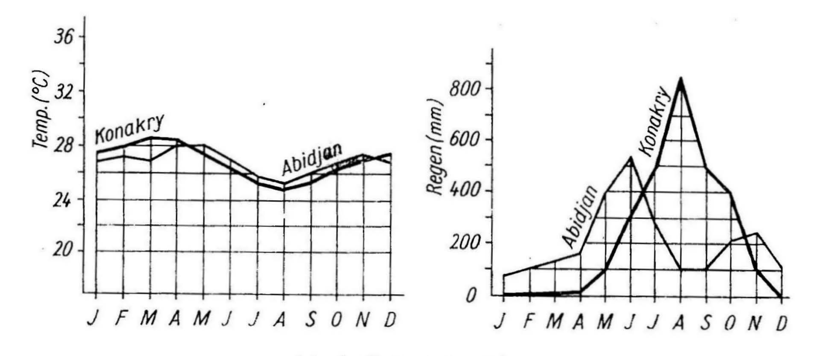


Abb. 6. Guineisches Klima

Klimadiagramme Abidjan (5° 15′ N. Meereshöhe 5 m); Konakry (9° 34′ N. Meereshöhe 49 m)

Nordwinter, die kürzere auf den Monat August. Die Gesamtmenge der Regen bleibt sehr hoch, aber doch sehr veränderlich. An der Dahomeyküste sind es jährlich etwa 800 mm, an der Elfenbeinküste 2000 mm. Einen zweiten, als „Monsun" zu erklärenden Typ zeigt uns das Beispiel der Küstenzone der Republik Guinea oder auch Kameruns. Während des Sommers zeichnet sich eine Tiefdruckzone über dem Innern des hocherwärmten Kontinents ab, der auf die Feuchtluft des Golfs von Guinea anziehend wirkt. Der Südwestmonsun stößt geradewegs gegen die von Nordwest nach Südost verlaufende Küstenzone und die unmittelbar dahinter gelegenen bergigen Höhen. Diese Lage der Küstenzone und des Reliefs erklärt die Ergiebigkeit der Regen: ungefähr 4 m in Guinea, ebensoviel in Kamerun; auf den West- und Südwestabhängen des Kamerunberges wurden sogar mehr als 10 m Jahresniederschlag gemessen. Dieses Maximum, das zu den Weltrekorden zählt, hat jedoch rein lokalen Charakter. Aber hier gibt es nur eine Regenzeit, ein einziges Maximum. Und in Konakry, das schon auf höherer Breite liegt, wechselt sie mit einer wirklichen Trockenzeit ab.

Die charakteristische pflanzliche Formation ist hier noch der Wald. Er dehnt sich in wechselnder Tiefe nach Norden aus. An der westlichen Elfenbeinküste noch bedeutend, beschränkt er sich auf einige bergige Bezirke und Küsteninseln in Guinea sowie auf einen Saum in Dahomey und Togo. Das setzt allerdings voraus, daß man die gegenwärtigen Palmenhaine in diesen Gebieten als Nachfolgevegetationen ehemaliger natürlicher Wälder ansieht.

c) Das sudanische Klima

Zum Bereich des sudanischen Klimas gehört die unmittelbar nach Norden anschließende Zone, die sich in der Richtung der Breitenkreise vom Süden Senegals bis an den Tschad und den Ubangi erstreckt. In dem hier herrschenden wechselfeuchten tropischen Klima löst eine Regenzeit, die im großen und ganzen in den Sommer fällt, eine auf den Winter [8] konzentrierte Trockenzeit ab. Die Bezeichnung „Trockenzeit" hat hier wirklich ihre Berechtigung; sie dauert länger, je weiter man nach Norden kommt, und wirkt einschneidend: wenigstens im Januar und Februar regnet es niemals. Die Temperaturunterschiede nehmen zu, aber wider Erwarten ist der Sommer

[8] Die Begriffe nördlicher Sommer und nördlicher Winter werden hier nur verwendet, um die entsprechenden Zeitabschnitte des Jahres zu kennzeichnen. Wie der Ablauf zeigt, kann man ihnen hier nicht den Sinn beilegen, den sie in der gemäßigten Zone haben.

nicht die heißeste Zeit, da der Regen die Hitze stark mildert. Das Thermometer erreicht seine Maxima, die oft 40° Tagesmittel übersteigen, erst April/Mai, ganz am Ende der Trockenzeit. Der glühende, Trockenheit erzeugende Harmattan tritt monatelang auf.

Die atlantische Küstenzone bildet demgegenüber die einzige Ausnahme; im allgemeinen wird sie vom Harmattan nicht erreicht. In Dakar gibt der von den Azoren kommende, fast Nord-Süd gerichtete und vom Kanarenstrom (Kaltstrom) abgekühlte Meerespassat der Trockenzeit einen ganz anderen Charakter. Die Temperaturen sind gemäßigt (im Mittel 22°), die Luft ist feucht; es regnet zwar sehr selten, doch während der Nächte treten starke Tauniederschläge auf.

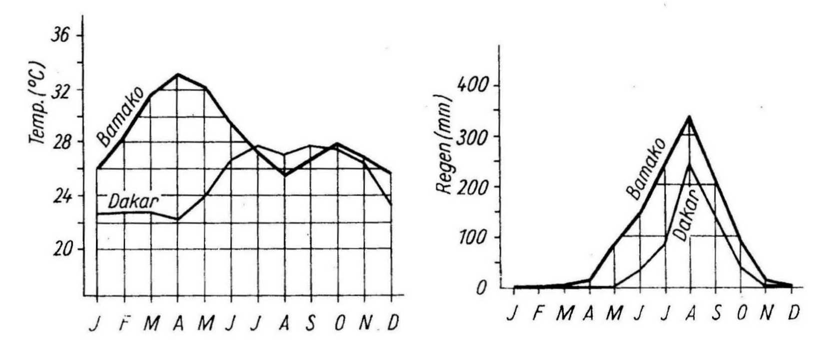


Abb. 7. Sudanisches Klima

Klimadiagramme Bamako (12° 38′ N. Meereshöhe 334 m); Dakar (14° 44′ N. Meereshöhe 22 m)

Hier ist die Savanne die vorherrschende pflanzliche Formation. Zunächst macht der stockwerkartig aufgebaute Regenwald einem ganz anders gearteten Wald Platz, dessen Unterholz oft undurchdringlicher ist als im äquatorialen Wald. Dieser Wald besteht aus mittelhohen Bäumen der verschiedensten Arten. Unter ihnen nehmen die blattwerfenden Baumarten, die sich während der Trockenzeit entlauben und mit den ersten Regen wieder Leben erhalten, einen bedeutenden Platz ein. Die Gräserformationen erscheinen zuerst auf Lichtungen, dann bald als vorherrschendes Element der Pflanzenwelt. Sie erreichen oft 2 m und bilden ein hohes und hartes, den trocknenden Wirkungen des Harmattan ausgesetztes Material für die selbst entstehenden oder vom Menschen ausgelösten sogenannten Buschfeuer. Die Wachstumsperiode dieser einjährigen Pflanzen beschränkt sich auf die Regenmonate. Die Bäume verschwinden indessen nicht: wo der stockwerkartig aufgebaute Regenwald ausreichende Feuchtigkeit findet, d. h. längs der

Wasserläufe (Galeriewald), bietet er Widerstand. Anderwärts macht er Baumgruppen Platz, deren charakteristischste Art ohne Zweifel der Schibutterbaum ist.

d) Das sahelische Klima [9]

Das sahelische Klima bildet den Übergang des wechselfeuchten Tropenklimas zu dem der Wüste. Die Regenzeit beschränkt sich auf einige Wochen. Das Jahresmittel der Niederschläge sinkt unter 500–600 mm, allerdings bei starken Unregelmäßigkeiten in den einzelnen Jahren. Auch die jährliche Wärmeamplitude weist wachsende Unterschiede auf.

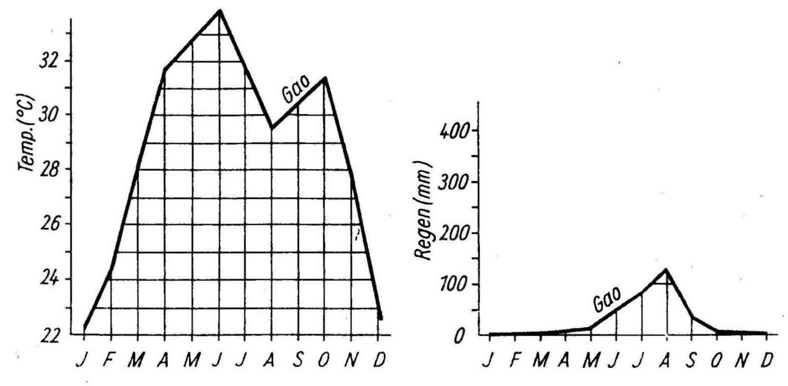


Abb. 8. Sahelisches Klima
Klimadiagramme Gao (16° 16′ N. Meereshöhe 270 m)

Die eigentliche Savanne wird von der Steppe [10] abgelöst. Das sind in der Mehrzahl häufig unterbrochene, von Baumgruppen oder vereinzelten Bäumen umgebene Grasfluren. Aber die Arten zeichnen sich durch ihre Anpassung an die hier längere Trockenzeit aus. Die Gräser sind kürzer, härter und stachlig. Der Baum macht den Büschen – der Dumpalme und der Akazie – Platz. Diese Zone erstreckt sich vom Norden des Senegal bis zum Tschad, nördlich davon beginnt die Wüste.

[9] Von arabisch *sahel:* Gestade (hier „Gestade" der Wüste).

[10] Oder *unechte Steppe* (Terminologie von J. Trochain). Nach vielen Bedenken scheinen sich die Botaniker den Begriff Steppe zu eigen gemacht zu haben, trotz möglicher Verwechslungen mit der Steppe der gemäßigten kontinentalen Klimate. (Den sowjetischen Spezialisten dient der Begriff gleichzeitig zur Charakterisierung der damit vergesellschafteten Böden).

e) Die Höhenklimate

Die Höhenlage bedingt kleinere Abweichungen. So ist zwar die Verteilung der Temperaturen und Niederschläge die gleiche, aber die Wärmemittel sind niedriger und die Niederschläge häufiger (Futa-Djalon, Guineaschwelle, Hochland von Adamaua).

3. *Bau und Oberflächenformen*

Der Grundstock des afrikanischen Kontinents, und somit das gesamte Gebiet unserer Untersuchung, wird von einem Kontinentalschild gebildet, einem widerstandsfähigen und verhältnismäßig stabilen Block der Erdrinde, der seit dem Präkambrium ohne nennenswerte Faltungen geblieben ist. Seit dem Erdaltertum war Schwarzafrika eine Fastebene mit ziemlich ebener Oberfläche und einigen Restbergen. Danach haben die verschiedenen Phasen seiner geologischen Geschichte und die erlittenen Umgestaltungen diesen Grundaufbau nicht grundsätzlich geändert.

Der eigentliche Sockel, der von präkambrischen Gebirgen gebildet ist, führt hauptsächlich metamorphe Gesteine – Sedimentgesteine, die durch hohen Druck und hohe Temperatur mehr oder weniger kristallin geworden sind, wobei sie eine Lagerung in Schichten und gewisse an ihren früheren Ursprung erinnernde Eigentümlichkeiten behielten: Gneis, kristalline Schiefer [11] – mit Einschüben von kristallinen Gesteinen (z. B. Granit) verschiedenartigen Alters.

Man unterscheidet dabei verschiedene Gesteinsfolgen [12], die durch Diskordanzen – infolge tektonischer Bewegungen, Faltungen und Gebirgsbildungen mit nachfolgender Erosion entstandene, ungleichsinnige Lagerung – getrennt sind. Insgesamt haben alle diese Schichtfolgen auch heftige

[11] Wenigstens ist das *eine* der häufigsten Ursachen für metamorphe Gesteine.

[12] Es ist das *Dahoméien,* ein Komplex von Gneis, Migmatiten, Glimmerschiefern, Quarziten, der zuerst in Dahomey erforscht wurde, dem man aber unter dem Namen *Suggarien* auch in der Sahara begegnet; dann das *Atacorien* (Akwapimien der englischen Autoren), das diskordant auf dem vorhergehenden auflagert und hauptsächlich von Quarziten (beschränkt kristallisierten, äußerst harten Sandsteinen) gebildet wird, die die bedeutendsten Erhebungen verursachen (Nimba-Berge, Atakora-Gipfel); schließlich das zuerst in Ghana (frühere englische Goldküste) erforschte, hauptsächlich schiefrige Birrimien. Das obere Präkambrium (gefaltete Zwischenschichtfolgen: Tark-

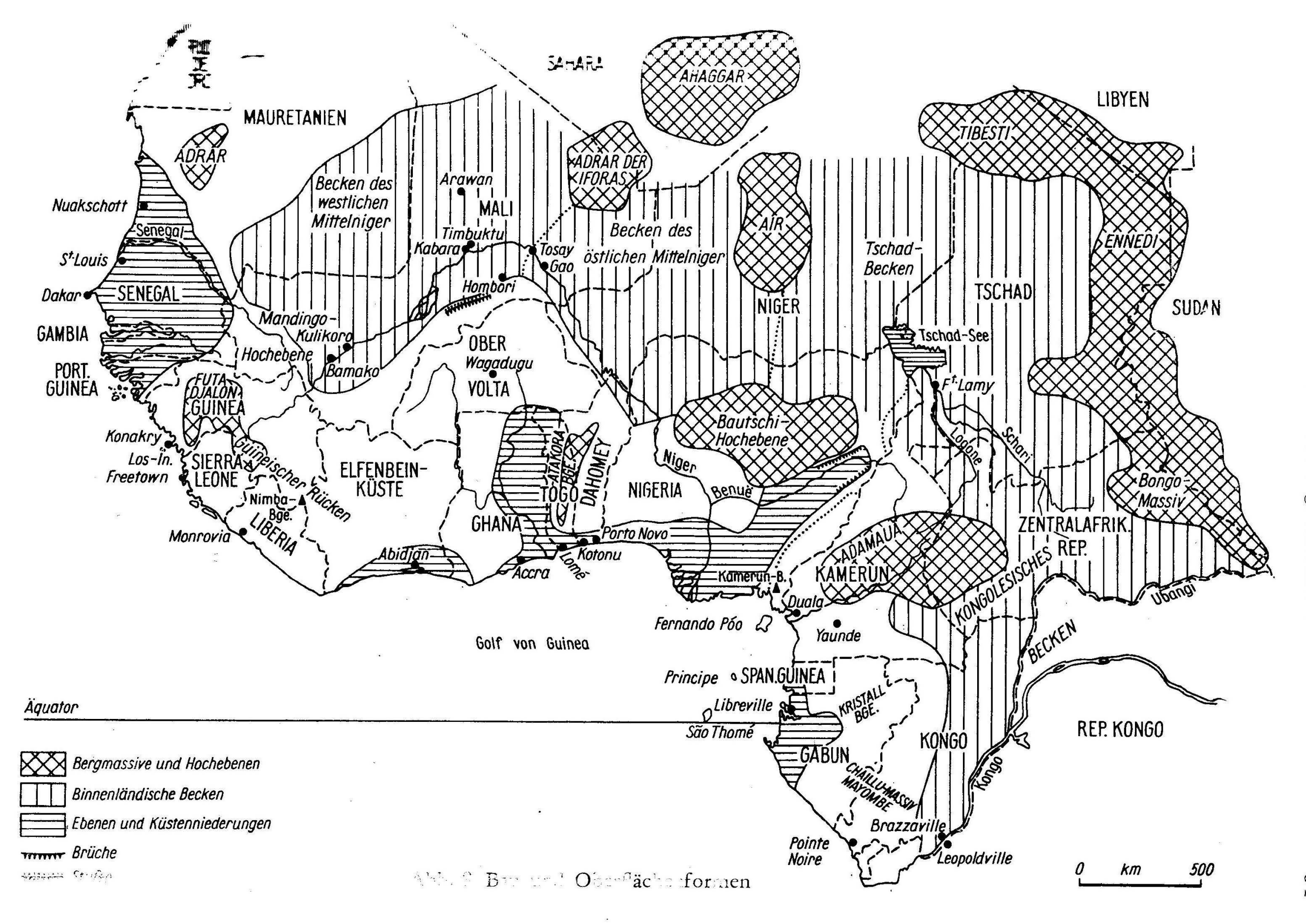


Abb. 8 Bau und Oberflächenformen

Faltungen erlitten, wodurch die Schichten teilweise senkrecht aufgerichtet oder sehr stark geneigt wurden; außerdem sind diese Schichten von Granitintrusionen und Mineralgängen gekreuzt.

Die Verschiedenartigkeit der Gesteine, aus denen der Sockel besteht, und ihre unterschiedliche Widerstandsfähigkeit gegen die einzelnen Formen der Erosion erklären die Abwandlungen in den Kleinformen, die dadurch entstanden sind.

Die Gesamtheit dieser Schichtfolgen hat vor dem Beginn des Erdaltertums Auffaltungen erfahren, deren Richtung im allgemeinen Südsüdwest bis Nordnordost, manchmal Ost-West ist. Diese Leitlinien spiegeln sich im gegenwärtigen Relief wider, da der Wiederbeginn der Erosion nach der Einebnung die härtesten Gesteine, wie die Quarzite, herauspräpariert hatte. Diese Freilegung stellt den gleichen, wesentlich langsameren Vorgang dar, der in Frankreich – in der Bretagne oder auch im Zentralmassiv – die früheren Richtungen der herzynischen Faltungen hervortreten ließ.

Seit der diesen Faltungen folgenden Einebnung, im großen und ganzen seit dem Erdaltertum, ist Schwarzafrika nicht mehr von grundstürzenden Faltungen berührt worden.

Die Ablagerungen, die zu einem gewissen Teil den Sockel bedeckt haben und die sich vom Anfang des Erdaltertums bis zum Quartär erstrecken, die festländisch oder marin sein können, sind auch im Falle von Transgressionen, die zu verschiedenen Zeiten gewisse Teile des Sockels überfluteten, in fast horizontaler Stellung geblieben.

Diese Schichten umfassen mit Unterbrechungen mehrere Serien: untere Sandsteine aus dem Kambrium und dem Ordovizium, obere Sandsteine aus der Devonzeit, eingeschaltete Serien (Sandsteine und rote Mergelsteine, die vom Perm bis zur unteren Kreide reichen. Es handelt sich um Sandsteine, wie sie sich unter wüstenartigen Bedingungen bilden und als „Sandsteine der Karoo“ in Südafrika finden). Hierzu gehören auch marine Serien (Sandsteine, Mergel, Kalksteine, die unter dem Einfluß einer Transgression, vor allem in der Küstenzone und verschiedenen Küstenebenen der Tieflandbuchten von Senegal-Mauretanien und Gabun sowie im inneren Becken des Niger, abgelagert worden sind und sich von der Kreide bis zum Eozän erstrecken). Ferner gehören dazu kontinentale Deckschichten (Oberflächenbildungen, in denen Sande und Sandsteine vorherrschen).

waïen und Falémien), das durch eine doppelte Diskordanz von den vorhergehenden Stockwerken und dem Paläozoikum geschieden ist, ist wenig oder gar nicht metamorph und im Gegensatz zu den vorhergehenden Schichtfolgen nur wenig gefaltet.

Als besonders bemerkenswert seien betont:

Erstens das Fehlen von kohlezeitlichen Gebirgen in den primärzeitlichen Serien; man findet sie nur in den nördlicheren Bezirken der Sahara. Nach den bedeutenden Transgressionen des frühen Erdaltertums, die die Ablagerung der unteren und oberen Sandsteine verursachten, war der afrikanische Kontinent in seinem größeren Teil – zeitlich vor der Bildung der herzynischen Faltungen in Frankreich – aus dem Meere aufgetaucht und unterlag danach, außer zeitlich und örtlich beschränkten, keinen Transgressionen mehr.

Zweitens das Vorwiegen der siliziumhaltigen Gesteine (Gneis, Granite, Quarzite, Sandsteine). Die Schiefer sind verhältnismäßig häufig, die Tone seltener und noch seltener die Kalksteine.

Die Deckschichten wurden nicht gefaltet, sondern deformiert: anfangs sind sie während der Kohlezeit, nämlich zur Zeit der herzynischen Faltung, von weitgestreckten „Verbiegungen" gewellt worden, woraus die manchmal rechtwinkligen Überschneidungen mit zwei Hauptleitlinien (Westsüdwest bis Ostnordost bzw. Nordnordwest bis Südsüdwest) herrühren. Aber das dadurch entstandene Fallen der Schichten ist sehr oft nur auf geologischen Karten großen Maßstabs zu erkennen. In einer jüngeren Epoche haben sich einzelne Schollen gehoben, andere sind zu Mulden – durch Kratone oder einfache Bodenwellen getrennt – eingebrochen. Diese Entwicklung war von vulkanischen Ausgüssen begleitet und führte zur Entstehung der größten Erhebungen (Kamerun-Berg im früheren Britisch-Kamerun, 4070 m). Weniger bedeutende Brüche, die gehobene oder eingesunkene Schollen begrenzen, gehen wahrscheinlich auf wiederholte Störungen des Untergrundes zurück.

Das Relief, das wir beschreiben wollen, gestattet eine regionale Großgliederung:

a) Die Schwellen sind weniger „Berge" als vielmehr zerschnittene Erhebungen; ihre Höhe übersteigt selten 1500 m. Verhältnismäßig hoch aufragende Formen kommen selten vor (der Quarzitkamm der Nimba-Berge in Guinea erreicht 1752 m: er erhebt sich aus einem Gusse über einer Hochfläche, deren Höhe in der Regel 500 m beträgt). Größere Höhen werden erreicht, wenn vulkanische Bildungen die Hochflächen überragen (der schon erwähnte Kamerun-Berg, Aïr, Tibesti).

Im großen und ganzen können wir zwei Schwellen unterscheiden: Die erstere, im Norden, ist völlig saharisch und besteht aus einem Kranz von Hochgebieten, der zuerst von Westen nach Osten (mauretanischer Adrar, Adrar der Iforas, Aïr, Tibesti) verläuft und dann nach Süden einbiegt, wo er aus der eigentlichen saharischen Zone heraustritt, um die Wasserscheide

längs der Grenze der Republik Sudan zu bilden (Massive von Ennedi und der Bongos).

Die zweite, südliche Schwelle folgt der Küste etwa parallel zur ersten (Futa Djalon, guineischer Rücken, Atakora, Adamaua, Kristallberge, Chaillu-Berge, Mayumbe).

b) Die binnenländischen Becken nehmen mit drei großen, teilweise saharischen, Einheiten im Norden den wesentlichen Teil der Oberfläche ein. Es sind die Becken des westlichen und östlichen Mittel-Niger, des Tschad; das kongolesische Becken im Süden liegt zum großen Teil außerhalb unseres Untersuchungsfeldes.

c) Küstenebenen oder Randbecken (Schwemmlandebene Senegal-Mauretaniens, Volta-Synklinale, tektonische Benuë-Niger-Senke, Schwemmlandebene in Gabun).

4. Bodenverhältnisse

Die Böden werden, wie die Oberflächenformen, überwiegend vom Klima geprägt. In den wüstenartigen Regionen herrschen Formen der mechanischen Verwitterung vor. Die thermoklastischen Prozesse, also starke Temperaturschwankungen, die zur oberflächlichen Zersprengung der Gesteine führen, scheinen nicht die Bedeutung zu haben, die man ihnen früher zuschrieb, jedenfalls nicht in den tropisch-heißen Wüsten. Geländebeobachtungen und Laboratoriumsversuche haben zu übereinstimmenden Resultaten geführt. Dagegen haben die während der feuchten Perioden gelösten Salze, die nach kapillarem Aufsteigen als sehr harte Schutzrinde die entblößten Felsen überziehen, anscheinend konservierend gewirkt, wie der gute Erhaltungszustand von Malereien und Ritzzeichnungen zeigt, die sich seit Jahrtausenden an den Felswänden befinden und faktisch unbeeinträchtigt geblieben sind. Einzig die von den Diaklasen schon zerlegten großen Blöcke unterliegen den Wirkungen der Hitzesprengung.[13]

Die Flächenspülung und die Oberflächenverwitterung der Gesteine scheinen der wichtigste Prozeß zu sein – die Regen fehlen niemals völlig, sondern sind nur sehr unregelmäßig und können, wenn sie eintreten, sehr heftig sein.

Die Arbeit der Erosion wird hier durch die Prozesse der Hydratation und der chemischen Zersetzung vorbereitet, die viel gewichtiger sind, als

[13] Vgl. *J. Dresch,* Pédiments et glacis d'érosion, pédiplains et inselbergs, in: Information géographique, Nov./Dez. 1957, S. 183–196.

früher angenommen wurde, besonders im Trockenklima mit Sommerregen, wie in der südlichen Sahara.

Felstafeln und Restberge, von Sanden gefüllte Einsenkungen: so sieht das letzte Ergebnis dieser Arbeit aus. Die wüstenhaften Regionen haben sozusagen keine Böden. Erst in den sahelischen Gebieten treten sie mit der zusammenhängenden Vegetation auf. Es sind Braunerden oder rostfarbige Böden von allgemein körniger Struktur; sie sind sehr häufig sandig und ärmer an organischen Stoffen als die Steppenböden der gemäßigten Klimate, aber weniger arm an chemischen Zersetzungsprodukten als die übrigen tropischen Böden.

Eine unverständige Bewässerung kann diese Böden auslaugen und sterilisieren, statt sie zu verbessern. Die Dicke dieser Böden ist gering und übersteigt sehr selten einen Meter. In dem Maße, wie man sich dem Äquator nähert, wächst der Anteil der chemischen Prozesse an der Bodenbildung auf Kosten aller übrigen Erosionsprozesse.

Man sprach deshalb lange Zeit von chemischer Erosion oder chemischer Auflösung: man führte sie auf die unter dem Einfluß der Gewitter und der Humusbildung entstandene Säurehaltigkeit des reichlichen feuchtwarmen, tropischen Wassers zurück, das die Gesteine ausgelaugt und eine große Anzahl mineralischer Elemente herausgelöst habe, darunter selbst den Quarz.

Die neuesten einschlägigen Werke widersprechen dieser Auffassung.[14] Abgesehen von besonderen Fällen, scheint sich das Wasser in den Tropen nicht durch besonderen Säurereichtum auszuzeichnen; hier wie anderwärts bleibt der Quarz faktisch unauflösbar, und die kolloidale Kieselerde kann nur in einer basischen Lösung entstehen und wirksam werden.

Die Gesteinszersetzung beruht einfach darauf, daß das Wasser das Gestein durch Hydratation zermürbt und dann durch Hydrolyse wie Ausfällung der lösbaren Elemente die Grundbestandteile herauslöst.

Überall wo die Pflanzendecke fest und geschlossen ist, schützt sie den Boden gegen die Zerrunsung; im dichten Wald, in dem die Zerrunsung entgegen einer lange eingewurzelten Meinung stärker als anderwärts mitspielt, werden ihre Wirkungen durch den starken Anfall von pflanzlichen Resten ausgeglichen. Dadurch wird der Eingriff der mechanischen Erosion hier auf normale Ausmaße beschränkt.

Unter einer wenig dichten Humusdecke wird das Muttergestein in beträchtlichen, bis über 10 m reichenden Tiefen verändert oder zersetzt.

[14] *G. Rougerie,* Le façonnement actuel des modelés en Côte d'Ivoire forestière, Dakar 1960.

Bei stehendem oder trägem Wasser ergibt sich eine bedeutende Humusanreicherung, die zur Bildung von tonigen Schwarzerden (hydromorphen Böden) geführt hat.

Bei fließendem und ständig erneuertem Wasser führt die Hydrolyse zur teilweisen Auflösung der Mineralien zu Basen und kolloidaler Kieselsäure, die weggeschwemmt werden, sowie zu reiner Tonerde, aus deren Hydroxydverbindungen sich die Verwitterungsböden aufbauen.

Das dabei entstandene Produkt besteht aus rötlichen (äquatoriale Roterden) oder gelben Tonen, die im allgemeinen in lockerer Lagerung auftreten. Man nannte sie früher Lateritböden, während der zu ihrer Bildung führende Prozeß als Lateritisierung bezeichnet wurde.

Die Ungenauigkeit dieser Terminologie bestimmte die Geologen, diesen Begriff durch die Bezeichnung Ferralitböden zu ersetzen. Diese bestehen aus Kaolin (wasserhaltigen Tonerdesilikaten) und Hämatit (Eisenperoxyd, das ihnen ihre rote Farbe verleiht) oder Brauneisenstein (Eisenhydroxyd, von gelber Farbwirkung). Die Ferralitböden enthalten stets chemisch reine Tonerde und besitzen einen gewissen Bestandteil Kieselsäure, etwa 30 % gegenüber 45 bis 80 % in den meisten Muttergesteinen.

Natürlich wechseln Aufbau und Zusammensetzung dieser Böden entsprechend dem unterschiedlichen Muttergestein (Tendenz zu Sandböden über quarzreichem Gestein; stärkere Eisenhaltigkeit der Böden über Gesteinen aus dunklen, basischen Mineralien) und den Geländeformen.

In den halbfeuchten Tropen wechselt der Auslaugungsprozeß der Regenzeiten mit einer mehr oder weniger scharfen Austrocknung während der Trockenzeit.

Man stellt in dieser Zone in einer wechselnden Tiefe die Bildung eines eisenhaltigen Horizontes fest, sowohl in den tonigen Umwandlungsschichten als auch in den alluvialen Sanden und Kiesen über dem festen Gestein.

In diesem Horizont erscheinen eisenhaltige Verhärtungen, die sich zu einer Art Konglomerat oder Panzer rötlicher oder violetter Färbung vereinigen können.

Diesen außerordentlich harten Panzern gab man zu Anfang ebenfalls die Bezeichnung Laterit, obwohl sie ihrer Natur nach von den bereits beschriebenen tonigen und lockeren Bildungen völlig abweichen. Die Bodenkundler bezeichnen sie heute als eisenhaltige tropische Böden und sprechen auch von Krusten und Erscheinungen von Krustenbildung. Diese Krusten sind ein Gemisch von Hämatit und wasserhaltiger Tonerde, das fast gänzlich ohne Kieselsäure ist (nur 1 bis 2 %) und niemals chemisch ungebundene Kieselsäure enthält.

Unter dem Lateritpanzer findet man oft eine durchschnittlich 5–6 m starke Tonbildung, die in ihrer chemischen Zusammensetzung und Dichte den Ferralitböden völlig entspricht; gleichwohl ist sie schwammartiger und heller. Diese Bildung ist das Lithomarge.

Man hat die Krusten lange als Endprodukt einer Entwicklung der Böden unter wechselfeuchtem Klima aufgefaßt, die den Ferralitböden der äquatorialguineischen Zone entsprechen sollten. Zur Erklärung der Anreicherung an Oxyden berief man sich auf „kapillares Aufsteigen" als Ergebnis der Verdunstung während der Trockenzeit.

Die neuesten Untersuchungen widerlegen diese Auffassung.

Die Panzer bilden sich dort, wo durch die Auslaugung aus bereits oxydreichen oberen Horizonten – solche sind Ferralitböden oder Panzer alter Bildung – Oxyde in einen Horizont mit geringerer Entwässerung transportiert werden. Daraus folgen eine Anhäufung der Oxyde [15] und eine Verhärtung in wechselnder, vom Grundwasser abhängiger Tiefe.

Die Krusten bilden sich also in tieferen Lagen, niemals oberflächig: bei den zutage tretenden Panzern handelt es sich um fossile Panzer, die von der mechanischen Erosion des fließenden Wassers freigelegt worden sind.

Der durch eine ungenügende Pflanzendecke wenig geschützte dünne Humusboden wird in dieser Zone von der mechanischen Verwitterung bedroht. Zerstört der Mensch durch Urbarmachung und mißbräuchliche „Buschfeuer" noch den ohnehin schwachen Schutz, den Bäume, Sträucher und Savannengräser dagegen bieten, so werden die jahreszeitlichen Regen die dünne lose Decke bald zerstört und den darunter liegenden harten, unfruchtbaren Panzer, den „Bowal" (Plural: „Bowé", aus der Fulsprache entlehnter Begriff), freigelegt haben.

Es wäre also folgendes zu sagen:

1. Wechselfeuchtes Klima fördert durch die gegensätzlichen Jahreszeiten den Vorgang der Panzerbildung, aber es genügt nicht zu seiner Erzeugung. Der Vorgang wird durch lokale topographische, paläogeographische (zum Beispiel Vorhandensein alter Panzer in größerer Höhenlage) und geologische Besonderheiten ausgelöst. Er hat also keinen zonalen Charakter im Sinne eines notwendigen Ergebnisses einer Bodenbildung, die allein von den Klimabedingungen abhängt.

2. Die Ferralitböden (jetztzeitliche oder solche alter Bildung) bieten, da sie eine bedeutende Akkumulation von lockeren Hydroxyden darstellen,

[15] Bei den Ferralitböden findet nur relative Akkumulation der Oxyde (durch Wanderung der Kieselsäure) statt.

günstige Voraussetzungen für die Panzerbildung. Aber die Panzer, die eher Resultat einer Verfrachtung als einer eigentlichen Entwicklung der Böden sind, können sich in den verschiedensten, selbst in stark siliziumhaltigen Böden bilden.

3. Es gibt rezente Panzer und fossile Panzer: die letzteren können sich, je nach den gegenwärtigen Bedingungen, verstärken, verlagern oder auflösen.

Wenn die Freisetzung der Sesquioxyde die Verluste durch Abschwemmungen überwiegt, nimmt die Panzerbildung zu (Futa-Djalon). Überwiegen Abschwemmung und Auslaugung, bildet sich kein Panzer, oder man beobachtet die Auflösung alter verpanzerter Horizonte. Bei starker oberirdischer Abschwemmung, aber geringer Auslaugung im Boden, gleitet die Panzerbildung in tiefere Horizonte ab.

Die Tragik Westafrikas liegt darin, daß die Bildung ferralitischer Böden wahrscheinlich bis in die Kreidezeit zurückgeht und in zahlreichen Regionen noch heute im Gange ist.

Nach den Forschungsergebnissen hat die Anhäufung lockerer Sesquioxyde in höheren Lagen, die sich leicht verfrachten lassen, zur gegenwärtigen Krustenbildung in tieferen Lagen beigetragen. Das erklärt die Verbreitung der Krustenbildung weit über die Gebiete hinaus, in denen durch die Veränderung des Untergesteins Eisen freigesetzt wird.[16]

5. *Reliefenergie*

Die Reliefenergie weicht grundlegend von der Europas ab. Der Bau, die Einförmigkeit der Hanggestaltung und auch die Länge der Erosionsperioden erklären zum Teil wahrscheinlich die weite Ausdehnung der flachen Formen; für die steilen Hänge sind sehr oft örtliche Störungen verantwortlich, die die ausgeglichenen Formen unterbrechen. Ebenfalls eine bedeutende Rolle spielen die klimatischen Faktoren der Erosion. Die Gesteine der Hochflächen werden hier in der Tat weniger durch die mechanische Verwitterung als durch die chemische Veränderung angegriffen. Die dicke Decke der Böden der äquatorialen oder der guineischen Zone, die Decksande in der nordsudanischen Zone und der Sahel, die Bowé in der Zwischenzone schließlich, stellen ein wenig angreifbares Relief dar, in dem sich Höcker und Mulden ohne ausgeprägten Übergang abwechseln. Unvermittelt tauchen manchmal steilere Formen auf; das sind Restberge aus sehr harten Gesteinen, die der

[16] *R. Maignien,* Le cuirassement des sols en Afrique occidentale, in: Chronique des mines d'Outre-Mer et de la recherche minière, Nr 281, Nov. 1959.

Auflösung widerstanden haben, Berge aus hartem Sandstein, Höcker aus Doleriten (vulkanische Ergüsse), Dome oder „Zuckerhüte" aus Granit oder Gneis. Sie verwittern infolge der Abblätterung, bei der sich die Schichten wie Häute über dem Inneren einer Zwiebel ablösen. Ihre Höhe reicht kaum weiter als 300 m über die flache Umgebung. Die kräftigeren Quarzitbarren oder Quarzitgrate können schließlich aus einem Gusse zu mehr als 1000 m relativer Höhe ansteigen – wie es bei den schon erwähnten Nimba-Bergen der Fall ist.

In den sudanischen Becken treten noch ausgedehnte Stufen einer mittleren Höhe von 100–200 m als Begrenzung von Sandsteintafeln auf, die im Hombori (Sudan) 700 m erreichen; sie tragen übereinstimmende Züge mit den „Stufen" in den Beckenlandschaften Europas, entsprechen einer gleichartigen Struktur, aber in viel größerem Maßstab, und stellen viel ausgeprägtere Formen dar.

6. *Hydrographie*

Die Verschiedenheit der Klimate spiegelt sich in der Hydrographie wider. Von den zeitweilig wasserhaltigen Bächen der Sahel gelangt man über eine Reihe von Übergängen zu den mächtigen regelmäßigen Flüssen der äquatorialen Zone.

Aus verschiedenen Gründen trägt die Hydrographie Merkmale, die von denen der gemäßigten Zone stark abweichen.

Zunächst fehlen hier, wie wir gesehen haben, die üblichen Gefällekurven der gemäßigten Zone. Vorherrschend sind endlose, wahllos von Hügeln durchzogene Ebenen, in denen hier und da „Inselberge" liegen – isolierte Berge, deren Fuß mit einem scharfen, oft rechtwinkligen Anstieg gegen die Ebene abgesetzt ist. Dies findet man auf den verhältnismäßig hohen „Schwellen" ebenso wie in den tiefer liegenden Becken.

Der Ablauf der Flußerosion unterscheidet sich hier wesentlich von jener, die für die gemäßigte Zone charakteristisch ist.

Durch die übrigen Arten der mechanischen Erosion (Temperaturwechsel, Wind) werden in den wüstenhaften und sahelischen Gebieten die Flüsse, die weder ein tiefes Flußbett noch große Schleppkraft entwickeln, mit Lockermaterial so überlastet, daß sie verwildern. In den Gebieten zwischen den wichtigen Wasserläufen überwiegt die flächenhafte Abspülung die lineare Erosion.

Sobald die Regenzeit länger andauert und die gesamte Niederschlagsmenge steigt, überlagert die chemische die mechanische Veränderung. Die Gewässer

führen dann fast nur Schlamm oder gallertartige Gebilde und vor allem gelöste Stoffe mit sich. Da auch das Gestein wenig Widerstand bietet, sind die Flußbetten in den Tälern übermäßig breit und flach.

Hin und wieder weisen die Gefällekurven der wichtigsten Wasserläufe selbst in dem weit stromaufwärts liegenden Bereich sehr schwach geneigte Laufstrecken auf, die unvermittelt in Stromschnellen oder Wasserfälle übergehen können. Darin zeigt sich die Wirkung der für wechselfeuchtes Klima typischen Erosionsformen, während für die unausgeglichenen Laufstrecken tektonische Störungen die Ursache sind. Fast die gleiche Erscheinung zeigen in Europa Täler im Jugendstadium der Erosion, so daß man früher diese Ausdrucksweise auch hier anwandte.

Da die Flußtäler in den meisten Fällen, außer in Gebirgen, wenig eingetieft sind, kann eine gewöhnliche Hochflut, noch viel eher eine gelegentliche Verstopfung des Flußbettes, die Ableitung eines Flusses in ein anderes Strombecken verursachen. Das erklärt auch die meisten scharfen Flußbiegungen, die ohne eine beachtliche Eintiefung verlaufen, so daß zukünftige Ablenkungen weiterhin denkbar sind.

Nur die großen Flüsse mit ihren hauptsächlichen Nebenströmen bilden vollständige Flußnetze. Nach dem Meer, im Ausnahmefall in die mit dem Tschadsee in Verbindung stehende Mulde, entwässern sie überdies im Verhältnis zu den Niederschlägen nur eine geringe Wassermenge: Einsickerung, Absorption durch den Pflanzenwuchs in der Waldzone, überall intensive Verdunstung, lassen nur wenig Wasser abfließen.

Zwischen diesen großen Strömen finden wir ein verworrenes Netz von Bächen, Lachen, Morästen ohne geordnete Verbindung, ohne regelmäßigen Abfluß nach außen. Bald verharren sie völlig abflußlos in Stagnation, bald lenken sie einen Teil ihrer Gewässer in die großen benachbarten Flüsse; sehr bald sind sie umgekehrt Aufnahmebecken für das Hochwasser der benachbarten Ströme, die auf diese Weise einen Teil ihrer Wassermassen verlieren. Der ganze Abfluß ist ungeordnet und umkehrbar. Auch vermag die Strömung ihre Richtung zu ändern. Nicht selten entstehen Flußgabelungen.

Die Wasserführung der großen Ströme ist sehr veränderlich. Im wechselfeuchten Tropenklima folgt einer Periode von Hochwassern, die der Regenzeit entspricht, eine Periode mit fühlbaren Niedrigwässern während der Trockenzeit; umgekehrt haben die äquatorialen Flüsse eine regelmäßigere Wasserführung mit genügend Wasser während des ganzen Jahres (zwei Maxima während der Zenitalregen).

Der Senegal (Länge 1400 km) entspringt in den Ausläufern des Futa-Djalon und der Mandingo-Hochebene. Sein von Südwesten nach Nordosten gerichteter Oberlauf ist reißend, er wird von zahlreichen Nebenflüssen genährt und von Fällen und Stromschnellen unterbrochen. Der Unterlauf richtet sich nach Nordwesten, dann nach Westen: das Gefälle ist sehr schwach, und zwar 40 m für die letzten 900 km.

Die Region des eigentlichen Flusses mit einem ausgeprägten Flußtal reicht bis Dagana, wenn auch das Strombett während der Hochwasser eine Breite von 15 bis 20 km erreicht. Dann stauen sich die Wassermassen, wobei sie oft in Sümpfen und Altwassern des Deltas verlorengehen, das eine mächtige Kette von Stranddünen begrenzt, die der Fluß sehr schwer überwindet. Er erhält in dieser Halbwüstenregion mit starker Verdunstung keinerlei Zufluß durch einen Nebenstrom.

Der Senegal würde das Meer nicht erreichen ohne die Hochfluten – von Juni bis Oktober, während der Regenzeit – und ohne die Gezeiten, durch die während der Zeit der Niedrigwässer Salz- oder Brackwasser flußaufwärts dringt; die Gezeiten wirken dann bis 500 km stromaufwärts.

Aus gleichen Gründen zeigt der Niger (Länge 4200 km) eine typisch tropische (sommerliche Hochwasser, Niedrigwässer im Winter), auf seinem Unterlauf durch die Abfolge von zwei Hochwassern kompliziertere Wasserführung, indem die durch den langen Weg verzögerte Flut des Oberlaufs zusätzlich als zweites Hochwasser eintrifft.

In Wirklichkeit besteht der Niger aus mehreren verschiedenen Teilen. Sein Oberlauf erinnert an den des Senegal. Der Niger entspringt auf dem Nordabhang des guineischen Rückens als Djoliba und wendet sich als wasserreicher Fluß mit gefällereichem Lauf nach Nordosten. Nach einer Reihe von Wasserfällen zwischen Bamako und Kulikoro erreicht er die sahelische Region. Dann beginnt sein mittlerer Lauf. Indem er seinen Lauf nach Nordosten fortsetzt, verästelt er sich in einer weiten alluvialen Ebene, deren Breite manchmal 100 km erreicht. Zugleich verlangsamt sich sein Lauf und droht sich in einem Gewirr von Flußarmen und Seen zu verlieren, wobei durch Versickerung und Verdunstung ein großer Teil des Wassers verlorengeht. Die durch diese Verlangsamung verzögerte Hochflut erreicht Kabara, den Hafen von Timbuktu, erst im Januar. Der Fluß erstreckte sich einst nicht nur in dieses innere Becken, das innere Delta des Niger, sondern noch weiter nach Norden, in die saharische Senke von Arawan.

Keineswegs durch die Wirkung der rückschreitenden Erosion, wie man lange angenommen hat, sondern durch Ablenkung infolge Absperrung dieses unteren Bezirks durch eine Dünenkette, könnte also der Niger nach

Osten abgeleitet worden sein, wo er sich mit einem zweiten, bereits existierenden Wasserlauf verbunden haben könnte, der sich nach Südosten auf den Golf von Guinea richtete.

Damit beginnt der dritte Bezirk des Niger. Stromabwärts von Timbuktu verengt sich das Tal, der Lauf wird schneller, die Richtung des Stromes wendet sich im Knie von Gao. Von den Stromschnellen und Wasserfällen der Schwelle von Tosaye an, oberhalb von Gao, bis nach Nigeria wird der Fluß immer dürftiger. Nur der Unterlauf in Nigeria erhält Zustrom durch Nebenflüsse – hauptsächlich durch den Benuë – sowie immer häufigere Regen und wächst bis zum Delta erneut an.

Weiter im Osten haben der Schari und der Logone, deren Gewässer den Tschadsee speisen, ebenfalls tropische Wasserführung. Der Tschadsee liegt auf 240 m Höhe und nimmt keineswegs die tiefste Stelle des nach ihm benannten Beckens ein, die 90 m tiefer im Nordosten liegt. Er bildet den Rest eines inneren Meeres, das sich einstmals weit nach Osten und Norden ausdehnte. Entsprechend seiner Lage an der Grenze der Sahel und des Sudan hat der See nur eine geringe Tiefe (5 m im Maximum, weniger als 2 m durchschnittlich); da er mehr einen Morast als einen See darstellt, bietet er der Verdunstung eine sehr große Oberfläche. Entsprechend den Jahreszeiten schwankt sein Niveau um durchschnittlich 0,60 m, seine Ausdehnung zwischen 11 000 und 22 000 km².

Ist der Tschad vom Verschwinden bedroht? Die Abdämmung durch die Dünen von Kanem hat ihn vom Grund des Beckens abgeschnitten und auf den südlichen Teil beschränkt. Die Erscheinung zeigt gewisse Gleichartigkeit mit den Verhältnissen am Mittellauf des Niger. Der nördliche Teil des Sees, eine Zone von kleinen Inseln und mehr oder weniger ausgetrockneten Wasserarmen, die sich zwischen den Inseln dahinschlängeln, wird von der Austrocknung durch den Harmattan und von der Zuschüttung durch die Dünen, die dieser Wind zusammentreibt, bedroht. Der morastige südliche Teil des Sees füllt sich mit Schwemmprodukten der Flußgewässer. Vergleichsweise mit der „Anzapfung" des Niger hat man lange Zeit angenommen, die Anzapfung des Logone durch den Benuë würde den Tschad in seiner Wasserversorgung bedrohen. In der Tat ist in den Sümpfen von Tuburi der Abfluß unsicher und verteilt sich in der Hochwasserperiode auf die Einzugsgebiete des Logone und des Benuë. Indessen schließen die neuesten Untersuchungen die rückschreitende Erosion als Grund der Anzapfung, wie im Falle des Niger, aus. Vermutlich ist die Unsicherheit des Abflusses älteren Datums, während gerade die neuere Entwicklung die Entwässerung in Richtung zum Tschad begünstigt hat.

Mit dem Ubangi, der noch zum Bereich des wechselfeuchten Tropenklimas gehört, erreichen wir das Kongobecken.

Der Kongo ist der einzige große Fluß mit äquatorialer Wasserführung innerhalb des hier untersuchten Gebietes, dessen Grenze er auf einem kleinen Teil seines Laufes bildet. Seine verhältnismäßig regelmäßige Wasserführung schließt zwei Maxima ein, wobei er Nebenströme aus dem nördlichen und südlichen tropischen Wechselklima an jedem seiner Ufer aufnimmt. Der Abfluß bleibt zu allen Jahreszeiten reichlich.

Die Flüsse in den Tropen sind für die Schiffahrt nicht günstig: die bedeutendsten können nur während des Hochwassers, außer bei außerordentlichem Hochwasser, aber nicht während der Niedrigwässer, benutzt werden. Doch selbst in diesem Falle bleibt die Schiffahrt unsicher, sie wird von Stromschnellen behindert, die die Wasserläufe in verschiedene Schiffahrtsstrecken (z. B. Mittelniger) gliedern. Der Kongo bietet bessere Möglichkeiten, aber auch bei ihm ist die durchgängige Schiffahrt durch Katarakte unterbrochen, von denen die gefährlichsten zwischen dem Stanley-Pool und der Mündung liegen; sie entsprechen dem Austritt des Flusses aus dem großen inneren Becken und überwinden die Küstenschwelle.

7. *Küstenzone*

Die geringe Gliederung der Küsten ist eines der auffälligsten Charakteristika des afrikanischen Kontinents. Von schützenden Vorgebirgen abgesehen, ist die Küste häufig flach und niedrig.

Die einzigen erwähnenswerten Unterbrechungen sind die „Riasküsten", riesige Ästuare, die aus ertrunkenen Flußtälern hervorgegangen sind („Südflüsse" in Westafrika vom südlichen Senegal bis nach Guinea, Küsten Kameruns und Gabuns im Norden von Kap Lopez); diese großen Ästuare sind meist sehr stark verschlammt.

Anderswo fassen Küstennehrungen den Kontinent ein; an der senegalesischen Küste haben von Wellenschlag und dem Nordost-Passat nach Süden verfrachtete Sande die Bildung einer schweifförmigen Bucht in Dakar bewirkt. Hier schützt eine Gruppe von vulkanischen Eilanden, die sich an den Komplex der Kapverdischen Inseln anschließen und mit dem Kontinent durch eine feste Sandbank in Verbindung stehen, eine riesige Reede, die ihre Bedeutung ihrer außerordentlichen Lage verdankt. Sie ist der für die europäische Schiffahrt naheste und zugänglichste Punkt Schwarzafrikas an der Eingangspforte eines der wichtigsten Zugangswege ins Innere des Kontinents.

An der Elfenbeinküste und in Dahomey, wie an der Küste von Gabun im Süden des Kap Lopez, haben die Küstenströmungen die ursprüngliche Küstenlinie durch die Bildung von Landzungen (Lidos) verändert, wodurch längliche und schmale Lagunen entstanden sind.

Die Küsten gelten durch die starke Brandung als besonders ungastlich, erzeugt doch die an einem Flachstrand auflaufende Dünung außer an geschützten Stellen eine Barre aus Sand, deren Überwindung für die Brandungsboote kompliziert und gefahrvoll ist.

8. Landschaften

Das geographische Milieu als Voraussetzung für die Tätigkeit des Menschen stellt sich in Schwarzafrika vor allem als ein bioklimatisches Milieu vor. Die Böden sind grundlegender Bestandteil dieses Milieus, während weitere Faktoren nur zweitrangige Modifizierungen bewirken.

Dabei darf nicht übersehen werden, daß das geographische Milieu dem Handeln des Menschen keine starren Grenzen vorschreibt. Der Mensch kann es nutzen und sogar verändern. Es spielt immer nur eine passive, die menschliche Tätigkeit hemmende oder fördernde Rolle, ohne jemals über ihre Entwicklung zu bestimmen.

Nach der bioklimatischen Zonenentstehung werden wir hier zwei wichtige Milieutypen unterscheiden.

a) Die Landschaft des Waldes

Der Wald zeigt manche Unterschiede: sie werden zum Beispiel durch die Dichte des Unterholzes bestimmt. Am laubreichsten sind oft die Sekundärwälder (selbständiger Nachwuchs auf der Stelle zerstörten Urwaldes).

Zugleich mit üppigem Pflanzenwuchs begünstigen Wärme und Feuchtigkeit die Existenz von Kleinstorganismen, Würmern und Insekten im Wald. Für die höheren Großtiere und den Menschen dagegen sind die Bedingungen ungünstig. Es wimmelt von Vögeln und Reptilien sowie von Säugetieren, die auf Bäumen leben und Insektenfresser oder Nager sind. Allerdings leben mittelgroße Säugetiere und Raubtiere, wie der Panther, im Unterholz, aber in einem solchen Milieu können sich die großen Pflanzenfresser unter den Säugetieren und die großen, von ihnen lebenden Raubtiere nicht entwickeln. Weder Nahrung noch bequeme Einstandsgebiete können sie im Walde finden, meist werden sie Opfer der durch Hitze und Feuchtigkeit verviel-

fachten Sterblichkeitsfaktoren, der Parasiten (Insekten, Würmer usw.), Mikrobenkrankheiten (Fieberkrankheiten, Schlafkrankheiten usw.).

Diese Bedingungen wirken sich auch ungünstig auf den Menschen aus, besonders war dies in den frühen Abschnitten seiner Entwicklung der Fall. Allerdings findet der Mensch zu allen Jahreszeiten ohne große Arbeit, oft nur durch das Sammeln, in der Natur Obst und eßbare Wurzeln. Aber Fleischnahrung, abgesehen von Fischen, findet er seltener. Krankheiten und Parasiten schwächen den Körper des Menschen, der ein kümmerliches Leben führt, da ihm für eine ständige Arbeitsleistung Möglichkeit und Ansporn fehlen.

Solange der Mensch nicht jenen Entwicklungsabschnitt erreicht hat, in dem er den Wald roden oder – wie auf Java – in nutzbarem Zustand halten kann, bremst der schwer zu durchdringende Wald, der gegebenenfalls Zuflucht, stets aber ein Hindernis für Verkehr und Austausch darstellt, die gesellschaftliche Entwicklung.

b) Die offenen Landschaften der Savanne und des Busches

An den guineischen Wald schließt sich eine noch sehr feuchte Übergangszone an, die südsudanische Zone, in der sich mehr als 1000 mm Jahresniederschlag über sechs Monate verteilen. Typisch für diese Zone ist die grasreiche Savanne, bestehend aus Hochgräsern mit noch starker Verbreitung von Bäumen bzw. Baumgruppen oder lichtem Wald. Die Bäume sind oft nutzbar (Schibutterbaum, Kapok- oder Wollbaum, Mehlbaum, Borassus-Palme) und gelegentlich auch in Lichtungen des Waldes anzutreffen. Dichtes Gras beherbergt viel Wild, und für die Jagd liegt hier ein gutes Betätigungsfeld.

Aber in dieser Zone ist auch die Bowalisation am stärksten verbreitet. Im menschlichen Eingriff, insbesondere in den Buschfeuern, liegt für diese Zone die größte Gefahr, daß die ursprüngliche Savanne und sogar anfällige Teile des Waldes in eine künstliche Wüste verwandelt werden. Das ist auch die Region, die am meisten von Glossinen (Tsetse-Fliegen) jeder Art belästigt wird und die den Herd der Schlafkrankheit darstellt.

Wenn es sich auch um eine Übergangszone handelt, die für die menschliche Betätigung vorteilhafte und unvorteilhafte Elemente in sich birgt, so gehört sie doch schon zu den offenen Landschaften, wie sie sich weiter im Norden endgültig durchsetzen. Von der lichteren nordsudanischen Savanne bis zum Sahel zeigt die Bodenbedeckung noch einen reichhaltigen Bestand, wobei sich im allgemeinen die wesentlichen Bedingungen noch ähnlich bleiben.

Der Pflanzenwuchs wird weniger üppig, und die Natur zeigt sich besonders in der Trockenzeit als wenig ertragreich. Hier könnte der Mensch durch Sammeln seinen Unterhalt nicht gewinnen; der Anbau verlangt größere Anstrengungen. Regenmangel oder schlechte Regenverteilung können die Ernte des Jahres gefährden und die Gefahr einer Hungersnot schneller heraufbeschwören als in der Waldzone. Dennoch herrschen hier durchschnittlich bessere Existenzbedingungen; die Arbeit des Menschen ist für die Gewinnung der unbedingt erforderlichen Reserven wohl geboten, aber doch leichter. Allerdings grassieren auch Tropenkrankheiten, zumal während der Regenzeit, also gerade zur Zeit der härtesten Arbeiten. Ein Heer von Parasiten droht den menschlichen Körper zu zermürben. Die Periode der Stürme, die den Regen vorausgeht, und die Zeit des Harmattan stellen eine zusätzliche Belastung dar. Dennoch ist das Klima insgesamt kontrastreicher, daher auch gesünder und schonender. Der Ackerbau ist lebensnotwendiger als in der Waldzone und auch leichter auszuüben, da er weniger natürliche Hindernisse findet. Vor dem Beginn der Regenzeit werden die trockenen Gräser in Brand gesteckt, und danach kann der extensive Anbau beginnen. Demgegenüber ist der Wald, wenigstens in der feuchtesten Zone, schwer brennbar. Selbst die teilweise Rodung verlangt dort eine ungewöhnlich schwere Arbeit. Zwar besteht die Gefahr der Bowalisation, aber im geringeren Maße als in der südlichen Savanne.

Schließlich finden in der Savanne die großen Pflanzenfresser günstige Existenzbedingungen, Nahrung, weiten Auslauf, geringere Anfälligkeit für Krankheiten, insbesondere für die Schlafkrankheit. Die Jagd bleibt ergiebig, und man kann Großvieh züchten.

Für den menschlichen Verkehr und die Entwicklung des gesellschaftlichen Austauschs liegen hier die günstigsten Bedingungen vor.

ZWEITES KAPITEL

Die Menschen

1. Rassen

Der Begriff „Schwarzafrika" * erklärt sich auf Grund der überwiegenden Bevölkerung dieses Teils des Kontinents: Im großen und ganzen beginnt unmittelbar südlich der Sahara das von der schwarzen Rasse bewohnte Gebiet. Die Negroafrikaner sind die wichtigste Gruppierung dieser Rasse. Ihre andere bedeutende Gruppierung stellt die indomelanesische Gruppe dar, die die Bevölkerungen Südindiens und Melanesiens vereinigte und sich einst über ganz Südostasien erstreckte, bevor sie durch das Eindringen der indonesischen Völker in zwei Gruppen geteilt wurde.

a) Biologische Eigenheiten

Die Kennzeichen der schwarzen Rasse scheinen sich auf den ersten Blick leicht angeben zu lassen: dunkle Pigmentation der Haut, wolliges, krauses Haar – ein Merkmal, das für die negroafrikanische Rasse typisch ist –, schwache Körperbehaarung, stärkere Schweißabsonderung, breite Nasenform, Prognathie (vorspringender Kiefer), gewölbte Lenden. Eine eingehendere Prüfung zeigt indessen die Ungenauigkeit dieser Kriterien. Die Hautfarbe zeigt zwischen vollkommenem Schwarz und sehr hellem Kastanienbraun eine Vielzahl von Varianten. Davon tritt Kastanienbraun wenigstens ebenso stark bei Völkern auf, die wegen ihrer übrigen Kennzeichnen gewöhnlich zur gelben oder weißen Rasse gerechnet werden. Auch die oft als spezifisch „negroid" dargestellte „Prognathie" ist innerhalb der schwarzen Rasse

* Mit Rücksicht auf seine Bedeutung in Verbindung mit der Rasse und seine Einführung durch die Kolonialisten (das *Weißafrika* entgegengesetzte *Schwarzafrika* der französischen Kolonialschriftsteller) wird der Ausdruck heute manchmal abgelehnt. Dennoch ist er nur eine Wiederbelebung des arabischen Begriffs „Bled es Sudan" (Land der Schwarzen). Es scheint uns, daß er dem unscharfen „Afrika südlich der Sahara", das von gewissen internationalen Organisationen verwandt wird, noch vorzuziehen ist.

nicht derart allgemein, wie man zuweilen annimmt. Daraus ergeben sich viele Unsicherheiten. So bilden die Zonen der Sahel und der Wüste und andererseits Ostafrika Übergangsgebiete, in denen sich die weiße Rasse, die den Norden des afrikanischen Kontinents bewohnt, mit der schwarzen überlagert.

Die Bevölkerung der saharischen Zone gehörte im Altertum und frühen Mittelalter wahrscheinlich zu einem bedeutenderen Teil als heute der schwarzen Rasse an. Die heutigen Viehzüchternomaden in der westlichen und zentralen Sahara – Mauren und Tuareg – gehören zur weißen Rasse, was nicht ausschließt, daß sie zum Teil mit der schwarzen Rasse vermischt sind.[17] Die Eigenheiten der negroiden Rasse sind unter der seßhaften Bevölkerung der Oasen viel auffälliger. Die Ansiedlung der von den Nomaden im Süden geraubten Gefangenen mag das in gewissen Fällen erklären. Aber oft ist die Frage berechtigt, ob diese Bevölkerung nicht den Überrest einer einstmaligen negrosaharischen Bevölkerung darstellt.[18] Das bedeutet nicht, daß zwischen Wirtschaftsweise und Rasse Zusammenhänge bestehen.[19] In der östlichen Sahara sind die Tubu, die sich nichtsdestoweniger als von weißer Abstammung bezeichnen, völlig schwarz und treiben Nomadenviehzucht. Noch verwickelter liegen die Verhältnisse bei den Fulbe. Zunächst ist zu sagen, daß es keine Fulbe-„Rasse“ gibt. Viele Fulbe unterscheiden sich von den anderen westafrikanischen Schwarzen physisch überhaupt nicht. Richtig ist, daß die meisten von ihnen – besonders in der sahelischen Zone – physische Eigenheiten zeigen, durch die sie sich von anderen Schwarzen unterscheiden: kupferbraune, manchmal sehr helle Hautfarbe, fehlende Prognathie, dünne und adlerhafte Nase. Anscheinend hat man in den Fulbe einen Zweig des „äthiopiden“ Rassetyps zu sehen, der in Ostafrika sehr weit verbreitet ist und negroide und der weißen Rasse eigentümliche Züge vereinigt. Man könnte diesen Zweig als Ergebnis einer weit zurückliegenden Verschmelzung

[17] Schon das ist ein Grund, um auf die Notwendigkeit hinzuweisen, nicht Rasse und Volk oder Zivilisationstyp zu verquicken. Wenn die Berber im Norden der Sahara weiß sind, so werden sie es mit der Annäherung an den Sudan immer weniger. Schon im 9. Jh. sagte Ibn Haukal von ihnen, daß sie von einer immer dunkleren Hautfarbe waren in dem Maße, in dem man nach Süden kommt, und daß sie nahe dem Sudan völlig schwarz waren.

[18] Vgl. *R. Capot-Rey,* Le Sahara français, Paris 1953, S. 169/70.

[19] Noch zwischen Rasse und gesellschaftlicher Stellung. Bezüglich der Tuareg erinnert Richard-Molard daran, daß „Ferhun, Amenokal (Häuptling) der Ulmidden, schwärzer als seine Sklaven gewesen sein soll“. (Afrique Occidentale Française, Paris 1949, S. 91).

der beiden genannten Rassen auffassen. Sicher ist, daß die gegenwärtigen Eigenheiten dieses Typs sich vor sehr langer Zeit herausgebildet haben müssen. Menschliche Skelette mit einem Alter von einigen Jahrtausenden, die man in seinem gegenwärtigen Bevölkerungsgebiet gefunden hat, zeigen schon die gleichen Eigenheiten. Verschiedene Anthropologen sehen deshalb in ihm nur eine Variante der negroafrikanischen Rasse.

In historischer Zeit haben sich die Fulbe von Mauretanien bis in die Gegend des Tschad ausgebreitet. Im Anschluß an Traditionen über eine frühere Wanderung der Fulbe aus Osten wurden zahlreiche Hypothesen erdacht, die oft sehr phantastisch waren. Man wollte in ihnen Mischlingsnachkommen von Ägyptern, ja sogar von Hebräern, die auf ihren Wanderungen nach Westafrika gekommen seien, erkennen. Berücksichtigt man den physischen Typus, so darf man die Herkunft der Fulbe aus Ostafrika vermuten. Nach der wahrscheinlichsten, bereits im 19. Jh. von Barth aufgestellten und von Lhote näher belegten Hypothese verlief der Wanderweg der Fulbe, als die Sahara noch über genügende Weidegebiete verfügte, vom oberen Nilgebiet über Nord-Tibesti, Ost-Tassili, Ahaggar und den Adrar der Iforas nach dem Hodh. Auffällig ist die Übereinstimmung der sogenannten „Rinderhirten" auf den Felsbildern, die diese Route bezeichnen, mit den jetztzeitlichen Fulbe; das zeigen physischer Typus, Helmstutz- und Zopffrisuren, Nackenzöpfe, Rundhütten, Waffen und Lebensweise. Die ältesten dieser Wanderungen sollen im 4. oder vielleicht auch 5. Jahrtausend v. u. Z. vor sich gegangen sein. Diese Proto-Fulbe hätten die Sahara bis zur Zeit des ägyptischen Alten Reiches und eventuell noch in etwas jüngerer Zeit bewohnt. Die altägyptischen Vergleichsobjekte schließen die Hypothese einer Übertragung „ägyptischer Einflüsse" durch diese Proto-Fulbe jedoch aus.[20] Andere Fragen hat die Anwesenheit von Völkern im negroafrikanischen Wohngebiet, die die Anthropologen als eigenständige Rassen betrachten, aufgeworfen. Das ist bei *Negrillen* oder *Pygmäen,* die in kleinen Gruppen

[20] Vgl. *H. Breuil,* Les roches peintes du Tassili-n-Ajjer, (Congrès panafricain de préhistoire, Algier, 1952), Paris 1955, S. 65–220, und *H. Lhote,* L'extraordinaire aventure des Peuls, Présence Africaine, XXII, Okt./Nov. 1958, S. 48–57. Datierungen, die nach der Radium-Carbon-Methode an Nahrungsmittelresten aus Fundzusammenhängen der „Rinderhirten" vorgenommen wurden, ergaben die Grenzdaten einer Altersspanne, die von 3560 v. u. Z. bis 2500 v. u. Z. reichen würde. H. Lhote rechnet noch mit einer Ungenauigkeitsspanne und schlägt 4500 v. u. Z. und 2000 v. u. Z. als die zwei möglichen Grenzdaten vor. (Discours de réception à l'Académie des Sciences d'Outre-Mer, Comptes-rendus des séances de l'Académie des Sciences d'Outre-Mer, XXI, Februar 1961, S. 67–81).

im Äquatorialwald zerstreut leben, und bei *Buschmännern* und *Hottentotten* (Khoisaniden [21]), die in die Wüstengebiete oder Halbwüsten Südwestafrikas abgedrängt worden sind, der Fall.

Die Pygmäen unterscheiden sich von den Schwarzen Afrikas durch ihren kleinen Wuchs (unter 1,50 m) und andere Eigenheiten. Die Haut ist nicht schwarz, sondern fahlgelb, das Haarsystem entwickelt und die Nase unten sehr breit. Der Körpergestalt und verschiedenen physiologischen Eigenheiten nach unterscheiden sie sich ebenfalls von den Schwarzen.

Die Khoisan-Rasse weist noch eigentümlichere Kennzeichen auf: kupferrote Haut, stark gekräuseltes Haar, das in Büscheln im „Pfefferkornmuster" getrennt steht, schließlich verschiedene anatomische Besonderheiten, die sie nicht nur von den Schwarzen, sondern von allen anderen jetztzeitlichen Menschenrassen unterscheiden. Die sichtbarste dieser Besonderheiten ist die „Steatopygie" der Frau. Zweifellos waren die diesen Rassen zugehörenden Völker einstmals stärker verbreitet. Das Zeugnis der Antike und Überlieferungen der schwarzen Völker bestätigen, daß die Pygmäen vormals bis an die nördlichen Grenzen Schwarzafrikas verbreitet waren. Die Buschmänner und die Hottentotten haben in Südafrika einstmals ein viel größeres Gebiet innegehabt. Der Stil gewisser Felszeichnungen, einschließlich Darstellungen der Steatopygie, die anthropologische Übereinstimmung der Khoisaniden mit gewissen fossilen Funden, zum Beispiel mit dem Menschen von Asselar, berechtigen zu der Annahme, daß sie in prähistorischer Zeit gewisse saharische Gebiete bewohnt haben könnten. Sind diese in Überresten vorhandenen Rassen den afrikanischen Schwarzen völlig fremdartig? Oder tragen gewisse gemeinsame Eigenheiten, dunkle Pigmentation der Haut, Kraushaarigkeit, Verwandtschaftszüge? Im Falle der Pygmäen allgemein ist es nicht ohne Bedeutung, daß sie in Asien [22] wie in Afrika in einem Gebiet mit schwarzer Bevölkerung wohnen. Allerdings sind die Pygmäen Südostasiens von denen Afrikas in anthropologischer Hinsicht sehr deutlich unterschieden. Darf man daraus schließen, daß die Negrillen eine Grundvariante oder ein verirrter Seitenzweig, ein degenerierter Teil der schwarzen Rasse sind? Nach heutiger Auffassung der Anthropologen stellen die Pyg-

[21] Abgeleitet von Khoikhoin, der Selbstbezeichnung der Hottentotten, und San, der Selbstbezeichnung der Buschmänner.

[22] Nach völkerkundlicher Auffassung hatte Südostasien zwischen Indien und Melanesien einst eine schwarze Bevölkerung. Genau dieses Gebiet ist heute durch das Vorhandensein von Negrillen gekennzeichnet (Andamaneninseln, Malaiischer Archipel, Philippinen).

mäen eine besondere und sehr alte Rasse dar, die keineswegs degeneriert ist.[23] Hauptsächlich am Kongo-Bogen sind die Pygmäen mit der negriden Rasse vermischt. Es ist noch die Frage, ob der kleinere Wuchs der Schwarzen der Waldgebiete ein Zeichen verallgemeinerter Mestizisierung ist. Man neigte verschiedentlich dazu, den kleinen Wuchs gewisser Völkerschaften der guineischen Zone, zum Beispiel der Gagu der Elfenbeinküste, als Mestizisierung aufzufassen.

Vom jetzigen Stand unserer Kenntnisse aus lassen sich noch keine endgültigen Antworten auf diese Frage geben. Allerdings ist der Beweis für die Richtigkeit der Hypothesen, die eine weitgehende Veränderungsfähigkeit der Menschenrassen fordern, schwer anzutreten. Das ist aber noch kein hinlänglicher Grund, diese Hypothesen endgültig aufzugeben. Dabei muß wieder unterstrichen werden, wie unzuverlässig die anatomischen oder physiologischen Kennzeichen sind, die man als Rassenmerkmale ansah. So sollte auch Hypoglykose im Blut ein Kennzeichen der negroafrikanischen Rasse sein. Diese Ansicht hielt sich, bis sich herausstellte, daß die Hypoglykose bei den in Frankreich garnisonierten schwarzafrikanischen Schützen nicht auftrat – da sie normal ernährt wurden. Im kolonialen Afrika spiegelte die Hypoglykose also ganz einfach die allgemein verbreitete Unterernährung der negriden Bevölkerung wider![24]

Die Anthropologen unterscheiden übrigens mehrere Rassentypen oder „Unterrassen" der negroafrikanischen Rasse: die südafrikanische Unterrasse (im Süden des früheren „belgischen" Kongo, Kennzeichen sehr hoher Wuchs und verhältnismäßig helle Hautfarbe); die kongolesische Unterrasse (Äquatorialwald), Kennzeichen kleinerer Wuchs, kurze und muskulöse Glieder, schärfer ausgeprägte Prognathie; die nilotische Unterrasse (oberes Nilbecken), die sich in vielerlei Beziehung der schon erwähnten äthiopiden Unterrasse annähert und durch großen Wuchs, schlanken Körper sowie Gesichtszüge, die denen der weißen Rasse ähnlich sind, gekennzeichnet ist. In Westafrika unterscheidet man zwei Unterrassen: sudanische Unterrasse oder Rassentyp des offenen Landes, der die Nordhalbkugel von Senegal bis

[23] Die meisten Anthropologen widersprechen den Schlußfolgerungen von Dr. G. Olivier, Anthropologie physique des Négrilles du Cameroun, in: Études cameerounaises, 29–30/1950, S. 113–118, wonach Babinga und Bagiëlli nur „Neger verkleinerten Maßstabs" seien (z. B. *H. V. Vallois,* Les Pygmées du Cameroun, in: Science, 67/1950, S. 271–279).

[24] Vgl. Oberstleutnant *L. Pales,* Le Bilan de la mission anthropologique de l'A.O.F., Dakar 1948, S. 15.

Kordofan bewohnt, sein Kennzeichen hoher Wuchs; guineische Unterrasse oder Rassentyp der Waldzone zwischen Guinea und Kamerun, mit weniger hohem Wuchs und gedrungener Statur. Der Begriff sudanische oder guineische Unterrasse zieht einen *Anteil des Milieus* an der Herausbildung dieser Rassentypen in Betracht. Die Tatsache des Einflusses der natürlichen Umwelt auf die Entwicklung der Menschenrassen ist an sich nicht fraglich. Diejenigen, die diesen Einfluß starr ablehnen, gehen von aprioristischen Thesen über die Unveränderlichkeit der Rassen oder von der Unbeeinflußbarkeit des Lebewesens durch die natürliche Umwelt aus und mißachten damit die Erkenntniserweiterung in den biologischen Wissenschaften seit einem Jahrhundert. Wie diese Entwicklung und Anpassung vor sich gegangen sind, ist jedoch noch sehr unvollkommen erforscht. Bei näherem Vergleich bemerkt man, daß die Entsprechungen zwischen dem sudanischen und guineischen Rassentyp und den Umweltzonen, nach denen man sie genannt hat, nicht in dem erwarteten Maße vorliegen.[25] Globale Zuordnungen auf diesem Gebiet können also nur eine sehr vorsichtige Aufnahme erwarten, da sie sehr bedeutende Fehlerquellen einschließen können. Unter diesem Gesichtspunkt muß man auch die von uns erwähnte Klassifizierung nach Unterrassen betrachten.

b) Rassismus

In diesem Zusammenhang muß auch kurz auf die rassistischen Theorien eingegangen werden. Im großen und ganzen streben sie danach, unter den Rassen – deren schwierige Bestimmung und Abgrenzung wir sahen – eine Hierarchie zu errichten. Gewisse Rassen besitzen demnach angeblich höhere intellektuelle und moralische Fähigkeiten und Eigenschaften als die anderen. Das soll ihnen das Recht geben, die übrigen Rassen zu beherrschen und auszubeuten. Solche Theorien entbehren jeder wissenschaftlichen Grundlage.

Niemals hat irgendeine Erfahrungstatsache auf die geringste einer Rasse beizulegende „Minderwertigkeit" schließen lassen. Schwarze, Weiße oder Gelbe gelangen *unter gleichen materiellen und gesellschaftlichen Ausgangsbedingungen* auf intellektueller Ebene zu den gleichen Durchschnittsergebnissen, weisen die gleiche verhältnismäßige Verteilung von höheren, durchschnittlichen oder mittelmäßigen Fähigkeiten unter sich auf. Natürlich könnte die rassistische Theorie, selbst wenn sie wissenschaftlich begründet wäre,

[25] Vgl. Mission anthropologique de l'A. O. F., Bd 5 u. Bd 5 *bis,* 1953 und 1954 (Raciologie comparative).

keineswegs ein sogenanntes „Recht“ irgendeiner Rasse motivieren, die übrigen Rassen zu unterdrücken und auszubeuten!

In Wirklichkeit war die angebliche geistige und sittliche Überlegenheit der „Herren-Rasse“ jeweils nur eine Zwecklüge, um Unterdrückung und Ausbeutung, um die grausamsten, unsittlichsten und fortschrittsfeindlichsten Maßnahmen zu garantieren.

Gegen die schwarze Rasse, die zum Hauptopfer werden sollte, richtete sich der Rassismus bereits seit dem 16. Jh. Damals suchten die Europäer nach einer „Begründung“ für den Sklavenhandel und die Versklavung der schwarzen Bevölkerung in ihren amerikanischen Kolonien. Noch im 19. Jh. wurde der Rassismus von den Sklavenhaltern in den USA propagiert, um das Halten schwarzer Sklaven zu rechtfertigen. Heute dient er dem Zweck, die Diskriminierung der Schwarzen in den USA und den noch bestehenden Kolonien in Afrika zu „erklären“. Seine unverhohlene Propagierung schien nachzulassen, nachdem ihn Europa durch den Hitlerischen Rassismus selbst zu spüren bekommen hatte – offen gewalttätige rassistische Theorien werden jetzt fast nur noch in Südafrika und den Südstaaten der USA propagiert –, aber er ist ohne Zweifel auch in Europa noch vorhanden.

Aus diesem Grunde ist es notwendig, auf die verschiedenen Begriffsverwechslungen einzugehen, auf denen der Rassismus fußt, besonders auf die Verwechslung des rein natürlichen oder biologischen Begriffs der Rasse mit den Begriffen der Sprache, Kultur oder Nation, die wesentlich gesellschaftlicher Art sind. So „begründete“ der Hitlerismus seine Rassendoktrin mit der Gegenüberstellung einer arischen und einer semitischen „Rasse“. Diese angeblichen Rassen existieren nicht nur nicht, sondern schon ihre Bezeichnung ergibt gar keinen Sinn, da die Begriffe „arisch“, oder indoeuropäisch, und „semitisch“ auf Sprachfamilien angewandt werden, die verschiedenste Völker umfassen. Die Bestimmung der „Rasse“ durch ein linguistisches Kriterium würde doch einfach bedeuten, daß man zum Beispiel die Schweden (vorwiegend nordischer Typ), die Auvergnaten (vorwiegend alpiner Typ), die Spanier (vorwiegend mittelmeerländischer Typ), also Vertreter der drei großen weißen „Unterrassen“, zusammen mit dem englisch und französisch redenden Schwarzen der Martinique ein und derselben indoeuropäischen „Rasse“ zuzurechnen hätte! Das würde auch bedeuten, die weißen syrischen Araber (mittelmeerländischer Typ) und die schwarzen tschadischen Araber zusammen mit den Israeliten neuhebräischer Sprache (im allgemeinen mittelmeerländischer, oft alpiner Typ) der gleichen semitischen Rasse einzurechnen.

Aber auch in Werken über Afrika stößt man auf derartige, vielleicht unfreiwillige, aber folgenschwere Verwechslungen. So muß man ausdrücklich

den Begriff hamitische „Rasse" zurückweisen, den man für die weißen Bevölkerungen Nordafrikas und zuweilen noch die äthiopiden Schwarzen und selbst die Fulbe in Kurs zu bringen sucht. Wenn der Begriff „hamitisch" einen Sinn hat, dann kann er nur eine Sprachfamilie bezeichnen, die die verwandten Sprachen der weißen Völker[26] Nordafrikas, wie sie vor den arabischen Invasionen bestanden, und die heutigen Reste dieser Sprachen, aber *auch* Sprachen von Völkern der schwarzen äthiopiden Rasse, die Ostafrika bewohnen, umfaßt. Was die Fulbe betrifft, so gehören sie im allgemeinen einem anthropologischen Typ an, der dem äthiopiden Typ verwandt ist, aber ihre Sprache schließt sich den negroafrikanischen Sprachen an. Ferner ist der ursprüngliche Bereich der hamitischen Sprachen weitgehend von *semitischen* Sprachen überdeckt worden. Eine derartige Rolle spielten Amharisch oder Äthiopisch, das vor der christlichen Zeitrechnung arabische Eroberer, die mit der äthiopiden schwarzen Rasse verschmolzen, aus ihrer Heimat, dem Jemen, mitbrachten, ferner Arabisch im größten Teil „Weißafrikas" und gewissen Bezirken des östlichen „Schwarzafrikas".

Man sieht, die Verquickung der Begriffe „hamitisch" und „Rasse" erzeugt eine unentwirrbare Konfusion, indem ein und dieselbe Bezeichnung Völker zusammenfaßt, die weder den anthropologischen Typ noch die Sprache gemeinsam haben! Desgleichen muß man die noch sehr verbreiteten Begriffe sudanische[27] bzw. Bantu-„Rasse" zurückweisen, denn auch sie beziehen sich auf Sprachfamilien.

c) Ursprung der schwarzen Bevölkerung Afrikas

Es ist nun noch kurz auf die Herkunft der schwarzen Völker Afrikas einzugehen. Verschiedene Hinweise in den Überlieferungen zahlreicher

[26] Wir sahen bereits, daß es sehr problematisch ist, die saharischen Berber diesen zuzuordnen. Die Linguisten fassen heute die hamitischen und semitischen Sprachen zu einer gemeinsamen Gruppe zusammen, zu der auch das den hamitischen Sprachen verwandte Altägyptische, Berberische und Kuschitische gehören und denen man zuweilen eine vierte (tschadische) Gruppe hinzufügt, als deren Vertreter man das Haussa auffaßt. Zu dieser Frage vgl. auch *St. Clair Drake*, Détruire le mythe chamitique, devoir des hommes cultivés, in: Présence Africaine, XXIV–XXV, S. 215 ff.

[27] Wenn man den Begriff „sudanische Rasse" entgegengesetzt zur Bantu-„Rasse" als sich auf ganz Westafrika erstreckend anwenden will, da diese Begriffe mit dieser Ausdehnung nur eine sprachwissenschaftliche Bedeutung haben können. Dagegen nimmt der Ausdruck „sudanesische" Unterrasse einen eigens anthropologischen Sinn an und wird daher vertretbar.

afrikanischer Völker führten zu der Annahme, daß zu verschiedenen Zeiten vom oberen Nilbecken auf den Westen und Süden Afrikas gerichtete Völkerwanderungswellen ausgingen. Eilfertig pflegte man daraus auf einen fremden Ursprung der negroafrikanischen Völker zu schließen, die, aus Ostafrika und – wie man gern wollte – aus Südostasien, also einem Gebiet schwarzer Bevölkerung, kommend, Pygmäen, Buschmänner und Hottentotten, die wirklichen Ureinwohner, abgedrängt und aufgesogen hätten.

Diese Auffassung fand eine Stütze in der bis dahin durch fossile Menschenfunde begründeten Ansicht eines asiatischen Ursprungs der Menschheit. Hatte man doch in China und Java die Reste von Lebewesen entdeckt (Sinanthropus und Pithekanthropus), die man für das gesuchte überbrückende „Zwischenglied" ansehen konnte, das von den höheren Affen zum Menschen führte. In Afrika dagegen waren zunächst nur wenige altmenschliche Reste entdeckt worden.

Diese Lücke in der afrikanischen Vorgeschichte, die ausschließlich auf der Dürftigkeit der Forschungen beruhte, ist vor allem in den letzten Jahren zusehends geschlossen worden. Fossilienreste haben es ermöglicht, die vorgeschichtliche Existenz von Menschen des Neandertaltyps neben dem Homo-Sapiens-Typ (Jetztmensch) für Afrika nachzuweisen. Der Boden Ostafrikas und Südafrikas hat mit *Afrikanthropus, Australopithecus* und *Paranthropus* die Reste von noch einfacheren Hominiden freigegeben, als es die asiatischen Pithekanthropiden waren. Diese „Australopithecinen" sind lange Zeit als ein verirrter Seitenzweig der Entwicklung betrachtet worden, der nicht zur Menschheitsentwicklung geführt habe.

Zwei für die afrikanische Vorgeschichte wie für die menschliche Paläonthologie und die Entwicklungstheorie als Entdeckungen ersten Ranges anzusehende Funde veranlaßten in letzter Zeit eine Überprüfung der eingebürgerten Auffassungen. Die Entdeckung des Atlanthropus mauretanicus durch C. Arambourg in Ternifine (1954) in Nordafrika hat die Existenz der Pithekanthropiden in Afrika bewiesen. Aber vor allem hat sie den Nachweis erbracht, daß diese Pithekanthropiden die Urheber der Chelléen-Industrien [28] waren, mit denen ihre Reste in einem völlig klaren Fundzusammenhang vergesellschaftet sind. Damit war der bis dahin noch – oft mit wissenschaftsfremdem Beweggrund – angezweifelte menschliche Charakter der Pithekanthropiden gesichert.

Die zweite Hauptentdeckung war der Fund des Zendjanthropus, der 1959 Dr. Leakey in Oldoway in Ostafrika gelang. Bei diesem Fund handelt es

[28] Der Begriff „Industrie" bezeichnet hier einen vorgeschichtlichen Werkzeugtyp.

sich um einen wirklichen Australopithecus, der die unentwickeltsten Industrien des behauenen Steins *(Geröllkultur)*, die man in der Villafranca-Stufe in Afrika fast überall findet, handhabte.[29] 1960 entdeckte Dr. Leakey an der gleichen Stelle in einer älteren Fundschicht die Reste eines zugleich

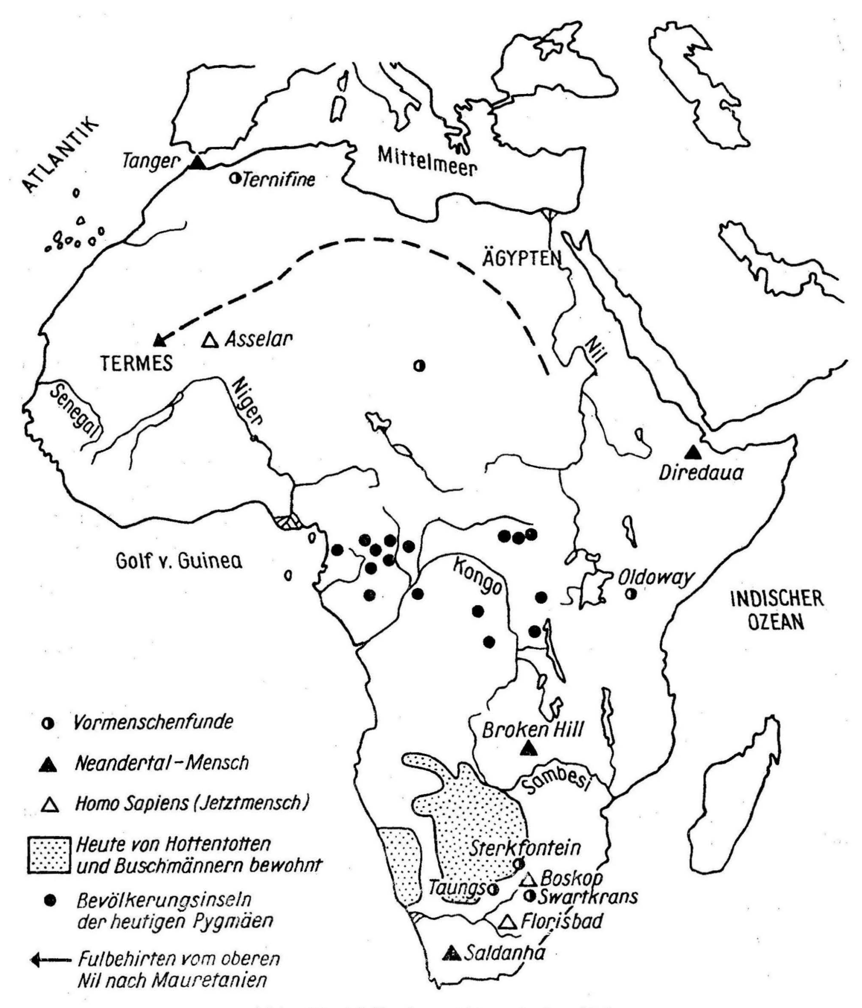


Abb. 10. Afrika in prähistorischer Zeit

[29] In Asien dagegen ist die Geröllkultur nur in einigen sporadischen Fundplätzen vertreten.

rudimentäreren und dem Menschen näherstehenden Wesens, dem er 1964 den Namen Homo habilis gab und dessen Alter wenigstens 1 300 000 Jahre oder vielleicht 2 Millionen Jahre betragen soll. Leakey glaubt, daß diesem Wesen der Werkzeugbestand der Geröllkultur zuzuschreiben und in ihm der Ahne des Menschengeschlechts zu sehen ist. Die irrige Vorstellung eines Menschheitsahnen, der mehr oder weniger den großen Menschenaffen ähnlich gesehen hätte, muß auf Grund des *Homo habilis* endgültig aufgegeben werden. Der erwachsene Homo habilis hat den Wuchs eines Kindes von acht Jahren und einen Schädel, der noch sehr äffisch ist. Das Fassungsvermögen seines Gehirns liegt unter dem des Pithekanthropus. Seine Hand unterscheidet sich noch merklich von der menschlichen, während der Fuß dem des Jetztmenschen schon gleichkommt und der aufrechten Körperhaltung und dem Gang auf zwei Füßen angepaßt ist. Diese Gewöhnung an die aufrechte Körperhaltung, die sich grundlegend von der der Affen unterscheidet, machte die Hand von ihrer Funktion als Fortbewegungsmittel frei und ermöglichte es, sie ausschließlich zur *Arbeit* zu gebrauchen. Diese Entdeckungen und der von der modernen Neurologie erwiesene enge Zusammenhang zwischen der Hirnrinde des Menschen und den Tätigkeiten der Hand und der Gesichtshälfte des Kopfes des Menschen – so der Sprache – sind eine glänzende Bestätigung der genialen Vorauseinschätzung Engels', der gezeigt hatte, wie der Gang auf zwei Füßen, welcher die Hand freimachte, „der entscheidende Schritt (..) für den Übergang vom Affen zum Menschen" gewesen sein muß, und wie die Arbeit und „nach und dann mit ihr die Sprache (..) die beiden wesentlichsten Antriebe" gewesen waren, „unter deren Einfluß das Gehirn eines Affen in das (..) eines Menschen allmählich übergegangen ist".[29a] Damit scheint nachgewiesen, daß nicht nur die Pithekanthropiden, sondern auch die Australopithecinen, wenigstens einige unter ihnen, schon Menschen im ausgedehnteren Sinne des Begriffs waren, die Werkzeuge herstellten.

So zeigen sich folgende Beziehungen zwischen der biologischen Entwicklung des Menschen und der der prähistorischen Gesteinskulturen:
Australopithecinen: *Geröllkultur*
Pithekanthropiden: *Chelléen-Stufe*
Neandertaler: *Moustérien-Formen*
Homo Sapiens: *Jungpaläolithikum und Neolithikum.*

Afrika zeichnet sich als einziges vorgeschichtliches Fundgebiet der Welt ab, wo chronologisch regelmäßig und lückenlos alle Stadien der Entwicklung des Menschen in den entsprechenden Entwicklungsabschnitten der Gesteins-

[29a] *F. Engels,* Dialektik der Natur, Berlin 1952, S. 179 u. 183.

industrie zu verfolgen sind.[30] Das spricht für C. A. Arambourgs Feststellung: „Es kann zukünftig keine andere Auffassung über den Ursprung der Menschwerdung mehr geben, als diesen Ursprung und seine Entwicklung in Afrika zu suchen." [31]

Allem Anschein nach ist die heutige schwarzafrikanische Bevölkerung als Entwicklung eines eigenen Bevölkerungsstammes zu verstehen [32], was weder innere Wanderungen (und Abdrängung oder Aufsaugung) der sicher einst volkreicheren und weiterverbreiteten Pygmäen oder Hottentotten-Buschmänner noch die Möglichkeit von Bevölkerungsschüben aus Südostasien ausschließt, die gegebenenfalls Anstoß zur Aufsaugung und Verschmelzung von Völkern gewesen wären, wie zur Schaffung neuer Völker, aber keineswegs zu einer Erscheinung, die man in irgendeiner Form dem Kolonialismus gleichsetzen könnte.

Die These des „ausländischen" Ursprungs der afrikanischen Schwarzen war in ihrer uneingeschränkten Form der kolonialistischen Ideologie sehr angemessen und entsprach jener Betrachtungsweise, derzufolge Völker wie die Merinas Madagaskars, Vietnamesen Indochinas und nordafrikanischen Araber für die von ihnen bewohnten Länder nicht mehr als „fremde Eindringlinge" bedeutet hätten. Diese Theorien dienten dem Zweck, den *kolonialistischen* Eindringling in die Toga des Völkerbeglückers zu hüllen, der längst verschwundene bzw. seit Jahrhunderten angeglichene Völker an einer „Fremdherrschaft" gerächt habe. Die „Fremdherrscher" aber sollten die vom Kolonialismus unterdrückten wirklichen Besitzer [33] dieser Länder sein, denen damit obendrein noch jedes Recht zur Anklage des Kolonialismus bestritten werden sollte.

[30] Einen tödlichen Schlag erhielten gleichzeitig „die phantasievollen und rein doktrinären Hypothesen [in der Mehrzahl der Fälle mit religiösen Hintergedanken – Jean Suret-Canale], welche während langer Zeit dem Homo Sapiens eine unabhängige Entstehung beimaßen, sein Entstehen an den Anfang des Quartärs setzten und ihn als ‚Jäger' des Sinanthropus und Australopithecus ausgaben" (C. Arambourg). Der berühmte „Unterkiefer von Piltdown", eine der wenigen Stützen der Beweisführung dieser Hypothesen, stellte sich nämlich als Werk einer Fundfälschung heraus.

[31] *C. Arambourg,* L'hominien fossile d'Oldoway. Sa découverte et sa signification, in: Bulletin de la Société préhistorique française, LVII, 1960, Heft 3–4, S. 223–228.

[32] Übrigens enthalten auch die Überlieferungen der „palänegrid" genannten Völker im allgemeinen keine Andeutung eines „östlichen" Ursprungs. Gerade die palänegriden Völker haben das Bewußtsein einer Autochthonie.

[33] Daß einige dieser Völker tatsächlich Eroberer waren, ist kein Plus für diese Theorien, die nichtsdestoweniger nicht annehmbar sind.

2. *Völker und Sprachen*

Zur Unterteilung einer ethnischen Gruppe kann die Abgrenzung eines dazugehörigen Volkes nach der Sprache, der bestimmten Stufe der gesellschaftlichen Organisation sowie den damit verbundenen kulturellen Eigentümlichkeiten erfolgen. Während die Sprache als relativ eindeutiges Kriterium gelten kann, haben die anderen genannten Unterscheidungsmerkmale verwickelteren und verschwommeneren Charakter. Einfach wird die Bestimmung der Zugehörigkeit eines Volkes, wenn nach all diesen Kriterien auf gleiche ursprüngliche Verhältnisse zu schließen ist. Statt dessen ergeben sich oft Abweichungen, die in jedem Fall genau zu erfassen sind, da sie Uneinheitlichkeiten der Geschichte der eine ethnische Gruppe bildenden Völker bedeuten.

Es kann also die äußerliche Gleichartigkeit und Geschlossenheit von zahlreichen ethnischen Gruppen sehr verschiedenartige Volkwerdungsprozesse überdecken. So haben sich die Mossi wie auch die von R. Cornevin untersuchten Bassari in Nordtogo durch Verschmelzung von Stammeselementen sehr unterschiedlicher Herkunft herausgebildet. Neuerliche Untersuchungen von G. Dieterlen scheinen auch den entgegengesetzten Prozeß zu belegen. Danach haben zahlreiche Bevölkerungen des Mande-Volkes einen gemeinsamen Ursprung, obwohl sie heute sehr voneinander abweichende Kulturentwicklungen aufweisen. Hier liegen die Folgen von Absonderungen und Wanderungen vor, wodurch von einer gewissen Zeit an Unterschiede in die kulturelle Entwicklung gekommen sind.

Von dem auf Blutsbanden beruhenden Stamm bis zur *Nation* der kapitalistischen Zeit hat Schwarzafrika unzählige Übergangsformen hervorgebracht, die nebeneinander zu finden sind, ein Problem, das uns wegen seiner Komplexität noch weiterhin angehen wird. Es sei zunächst festgestellt, daß die Vielzahl der ethnischen Gruppen und Sprachen phantastische Ausmaße kennt: Allein im ehemaligen Französisch-Westafrika zählt man nicht weniger als 126 Hauptsprachen, ihre einzelnen Dialekte ungerechnet. Diese Vielzahl kann andererseits nicht über die Tendenz zur Zusammenfassung dieser Gruppen zu einigen großen Sprachblöcken hinwegtäuschen, deren Heranreifen auf das Mittelalter zurückgeht, als verschiedene Gruppen Träger dieser Entwicklung waren: im Reich Ghana die Sarakolle, im Reich Mali die Mande, im Reich Gao die Songhai. Diese in alter Zeit wahrnehmbare Entwicklung wirkt heute mit viel stärkerer Kraft.

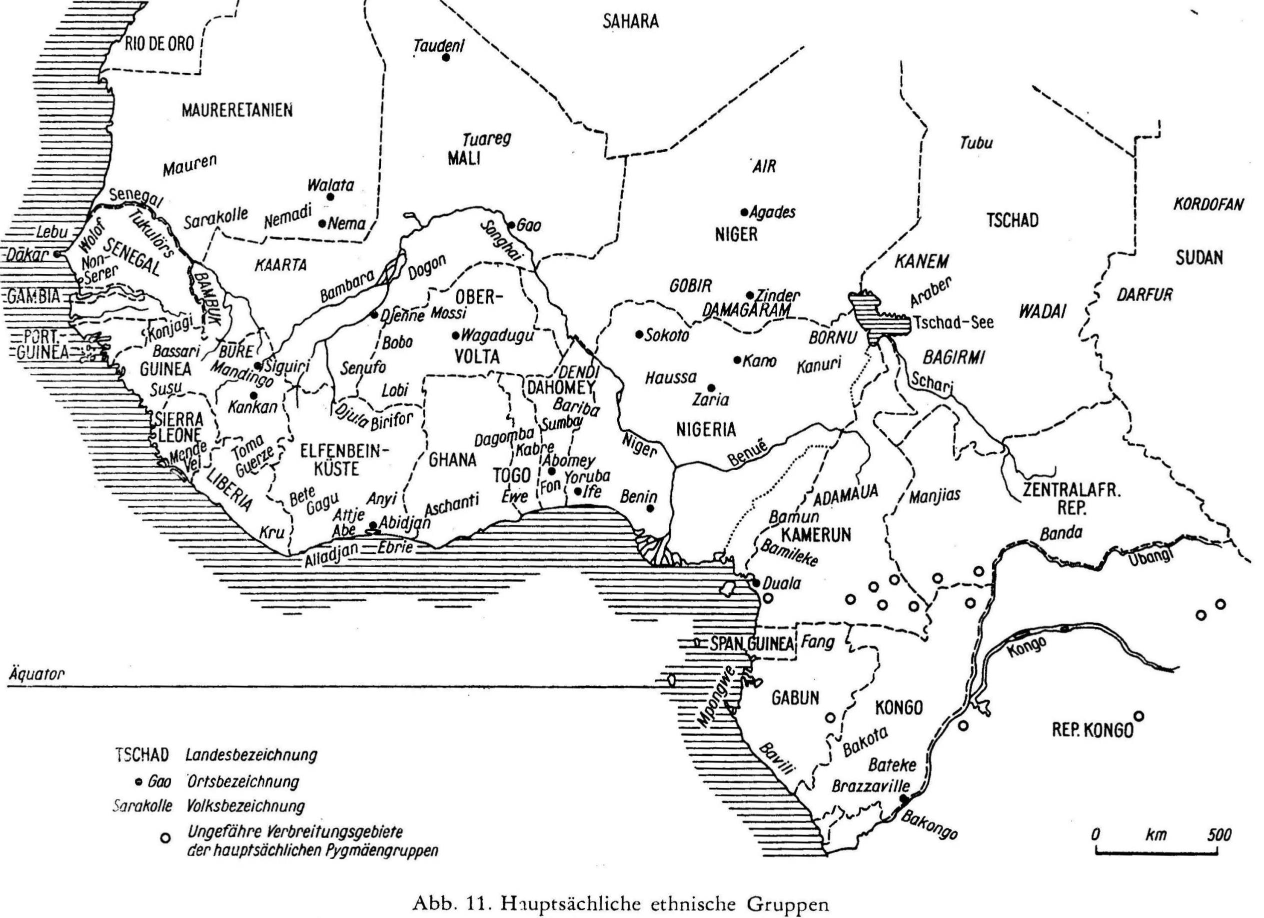


Abb. 11. Hauptsächliche ethnische Gruppen
(Fulbe ausgenommen)

a) Ursprung der negroafrikanischen Sprachen

Das Problem des Ursprungs und der Verwandtschaftsbeziehungen zwischen den negroafrikanischen Sprachen ist noch keineswegs gelöst, da niemand diesen schier unerschöpflichen, im höchsten Grade uneinheitlichen, nicht vollständig gesammelten Stoff in wünschenswertem Maße zur Verfügung hat. Das gilt selbst für die besten Fachkenner. Schlechterdings muß man sich vor einigen gewagten Gesamtanalysen hüten, die nur einige Ähnlichkeiten im Formenschatz und Vokabular für sich haben. Zurückhaltung ist vor allem geboten, wenn solche Theorien den Ursprung der negroafrikanischen Sprachen außerhalb Schwarzafrikas suchen. In diesen Theorien drückt sich die rassistische Überzeugung von einer geistigen Unfruchtbarkeit der afrikanischen Völker erneut aus. Alles, selbst ihre Sprache, hätten die Völker Schwarzafrikas ausländischen „Kulturbringern" zu verdanken. So wurde unlängst die These des ägyptischen Ursprungs der negroafrikanischen Sprachen von L. Homburger aufgestellt.[34] Als Hauptargument führt diese Linguistin an, daß die Entwicklung des Altägyptischen (bis zu seiner letzten Stufe, dem Koptischen) zu einer Struktur und zu morphologischen Charakteren geführt habe, die denen der negroafrikanischen Sprachen sehr nahestehen. Sind aber diese Angaben exakt, so können sie sehr gut einen ganz anderen Schluß zulassen, nämlich den einer Entwicklung des Ägyptischen unter dem Einfluß der im Niltal gesprochenen negroafrikanischen Sprachen. Auf jeden Fall haben die berufensten Fachleute der verschiedensten Provenienz die Schlußfolgerungen von L. Homburger abgelehnt.[35]

Die These des ägyptischen Ursprungs wurde neulich von Scheich Anta Diop fortgesetzt.[36] Ungeachtet sehr guter Ausgangsprinzipien und im völligen Widerspruch zu den Grundsätzen, die er im Vorwort seines Werkes formulierte, stellte sich A. Diop leider auf den gleichen Boden wie die Gegner, die er bekämpfen wollte. Insbesondere an den Thesen von L. Homburger sowie auch von D. P. de Pedrals, dessen Wissenschaftliches Handbuch von Schwarzafrika die phantastischsten Hypothesen enthält, sucht er eine Stütze. A. Diop verspottet mit Recht solche in der rassistischen Konzeption einer angeblichen Unproduktivität der Schwarzafrikaner befangene „Gelehrte",

[34] *L. Homburger,* Les langues négro-africaines, Paris 1941.

[35] *M. Cohen* in seiner Besprechung des Buches von L. Homburger (in: Journal asiatique, 1943–1945, S. 382–387). Ebenso *Marquis de Tressan,* Inventaire linguistique de l'A. O. F. et du Togo, Dakar 1953.

[36] *Scheik Anta Diop,* Nations nègres et culture, Paris 1955.

die für jede afrikanische Kultur nach arabischen, karthagischen oder sogar etruskischen Ursprüngen „suchen". Am Ende schließt er sich jedoch den Argumenten derer an, die sich *aus denselben Gründen* auf ägyptische Ursprünge berufen. Unfreiwillig belegt L. Homburger diesen Zusammenhang. Um ihre philologische Argumentation zu verstärken, beruft sie sich auf „die Überlieferungen, wonach die Sahara bzw. Ägypten die Wiege jener *Führungsschichten* gewesen seien, *die den Vorfahren der heutigen Schwarzen ihre jetzige Kultur* gebracht haben".[37] Es ist wahr, daß A. Diop aus den Altägyptern Menschen schwarzer Hautfarbe macht. Aber wenn er mit gutem Grund über solche europäische „Gelehrte" spottet, die aus uneingestandenem rassistischen Vorurteil Altägypten um jeden Preis „weiß machen" wollten, so gerät er auf einen gleichartigen Abweg, indem er es um jeden Preis „schwarz machen" und den Kulturen der Sumerer, Karthager und sogar der Bretonen einen „negerischen" Ursprung zu geben versucht.

In Wirklichkeit wich der Kern der Bevölkerung Ägyptens im Altertum – anthropologisch gesehen – nicht von der heutigen ab. Die Tausende völlig erhaltener Mumien – nicht zu sprechen von osteologischen Resten – lassen keinen Zweifel daran! Es gibt ferner keinen ernsthaften Beweis für ein modernes „Nachweißen" der ägyptischen Bevölkerung (der arabische Einschuß war zahlenmäßig unbedeutend).[38] Tatsache ist allerdings, daß *ehemals wie heute* mehr oder weniger stark ausgeprägte Vermischungen mit der schwarzen Bevölkerung des oberen Nilbeckens vorkamen, Mestizisierungen, die sich aber auch in umgekehrter Richtung als Folge der Infiltration weißrassiger Elemente in Nubien zeigen. Es gibt und gab in Ägypten schwarzrassige Elemente und wahrscheinlich sogar schwarzrassige Dynastien, die über das weißrassige Ägypten herrschten.[39] Glücklicherweise kannten weder die Altägypter noch nach ihnen die Araber Vorurteile hinsichtlich der Farbigkeit.

In jedem Falle führt die Verquickung der Begriffe *Rasse* und *Kultur* zu den gefährlichsten Verwechslungen. Die ägyptische Kultur hat in engen Be-

[37] *L. Homburger*, Les langues négro-africaines, a. a. O., S. 337.

[38] Die neuesten anthropologischen Untersuchungen unterstreichen dagegen, daß der Einfluß der Verschmelzungen mit der schwarzen Rasse bis zum Mittleren Reich in Ägypten sehr schwach gewesen ist. (*A. Wiercinski*, Introductory remarks concerning the anthropology of ancient Egypt, in: Bulletin de la société de géographie d'Égypte, XXXI, 1958, S. 75–84).

[39] *J. Leclant* wendet gegen die Bezeichnung schwarzrassige Dynastie ein, daß die 25. „äthiopische" Dynastie Kuschiten, also „Hamiten" waren. (Un tableau du Proche-orient à la fin du VIIIe siècle, Bulletin de la Faculté des Lettres de Strasbourg, Jg. 39, Nr 5, Febr. 1961, S. 259.) Das Mißverständnis verbirgt sich hier hinter den Worten

ziehungen zu den Kulturen des östlichen Mittelmeers und des Mittleren Ostens gestanden, aber ihr Einfluß in Afrika – abgesehen vom Niltal und einigen saharischen Gebieten – war sehr beschränkt. Im Vergleich mit der ägyptischen Kultur zeigen die Kulturen Schwarzafrikas eigene Charakterzüge, die ohne äußere Einflüsse oder gar eine aprioristische Hypothese der Unfähigkeit der Völker Schwarzafrikas zu schöpferischer Leistung verständlich sind. Seither hat L. Homburger ihre Hypothese noch zu erweitern versucht, indem sie Sprachen und Zivilisationen Schwarzafrikas und Ägyptens von jenen des antiken drawidischen Indiens „ableitete".[40] Ihre Argumentation ist nicht stichhaltiger geworden.[41] Man kann nicht umhin, sich dem Urteil des Marquis de Tressan über diese gewagten Konstruktionen anzuschließen, der sich dahingehend ausspricht, daß „diese Versuche eine unbeabsichtigte Hemmung der Erkenntnisfortschritte über Afrika darstellen".[42]

Wie dringend notwendig es scheint, die Kenntnis der afrikanischen Sprachen zu vertiefen, bevor derartige „Synthesen" entworfen werden, lehrt die zur Zeit noch herrschende Ungewißheit über die Klassifikation dieser Sprachen!

b) Sprachfamilien und Hauptsprachen

Die klassischen Werke unterschieden unter den negroafrikanischen Sprachen zwei grundlegende Gruppen: Sudanisch und Bantu, zwischen denen

„östliche Hamiten", einem Terminus, auf dessen Gefahren wir weiter oben aufmerksam machten. Diese sogenannten „östlichen Hamiten" gehören der äthiopiden Unterrasse an und sind von schwarzer Hautfarbe, wenn sie auch die übrigen natürlichen Merkmale der Schwarzen nicht besitzen.

[40] Man vergleiche *L. Homburger,* La Langue et les langages, Paris 1941, und L'Inde et l'Afrique, in: Journal de la Société des Africanistes, XXV, 1953, S. 13–18.

[41] Vgl. *M. De La Vergne de Tressan,* Du langage descriptif en Peul, in: Bulletin I. F. A. N., XV, 1952, S. 636–659. Das Urteil von *A. Klingenheben,* der die neue Ausgabe des Buches von L. Homburger bespricht, ist noch strenger: „Es ist unmöglich, die zahllosen Irrtümer, Fehler und halben Wahrheiten des Buches anzuführen. Mit den hier angewandten Methoden fällt es nicht schwer, alles mit allem zu vergleichen und die Verwandtschaft sämtlicher Sprachen der Welt zu beweisen. Zusammenfassend läßt sich sagen, daß die Verfasserin in dem vorliegenden Buch mit emsigem Fleiß ein sehr gelehrtes Werk zusammengestellt hat. Aber ein wissenschaftliches Buch, aus dem man das Wesen der afrikanischen Sprachen und Sprachgruppen und ihre tatsächlichen Zusammenhänge erfahren könnte, ist es nicht geworden." (Africa, XXIX, 1. Jan. 1959, S. 95).

[42] *M. De La Vergne de Tressan,* Du langage descriptif en Peul, a. a. O., S. 638.

unbestreitbare Verwandtschaften bestehen. Die Sprachen der Bantugruppe, deren Zusammengehörigkeit anscheinend gut gesichert ist und die ganz Zentral- und Südafrika umfassen, betreffen nur einen kleinen Teil des von uns behandelten Gebiets, und zwar den Süden Kameruns und der Zentralafrikanischen Republik, sowie Gabun und Kongo. Weiter im Norden faßt man zuweilen unter dem Namen „Semibantu" eine Gruppe von ursprünglich selbständigen Sprachen zusammen, die von denen der Bantugruppe beeinflußt worden zu sein scheinen. Diese Gruppe ist besonders in Kamerun ver-

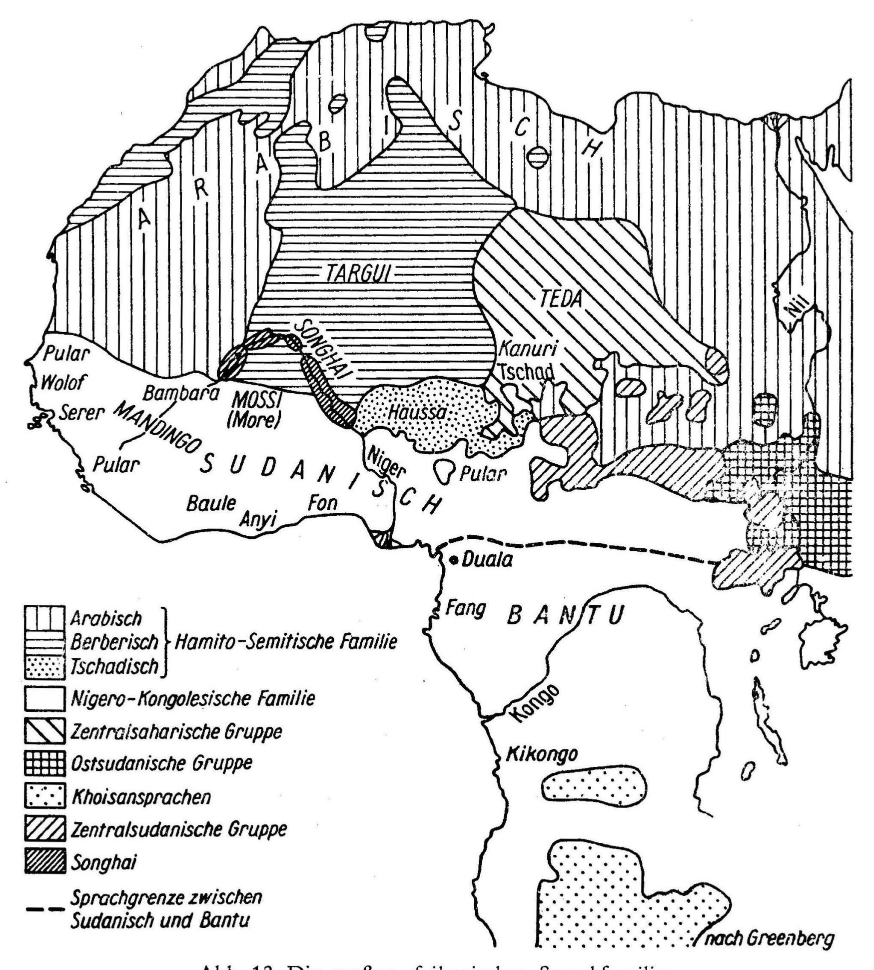


Abb. 12. Die großen afrikanischen Sprachfamilien

breitet. Die Gruppe der sogenannten „Sudansprachen“ ist ein uneinheitliches, aber doch zusammengehöriges Ganzes, in dem die Verwandtschaften weit weniger klar sind als im Bantu.

Neuerdings hat der amerikanische Sprachwissenschaftler J. Greenberg, ausgehend von einer sorgfältigen Untersuchung der streng linguistischen Angaben (unter Ausschluß aller andersartigen, zum Beispiel der kulturellen), eine verbesserte Klassifikation vorgeschlagen. Danach würde eine „nigerokongolesische“ Familie zugleich den Bereich des Bantu und den größten Teil des westafrikanischen Bereichs des Sudanischen umfassen, womit der bekannten Verwandtschaft der beiden Gruppen Rechnung getragen wird. Sechs andere Sprachfamilien, die sich auf die genannte nicht zurückführen lassen, würden begrenztere Gebiete einnehmen: Sonrhai, Zentralsudanisch, Zentralsaharisch, Ostsudanisch, Tschadisch, das mit dem Haussa eine fünfte Familie der hamito-semitischen Gruppe sein würde, sowie Sprachen mit Schnalzlauten (Khoisan und einige kleine isolierte Gruppen in Tanganyika). Diese Klassifikation scheint in der Fachwelt große Unterstützung gefunden zu haben.

Gewisse Sprachen Schwarzafrikas – besonders in der Waldzone – werden nur von einigen hundert Personen gesprochen, andere spielen eine umfassende Rolle. Die frühzeitige Entwicklung der Austauschverhältnisse in der Savannenzone hat zur Verbreitung einiger großer Verkehrssprachen beigetragen: *Wolof* im Senegal, *Bambara* und *Mandingo* – die zwei wesentlichen Varianten der *Mande*-Familie, die etwa dreißig Sprachen umfaßt – im westlichen Sudan, *Mosi* (Sprache der Mossi, von fast einundeinhalb Millionen Personen gesprochen), *Haussa* im Norden Nigerias und Nigers, *Kanuri* und *Turku-Arabisch* im Tschad-Sudan.

In einem minderen Maße spielen die *Anyi-Baule*-Sprachen an der Elfenbeinküste, *Fon* in Dahomey, *Duala* in Kamerun, *Fang* und *Kikongo* in Gabun und Kongo-Brazzaville, *Sango* in der Zentralafrikanischen Republik, eine entsprechende Rolle.

Schließlich ist das *Pular*, die Sprache der Fulbe, das der gleichen Familie wie das Wolof und das Serer des Senegal angehört, auf Grund der Zerstreuung der ethnischen Gruppe, die es gebraucht, stärker verbreitet; wesentliche Kerne bestehen im eigentlichen Flußgebiet des Senegal, im Futa-Djalon, in Kamerun.

3. *Gesellschaftlicher Zustand – Zivilisationen*

a) Grundlagen der Untersuchung

Im folgenden geht es um eine Betrachtung der Gesellschafts- und Kulturtypen, die aus der inneren Entwicklung der afrikanischen Völker hervorgingen, wobei ihr möglicher Aufbau vor dem direkten Eindringen des europäischen Kolonialismus zur Diskussion stehen wird.

Wenn wir von innerer Entwicklung sprechen, so wollen wir nicht die Kontakte Afrikas zu anderen Kulturen verneinen. Nicht wegzudenken ist jedoch die Originalität der afrikanischen Kulturen, und es wäre vergebliche Liebesmühe, sie in einen Haufen oft hypothetischer Anleihen bei fremden Kulturen auflösen zu wollen. Die Eigenheiten des gesellschaftlichen Aufbaus, die man unter der Begründung, daß man sie auch in Ägypten oder anderwärts antreffe, für ausländischen Einfluß in Anspruch zu nehmen sucht, erklären sich meistens ebensogut aus dem Stand der Produktivkräfte und der ihnen entsprechenden Produktionsverhältnisse. Es ist deshalb keineswegs verwunderlich, daß zwischen Gesellschaften, die einem gleichen gesellschaftlichen Entwicklungsstand entsprechen, Analogien feststellbar sind, ganz gleich, welchem Erdteil die verglichenen Kulturen angehören. In der Tat verbirgt sich hinter all diesen Thesen der rassistische Gedanke von der angeblichen geistigen Unreife der afrikanischen Völker ebenso wie die Ablehnung der Erklärung gesellschaftlicher Formen und Kulturen im allgemeinen auf der Grundlage der materiellen Bedingungen der Produktion. Es spricht vieles dafür, daß die ursprünglichen Formen der afrikanischen Kulturen ihren Höhepunkt um das 14. und 15. Jh. hatten. Der Höhepunkt Benins liegt vielleicht in noch früherer Zeit.[43] Niedergang und Verfall aber hängen mit der Entwicklung des atlantischen Sklavenhandels zusammen. Bei der Untersuchung der Geschichte Afrikas werden wir auf diese Tatsache im einzelnen zurückkommen.

Besonders im Laufe der letzten Jahrzehnte waren die Gesellschaften und Kulturen Schwarzafrikas Gegenstand einer reichen ethnologischen Literatur. Diese Literatur enthält eine Menge kostbaren Einzelwissens, doch gewöhnlich gibt sie keine befriedigende Erklärung der von ihr geschilderten Tat-

[43] Mit diesem Begriff soll im folgenden nicht nur das Land dieses Namens, sondern, allgemeiner gesehen, das Gebiet der Kulturen Südnigerias und der Dahomey-Küste bezeichnet werden.

sachen. Unter dem Einfluß der bestimmenden idealistischen Strömungen war die bürgerliche Ethnologie und Soziologie [44] fast immer bestrebt, die Organisation der Gesellschaft aus den Religionssystemen zu erklären. Aber nicht zuletzt in Afrika ist sie damit gänzlich gescheitert, wie schon die große Unterschiedlichkeit ihrer zur Erklärung der afrikanischen Gesellschaften behaupteten „Theorien" zeigt. Die ernsthaftesten dieser Theorien haben dazu geführt, daß ihre Anhänger jeden Versuch einer Verallgemeinerung aufgegeben haben. Sie beschränken sich auf eine rein beschreibende Feldforschung, die vor den Tatsachen, die sich auf die Produktionsweise beziehen, die Augen verschließt und sich nur mit den technischen Seiten der Produktion beschäftigt. Diese Forschung übertreibt dagegen die Bedeutung der religiösen und folkloristischen Tatsachen. Umgekehrt wollte die Geographie – ebenso eine ganze Richtung der Ethnologie – die afrikanischen Gesellschaften aus deren natürlicher Umwelt erklären. Diese Geographie oder Ethnographie der „Lebensgebiete" berücksichtigte nicht, daß sich diese natürliche Umwelt im Laufe weniger Jahrhunderte höchstens etwas abwandelt, aber sonst in so kurzer Zeit faktisch unverändert bleibt. Wenn auch das natürliche Milieu die menschliche Wirksamkeit in gewisse Grenzen faßt, die auch für die Gesellschaftsformen gelten, in denen diese Tätigkeit verläuft, so erklärt sie andererseits nicht die innere Dynamik des menschlichen Wirkens.

Schließlich muß man sagen, daß weder der Idealismus noch der geographische Pseudodeterminismus zu irgendeiner befriedigenden wissenschaftlichen Gesamterklärung kamen. Aber gerade darin entsprachen sie sehr der kolonialen Ideologie. Da man keine bessere Erklärungsmöglichkeit hatte, konnten alle Kulturerrungenschaften „äußeren Einflüssen", alle Verfallserscheinungen dagegen, einschließlich der direkten Verelendung durch die koloniale Ausbeutung, der „primitiven Bewußtseinshaltung des Negers" oder unglücklichen Naturverhältnissen zugeschrieben werden.

Der amerikanische Strukturalismus, der in letzter Zeit durch Claude Levi-Strauß und andere Soziologen seiner Schule in Frankreich verbreitet wurde, kann leicht als Gegenwirkung gegen diese Tendenz mißverstanden werden. Da er aber jede historische Auffassung von der gesellschaftlichen Wirklichkeit willkürlich zurückweist, bringt er nur ganz formale Stoffbeschreibungen zuwege, die manchmal ein gewisses Interesse bieten, aber niemals bis zu einer vertieften Erklärung vordringen.

[44] Einschließlich der Soziologie der Durkheim-Schule, die ihre idealistischen Postulate vor den Augen der Forscher, die streng wissenschaftlich sein wollten, unter einer positivistischen Maske verbarg. Die gesellschaftlichen Erscheinungen galten ihr als Ausdruck eines „Kollektivbewußtseins" religiöser Art.

Die zeitgenössische Ethnologie der kapitalistischen Staaten steht ungeachtet der reichen von ihr angehäuften Materialien – deren Unterschätzung durchaus nicht am Platze wäre – auf der Ebene der wissenschaftlichen Erklärung sehr hinter dem Stand zurück, auf den sie in der zweiten Hälfte des 19. Jh. der nordamerikanische Ethnograph Henry Morgan gebracht hatte. Seine Gesichtspunkte systematisierte Friedrich Engels im „Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates". Schon vor der Veröffentlichung dieses Werkes durch Engels hatte Karl Marx zum selben Gegenstand und in übereinstimmender Grundauffassung tiefschürfende Ansichten geäußert, die lange Zeit wenig bekannt waren, da sie in sehr verschiedenartigen Werken, wie in seiner Korrespondenz und in unveröffentlichten Bruchstücken, verstreut blieben. Mittels der von Engels angewandten Methode wird das Bild der afrikanischen Gesellschaften überraschend durchsichtig. Die aus einer solchen Untersuchung gewonnenen Ergebnisse bestätigen zugleich glänzend die wesentlichen Schlußfolgerungen, die Engels nach der gleichen Methode aus anderen von ihm untersuchten Gesellschaften ableitete. Wir werden versuchen, das hier zu zeigen.

Unsere Behauptung gilt für die Engelssche Methode, die wir für entscheidend halten. Für die Darstellung selbst gilt in vielerlei Beziehung dasselbe wie vom Forschungsstand der damaligen Zeit, der auch auf den von Engels behandelten Gebieten seitdem Fortschritte erfahren hat. Andererseits ist die allgemeine Darlegung der Entwicklung der menschlichen Gesellschaften von der Urgemeinschaft bis zum Auftreten des Staates, die Engels gibt, nur für das von ihm speziell behandelte Gebiet gültig. Engels berührte in seinem Werk hauptsächlich amerikanische Indianer, das alte Griechenland und Rom sowie die Germanen.

Es hieße den Geist des Marxismus verkennen, wollte man aus dieser Verallgemeinerung, die in den Grenzen gilt, innerhalb derer man sie abgeleitet hat, ein überall anwendbares starres Schema machen. Wir werden sehen, daß die gesellschaftliche Entwicklung in Schwarzafrika sich zwar nach den gleichen allgemeinen Gesetzen vollzog wie im mittelmeerländischen Europa, daß sie aber dennoch unterschiedliche und völlig eigene Formen hervorbrachte. Erinnern wir also zunächst an die wesentlichen Merkmale dieser Methode, wie sie Engels selbst aufzeigt:

„Nach der materialistischen Auffassung ist das in letzter Instanz bestimmende Moment in der Geschichte: die Produktion und Reproduktion des unmittelbaren Lebens.[45] Diese ist aber selbst wieder doppelter Art.

[45] Unterstreichen wir es: *„das in letzter Instanz bestimmende* Moment"; anders ausge-

Einerseits die Erzeugung von Lebensmitteln, von Gegenständen der Nahrung, Kleidung, Wohnung und den dazu erforderlichen Werkzeugen; andererseits die Erzeugung von Menschen selbst, die Fortpflanzung der Gattung. Die gesellschaftlichen Einrichtungen, unter denen die Menschen einer bestimmten Geschichtsperiode und eines bestimmten Landes leben, werden bedingt durch beide Arten der Produktion: durch die Entwicklungsstufe einerseits der Arbeit, andererseits der Familie.[46] Je weniger die Arbeit noch entwickelt ist, je beschränkter die Menge ihrer Erzeugnisse, also auch der Reichtum der Gesellschaft, desto überwiegender erscheint die Gesellschaftsordnung beherrscht durch Geschlechtsbande. Unter dieser auf Geschlechts-

drückt, das wesentliche Moment, das in Betracht gezogen werden muß, um zu einer zusammenhängenden Erklärung zu kommen, aber nicht das *einzige* oder in einer *einzigen Richtung wirkende* Moment. Das sei hervorgehoben, um mechanistischen Auslegungen des historischen Materialismus, die nur zu häufig sind, vorzubeugen.

[46] Diese Formulierung ist von verschiedenen Marxisten kritisiert worden und, wie wir glauben, zu Recht. Engels stellt hier die Fortpflanzung der menschlichen Gattung und die Produktion der Existenzmittel als entscheidende Bedingungen für die Entwicklung der Gesellschaft und ihrer Einrichtungen auf die gleiche Stufe. Dagegen erlaubt die Folge seiner eigenen Darlegung, in der die immer entscheidender werdende Rolle der Produktion der Existenzmittel gezeigt wird, es nicht, so glauben wir, die zwei vorerwähnten Bedingungen auf die gleiche Stufe zu stellen. Wenn die Produktionsverhältnisse einer bestimmten Stufe der Produktivkräfte entsprechen (im Maßstab der allgemeinen Geschichte der Menschheit), so kann man nicht die Familie unter den Ausdruck „Beziehungen der Reproduktion" fassen. Die materiellen Bedingungen der Reproduktion – das heißt im eigentlichen physiologischen Sinn des Wortes die sexuelle Paarung – haben an sich im Laufe der Geschichte keine Veränderung erfahren, die als Rechtfertigung oder Erklärung für die wirklichen Veränderungen dienen können, die in der Form der Organisation der Familie festzustellen sind.

In der Tat hat die Familie einen zwiefachen Aspekt: Einerseits drückt sie Beziehungen der Reproduktion aus, aber auf der anderen Seite hängt sie von den Produktionsbeziehungen ab, insofern als sie ökonomische Einheit und die Form ist, in der sich zum Teil die gesellschaftliche Produktion vollzieht. Vor dem Erscheinen der Gesellschaftsklassen steht sie in der gesellschaftlichen Ebene mit in der ersten Reihe. Nach ihrem Erscheinen spielt sie nur eine untergeordnete Rolle. Aus ihrer Natur selbst geht hervor, daß sie bis zu einem gewissen Grade eine von den Produktionsbeziehungen, die der Spaltung der Gesellschaft in antagonistische Klassen zugrunde liegen, unabhängige Form darstellt. Aber der Motor ihrer Entwicklung – wie derjenige der Gesellschaft im allgemeinen – ist in letzter Konsequenz die Produktion der Existenzmittel, deren besondere Eigenheiten und Stufe die materiellen Bedingungen – im *ökonomischen* Sinne des Wortes – der Reproduktion der Gattung (Geburt, Erhaltung und Erziehung der Kinder) bestimmen.

banden begründeten Gliederung der Gesellschaft entwickelt sich indes die Produktivität der Arbeit mehr und mehr; mit ihr Privateigentum und Austausch, Unterschiede des Reichtums, Verwertbarkeit fremder Arbeitskraft und damit die Grundlage von Klassengegensätzen: neue soziale Elemente, die im Lauf von Generationen sich abmühen, die alte Gesellschaftsverfassung den neuen Zuständen anzupassen, bis endlich die Unvereinbarkeit beider eine vollständige Umwälzung herbeiführt. Die alte auf Geschlechtsverbänden beruhende Gesellschaft wird gesprengt im Zusammenstoß der neu entwickelten gesellschaftlichen Klassen; an ihre Stelle tritt eine neue Gesellschaft, zusammengefaßt im Staat, dessen Untereinheiten nicht mehr Geschlechtsverbände, sondern Ortsverbände sind, eine Gesellschaft, in der die Familienordnung ganz von der Eigentumsordnung beherrscht wird und in der sich nun jene Klassengegensätze und Klassenkämpfe frei entfalten, aus denen der Inhalt aller bisher geschriebenen Geschichte besteht." [47]

b) Die Produktion

Wir wollen jetzt versuchen, die kennzeichnenden Merkmale der Kulturen Schwarzafrikas, wie sie vor dem kolonialistischen Eindringen bestanden haben, unter Anwendung dieser Grundgedanken zu bestimmen.

Innerhalb dieser Kulturen zeugt zunächst die Technik von einer sehr vorgeschrittenen Entwicklung. Neben der Bearbeitung von Kupfer, Gold, Bronze beherrschte man in fast ganz Schwarzafrika die *Eisenbearbeitung*. Dieser Tatbestand muß mit allem Nachdruck betont werden. Die neuesten Ergebnisse der Archäologie bestätigen übereinstimmend ein hohes Alter der Eisenverhüttung in Schwarzafrika, die wahrscheinlich auf das erste Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung zurückgeht. Allerdings wollte man auch dieser Entdeckung einen ausländischen Ursprung beilegen. So schreibt R. Mauny ihre Einführung den Phöniziern zu und behauptet, das in gewissen westafrikanischen Dialekten gebrauchte Wort für Eisen rühre von dem entsprechenden phönizischen Wort her.[48] Dagegen halten andere Fachleute [49]

[47] *F. Engels*, Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates, in: Marx/Engels, Ausgewählte Schriften, Bd 2, Berlin 1960, Vorwort zur ersten Auflage, S. 160.

[48] Dennoch bemerkt dieser Autor in seiner meisterhaften Abhandlung „Essai sur l'histoire des métaux en Afrique occidentale", in: Bulletin de l'Institut français d'Afrique Noire, XIV, Nr 2, 1952, S. 545–595, daß diese sprachliche Entlehnung sich in der Tat auf das saharische Gebiet beschränke. Im eigentlichen Bereich der negroafrikanischen Sprachen finde man vielfältige Vokabeln *unbekannten Ursprungs*.

[49] Siehe besonders bei *H. Lhote*, La connaissance du fer en Afrique occidentale, in: Encyclopédie mensuelle d'Outre-Mer, Sept. 1952, S. 269–272.

das Eisen auf Grund der eigenständigen Besonderheiten der schwarzafrikanischen Eisentechnik für ein ureigenes Erzeugnis der Zivilisationen Westafrikas. Es ist auch zu bemerken, daß Schwarzafrika in dieser Hinsicht einen Entwicklungsstand aufweist, der bei weitem nicht nur die ozeanischen Zivilisationen und die des vorkolumbischen Amerika, sondern auch die materielle Zivilisation des alten Ägypten weit übertrifft. Es trifft zu, daß die natürlichen Bedingungen (reichliches Vorhandensein oberflächlicher lateritischer Mineralien) dafür günstig waren.

Die Arbeitsteilung erreichte zur Zeit des alten Ghana oder spätestens am Ende des ersten Jahrtausends unserer Zeitrechnung in vielen Gegenden einen sehr fortgeschrittenen Stand. Dabei kam es schon zur Trennung von Feldbau und Viehzucht, die im allgemeinen auf der Stufe der Herausbildung besonderer Feldbau- und Viehzüchterstämme erfolgte. Wo Feldbau und Viehzucht weiterhin miteinander verbunden blieben, wie bei den Serern des Senegal, ist das nicht ein unentwickeltes Nebeneinanderbestehen, sondern eine innige Verbindung als Ausdruck einer höheren Technik. Oft ist auch der Fischfang eine spezialisierte Tätigkeit, die ein Teil der ethnischen Gruppe oder die ganze ethnische Gruppe selbst ausübt: zum Beispiel die Somono im Nigertal, die Lebu am Kap Verde u. a. Die Spezialisierung auf den Fischfang, die aus Gründen der geographischen Umwelt schon sehr früh auftreten kann, hat, was die Stufe der gesellschaftlichen Entwicklung betrifft, nicht die Bedeutung der bereits angeführten Spezialisierungen.

In der allgemeinen Regel ist der Ackerbau die Hauptquelle der gesellschaftlichen Produktion. Dadurch unterscheiden sich nach unserer Ansicht die afrikanischen Gesellschaften grundlegend von jenen, in denen der Ackerbau in Form der Gartenwirtschaft nur ein Zusatzelement zu den herkömmlichen Betätigungen der Jagd, des Fischfangs und des Sammelns darstellt. Die angebauten Pflanzen, die entweder Getreide oder Knollenfrüchte sind, bilden die Hauptgrundlage der Ernährung, während die Erträge anderer Wirtschaftszweige nur eine ergänzende oder zusätzliche Bedeutung haben. Worin bestehen dann aber die technischen Grundlagen dieses Ackerbaus? Es handelt sich um einen Feldbau, der mit der *Hacke, im allgemeinen extensiv* (lange Brachzeiten, ja sogar Wanderkulturen), auf *Brandflächen* betrieben wird.

Wie überall dort, wo Boden- und Klimabedingungen den Gebrauch des Pfluges nicht gestatten, ist die Hacke das grundlegende Ackerbaugerät. Wenn in einigen Gebieten Äquatorialafrikas dieses Werkzeug noch dem ursprünglichen „Grabstock“ ähnlich sieht, so ist es im allgemeinen entwickelt und differenziert. Die Art der Feldarbeit hat, je nach Anforderungen des

Alters und Geschlechts der Feldbearbeiter, eine Vielzahl von Hackenformen mit kurzem oder langem Stil entstehen lassen. Die Hacken bestehen zum Teil aus Eisen. Diese Hacke, die „Daba", um den in Westafrika üblichen Begriff wieder zu verwenden, paßt gut zu den Bedingungen des tropischen Feldbaus. Sie bereitet den Boden genügend vor und vermeidet tiefe Eingriffe, die ihn den Unbilden der Erosion und Erschöpfung aussetzen würden.

Der Boden, der entweder jungfräulich oder brachliegend ist, wird durch Abhacken des Busches vorbereitet, wobei im allgemeinen die Bäume stehengelassen werden, und zwar deshalb, weil ihre Beseitigung sehr schwierig ist und weil sie sich in der Zeit der Brache als nützlich erweisen. Unmittelbar vor Kulturbeginn sorgt man zugleich für die Düngung, indem man den niedergeschlagenen Busch anzündet. Das rechtzeitige Einsetzen der Regen sichert das Wirksamwerden dieses Düngers, der die jungen Schößlinge in die Höhe treibt. Nach einer wechselnden Anzahl von Kulturjahren wird der erschöpfte Boden der Brache zurückgegeben. Manchmal beobachtet man einen mehr oder weniger regelmäßigen „Fruchtwechsel", in dem Sinn, daß der zur Brache aufgelassene Boden nach Verlauf einer gewissen Anzahl von Jahren wieder bebaut wird. Anderweit ist die Brachlegung des Bodens endgültig, und das Dorf wird nach Ablauf einer gewissen Zeit verlegt.

Der intensive Hackbau ist übrigens gar nicht unbekannt. Er wird im allgemeinen von den Frauen in der Nähe der Hütten betrieben und dient der Erzeugung von Mais, Knollen und Gemüse, die die Grundlage der Suppen bilden. Die hauswirtschaftlichen Überreste werden als Dünger verwendet. In gewissen Fällen kann die intensive Kultur überwiegend werden, etwa da, wo – wie im Fernen Osten – die starke *Bevölkerungsdichte* zu einer Methode des *fortdauernden* Anbaues nötigt, was aber auch einen stärkeren Arbeitsaufwand erfordert. Genannt seien hier Gebirgsgegenden, wo die große Bevölkerungsdichte vielleicht Ausdruck einer Notwendigkeit zur Verteidigung ist (Atakora, Adamaua), aber auch der künstliche Palmenhain von Benin und die Reisbauern an den „Flüssen des Südens". Die Landschaft gewinnt in diesen Gebieten ein Aussehen, das an Westeuropa erinnert. Sieht man jedoch von diesen Ausnahmen ab, so war der oft nur locker betriebene afrikanische Feldbau mit seiner Einschaltung der Brache im gleichen Sinne „barbarisch", wie es für Arthur Young der alte Feldbau in der Bretagne war, wo die Heide einen sehr bedeutenden Platz einnahm und eine entscheidende Rolle in der Produktion spielte. Heute hat eine weniger flüchtige Untersuchung gezeigt, daß der afrikanische Ackerbau keineswegs rückständig ist, sondern auf der Grundlage einer bestimmten Technik das Gleichgewicht zwischen den Anforderungen der Produktion, der Bevöl-

kerungsdichte und den natürlichen Bedingungen, also Boden und Klima, verwirklicht. Berücksichtigt man die Unterschiede, die gerade den natürlichen Bedingungen entsprachen, und ihre sehr verschiedenartigen Anforderungen, so sind die Ähnlichkeiten zwischen dem afrikanischen Ackerbau und den alten Ackerbausystemen Europas, die der agrikolen Revolution vorausgingen, auffallend. Aber es wäre irrig, aus der Tatsache, daß diese Feldbausysteme den Bedürfnissen der Vergangenheit gerecht wurden, den Schluß ziehen zu wollen, daß kein besseres Feldbausystem möglich wäre. Die Fortdauer eines heute prähistorischen Feldbaus mitten im 20. Jh. ist ein Anachronismus, dessen Verantwortliche leicht identifiziert werden können. Dieser Anachronismus erklärt sich nicht als unabänderliche, von der Natur verhängte Notwendigkeit. Wir werden diesem Problem, auf dessen Bedeutung zunächst nur hingewiesen werden sollte, noch ausführlicher begegnen.

c) Arbeitsteilung – Austauschverhältnisse – Zivilisation

Das Stadium der ersten großen gesellschaftlichen Arbeitsteilung – zwischen Ackerbau und Viehzucht – war im allgemeinen durchschritten. Fast überall ist die Trennung des Handwerks vom Ackerbau eine vollzogene Tatsache. Die Schmiede, mehr oder weniger Zauberer und Ärzte, nehmen einen gewichtigen Platz ein, der an die Rolle der Metallverhüttung gebunden ist. Ihre Frauen sind oft *Töpferinnen.* Holzbearbeitung, Weberei, Lederbearbeitung, Korbmacherei und Schmuckherstellung sind Gegenstand spezialisierter Gewerbe. In der Textilindustrie hatte die innere Arbeitsteilung seit dem 14. Jh. im Sudan den Stand einer schon entwickelten Spezialisierung erreicht. Es gab Spinner, Weber, Färber, Fertigmacher. Mit den Griots, die die Überlieferungen bewahren und deren Teilnahme als Dichter im Verlaufe der hervorstechendsten feierlichen Gebräuche des gesellschaftlichen Lebens notwendig ist, und mit den *Ärzten und Zauberern* – wenn diese auch nicht den gleichen exklusiven Charakter tragen – erstreckt sich diese Arbeitsteilung von jetzt an auf die intellektuelle Tätigkeit.

Diese Handwerke sorgen nicht nur für den örtlichen Bedarf, sondern produzieren – wenigstens in gewissen Fällen – für einen umfassenden Markt. Leo Africanus (16. Jh.) und Barth (Mitte des 19. Jh.), die über die benachbarten Grenzgebiete der heutigen Staaten Niger und Nigeria berichten, geben an, daß die von afrikanischen Handwerkern dieses Gebiets hergestellten Sandalen bis nach Nordafrika exportiert worden sind. Vor allem aber sind die Produkte, die man sich in gewissen Zonen gar nicht verschaffen

könnte, wie Salz der saharischen Minen, Kolanüsse der Waldgebiete, Gegenstand eines umfassenden inneren Marktes; sie werden von spezialisierten Wanderhändlern transportiert und verkauft.

In diesem Stadium ist die Teilung in *Gesellschaftsklassen* eine vollendete Tatsache. Zumindest im Sudan und in dem Benin-„Fenster" am Golf von Guinea stellen wir gleichzeitig *Sklaverei* und das Bestehen von aristokratischen Klassen fest, deren Lebensführung an die der feudalen Klassen erinnert.[50] Mit dem Ackerbau und den ersten Formen der Arbeitsteilung zeigen sich die ersten Formen einer *territorialen* Organisation der Gesellschaft. Mit der Teilung in Klassen und dem spezialisierten Handel entstanden die durch eine Wehranlage geschützten Städte. Auf der politischen Ebene bildete sich der Staat.

Dagegen hatte diese Entwicklung, trotz einer sehr alten und bedeutenden Entfaltung des Marktes, nirgends einen Stand erreicht, der die Verwendung des Geldes unbedingt nötig machte. Das heißt freilich nicht, daß man vom Gelde nichts geahnt hätte. Ibn Haukal (11. Jh.), eine der ältesten schriftlichen Quellen, die uns über Schwarzafrika erhalten sind, gibt an, er habe einen Schuldschein gesehen, der sich auf 40 000 Dinare belief und die ein Kaufmann von Sidjilmasa einem Einwohner von Audogast schuldete. Audogast gehörte damals zum Königreich Ghana. Ibn Haukal fügt hinzu, niemals etwas Ähnliches in der arabischen Welt gesehen zu haben. („Als ich danach in Khorassan und im Irak davon erzählte, betrachtete man es als einmaligen Fall." [51]) Die arabische Welt stand damals auf ihrem Höhepunkt. Es muß allerdings bemerkt werden, daß sich diese Angabe auf Leute aus Sidjilmasa (Südmarokko) bezieht, die Zwischenhändler und Hauptnutznießer im Handel mit Sudangold waren, das zu jener Zeit für die Münzprägung in der Mittelmeerwelt unentbehrlich war. Der Gebrauch des Geldes (in Münzeinheiten der arabischen Welt) war in der schwarzen Welt nur episodisch. Die Quellen von El Bekri bis Barth berechtigen uns nicht zu der Annahme, das Geld sei in jener Zeit verbreiteter gewesen als im 19. Jh., wo die Maria-Theresia-Taler mit der Jahreszahl 1780 gelegentlich im Westsudan verwendet wurden.[52]

[50] Wie im Text weiter unten dargelegt, ist der Begriff Feudalität hier besser zu vermeiden.

[51] *Ibn Haukal,* Description de l'Afrique. Traduction Slane, Paris 1842.

[52] *El Bekri* (11. Jh.) berichtet als Besonderheit, daß die saharischen Berber von Tadmekka Golddinare ohne Gepräge herstellen. *R. Mauny* (Anciens ateliers monétaires Ouest-africains, in: Notes africaines, Apr. 1958, S. 34/35) weist auf einen Text von *J. Dupuis* (Journal of a residence in Ashantee, London 1884) hin. Nach diesem Bericht bestanden zu Beginn des 19. Jh. in Nikki (Nord-Dahomey) und Bornu Werk-

Die Könige von Ghana und Mali zählten ihre Steuereinnahmen nach Goldpfunden (in Form von Goldstaub). Die Kauris (Muscheln vom Indischen Ozean) [53] spielten in Afrika neben den Maßen an Hirse, der Anzahl Vieh, den Salzbarren, den Kupferringen, den Stücken gewebter Baumwolle, den hufeisen- oder stabförmigen Eisenbarren (sogenanntes Wurfeisen- oder Speergeld, *ngindza)* die Rolle des Geldes.[54]

Nirgendwo war in Schwarzafrika schon der Begriff des *Grundeigentums* im Sinne des Code civil oder des römischen Rechts oder in der Form bekannt, wie sie in Athen vor Solon bestand, d. h. einschließlich der Möglichkeit für einen individuellen Grundbesitzer, seinen Boden zu verkaufen oder hypothekarisch zu belasten.

stätten zur Prägung von Goldmünzen. Diese Münzen sollen Nachbildungen der marokkanischen gewesen sein. Für diese Tatsache gibt es keinen weiteren Hinweis, wie auch keine Spur von diesen Münzen aufgefunden worden ist.

[53] Zu gewissen Zeiten traten an ihre Stelle die „Marginellen", Meeresmuscheln der atlantischen Küste. Die Kaurimuscheln wurden lange Zeit über den Maghrib und Sidjilmasa eingeführt. Nach Leo Africanus kamen sie aus dem Iran, was zahlreiche Umladungen vermuten läßt. Seit dem 16. Jh. wurden sie von den Holländern aus dem Indischen Ozean direkt importiert, was offenbar verbilligend wirkte. Wie auch heute noch wurden sie als Zubehör oder zur Verzierung von Kultgegenständen oder auf Grund der zauberischen Kräfte, die man in ihnen annahm, zum Wahrsagen benutzt. Der gleiche Gebrauch hat sich bis auf die heutige Zeit im Balkan erhalten. Über das Verbreitungsgebiet der Kauris sind interessante Untersuchungen möglich. Vgl. *M. Birtašević,* Le coquillage dit „cauri" comme élément de parure préhistorique, médiévale et contemporaine (recherches faites sur le territoire de la Yougoslavie). VIe Congrès international des Sciences anthropologiques et ethnologiques, Paris, Juli-August 1960. (Erscheinen in Vorbereitung).

[54] *El Bekri,* ein sehr aufmerksamer Beobachter auf diesem Gebiet, erwähnt für jeden von ihm besuchten Ort die Goldäquivalente. Die Forscher des 19. Jh. (besonders Barth) achteten ihrerseits aufmerksam auf die Erscheinungen des Handels, aber sie offenbaren uns in dieser Hinsicht keine bemerkenswerten Veränderungen. In verschiedenen Bezirken der Waldzone Guineas waren die Ngindzas bis zum Jahre 1960 in Verwendung. Als ihre Herstellung in diesem Jahre aufhörte, stand ihr Kurs auf 165 guineische Franken zu 100 Ngindzas. Zu magischen oder zeremoniellen Zwecken, z. B. als Hochzeitsgeschenke, finden sie jedoch auch jetzt noch im ganzen Waldgebiet Guineas Verwendung, selbst da, wo ihre Geldfunktion seit langer Zeit verschwunden ist. In ihrer Form zeigen die Ngindzas eine oberflächliche Ähnlichkeit mit den Obolois des griechischen Altertums, die die Form von Eisenstäben hatten und im Peloponnes zur archaischen Zeit als Geld Verwendung fanden, unterscheiden sich aber durch ihre Länge sehr von diesen. Während die Ngindzas 25–90 cm lang sind, waren die Oboloi mehr als 1,50 m lang.

Diese Tatsachen berechtigen zu folgender Schlußfolgerung: Die afrikanischen Gesellschaften entsprachen in ihrer Mehrheit dem höchsten Stadium der Auflösung der Urgemeinschaft, in dem die gesellschaftlichen Klassen und der Staat erscheinen. Dennoch wirkte hemmend, ja sogar verhindernd gegen die Auflösung der Urgemeinschaft die schwache Entwicklung des Marktes, die sich im *Fehlen des Geldes* als allgemeinen Äquivalents und im Fehlen des Privateigentums am Boden bemerkbar machte. Überall waren mehr oder weniger starke Reste des Urkommunismus weiterhin vorhanden.

Im Kulturbesitz überstieg der Stand der Technik und der Produktivkräfte klar die Stufe der ozeanischen Kulturen, der Kulturen des vorkolumbischen Amerika – zumindest der meisten von ihnen – und erreichte denjenigen, der für die archaische Antike kennzeichnend war.[55] Annähernd war er auch dem Stand des vorkolonialen Indien gleich. In der kulturellen Sphäre haben die afrikanischen Gesellschaften ihre Fähigkeit zur Schaffung von Kulturformen gezeigt, die ebenso entwickelt waren wie die „klassischen" Kulturen. Wie Delafosse zu Beginn dieses Jahrhunderts feststellte, sind einige ihrer Sprachen in der Lage, alle Feinheiten des abstrakten Gedankens auszudrücken. Mehrere Völker, wie die Vai und die Mende von Sierra-Leone oder in jüngster Zeit die Bamum von Kamerun, hatten selbständig eine ihrer Sprache angepaßte Schrift gefunden.[56] Schließlich hatte die Kunst vor fast einem Jahrtausend eine der höchsten Leistungen der Menschheit auf diesem Gebiet vollbracht. Die Kupfer- oder Bronzestatuetten Benins aus dem 15. Jh., die in der Gußtechnik der verlorenen Form hergestellt waren, werden seit langem

[55] Zwei bedeutende Einschränkungen sind allerdings zu dieser Einschätzung zu machen: erstens das Fehlen des Pfluges. Im allgemeinen kann man dazu sagen, daß die Pflugtechnik für die afrikanischen Böden nicht zweckmäßig ist, wie zahlreiche gescheiterte Versuche gezeigt haben. Zweitens das Fehlen des Rades. Die Felsbilder an den „Wagenstraßen" der Sahara bezeugen, daß es die Grenzen der schwarzen Welt im 1. Jahrtausend v. u. Z. erreicht hatte. Es ist niemals von ihr übernommen worden, weder für Zwecke des Transports noch für Bewässerungszwecke (als Wasserrad), wenn auch anscheinend kein technischer Grund seiner Übernahme im Wege stand.

[56] Diese Versuche sind zeitgenössisch; eine neuere Untersuchung scheint die Existenz einer Hieroglyphenschrift in Benin vor der Ankunft der Portugiesen nachzuweisen, die also jedem islamischen oder europäischen Einfluß vorausging. (Vgl. *Mrs. K. Hau*, Evidence of the use of pre-portuguese written characters by the Bini?, in: Bulletin de l'Institut français d'Afrique noire, XXI-B, Nr 12, 1959, S. 109–154, desgl. *D. A. Olderogge*, Spuren der Existenz von Schriftsystemen bei den Völkern Oberguineas vor der europäischen Kolonisation, in: Institut Ėtnografii. Kratkie Soobščenija XXVIII, 1957, S. 68–72. (russ.))

von den Fachleuten bewundert und zeugen von einer künstlerischen und technischen Vollkommenheit, von der viele Länder Europas zu dieser Zeit weit entfernt waren.[57] Dabei wissen wir heute, daß die Kunstwerke, die nach der Einäscherung Benins von den Engländern gerettet wurden, selbst nur die Nachahmung und in gewisser Weise der schwache Widerhall der Bronzen von Ife (Südnigeria) sind, die wahrscheinlich aus dem 10. bis 13. Jh. stammen und deren künstlerische Reinheit an die griechische Klassik erinnert.

Dennoch sind diese Zeugnisse einer höheren kulturellen Tätigkeit sporadisch und isoliert, wie wenn auf einem gewissen Punkt ihrer Entwicklung ein plötzlicher Kräfteschwund eingetreten wäre. Wie es den Anschein hat, sind die afrikanischen Kulturen, ehe sie ihren vollen Reifegrad erreicht hatten, hemmenden Einwirkungen zum Opfer gefallen, die wir noch näher betrachten werden. Sie liegen in den Folgen begründet, die der atlantische Sklavenhandel seit dem 16. Jh. verursacht hat.

4. Stufen der gesellschaftlichen Organisation – in der Stammesgesellschaft

Wir wollen jetzt die Beziehungen zwischen der Produktion und den gesellschaftlichen Formen, die auf ihrer Grundlage entstanden sind, näher betrachten.

a) Die Urgemeinschaft

Die Urgemeinschaft in reinem – oder fast reinem – Zustand gibt es in Schwarzafrika kaum noch. Sie beruht auf der allereinfachsten Produktionsweise, die sich auf Jagd, Fischfang, Sammeln und Auflesen von kleinen Tieren oder Insekten beschränkt. Die äußerst schwache Entwicklung der Produktivkräfte nötigt in diesem Stadium den Menschen, um weiterbestehen zu können, zum gesellschaftlichen Zusammenschluß und zur Kooperation; aber sie schließt auch jede Form von Unfreiheit und Ausbeutung aus, da die Produktion über das zum Unterhalt unbedingt notwendige Minimum hinaus keinen Überschuß ergibt, den sich ein Mensch auf Kosten eines anderen Individuums aneignen könnte.

[57] Welche absurden Hypothesen sind gerade auch hier aufgestellt worden, die um jeden Preis einen ausländischen Einfluß belegen sollten. Man berief sich auf den angeblichen Einfluß der Portugiesen und Ägypter. Der deutsche Ethnologe Frobenius bemühte sich sogar für die Beninkunst um einen – etruskischen Ursprung!

Die dieser Stufe entsprechende gesellschaftliche Organisation ist der Clan [58], eine mehr oder weniger große Gesamtheit blutsverwandter Individuen, die Nachkommen eines gleichen Vorfahren sind. Innerhalb einer derart zusammengesetzten Gruppe besteht nur Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern. Die Ältesten des Clans genießen infolge ihrer Erfahrung eine gewisse moralisch gefestigte Autorität, aber es gibt keine Häuptlinge. Die Clanmitglieder, die wegen besonderer Eignung zu Anführern für die Jagd oder den Krieg gewählt sind, üben nur für diese begrenzten Aufgaben eine Befehlsgewalt aus. Der Clan kann eine wirtschaftliche Einheit bilden, die gemeinsames Arbeiten und gemeinsamen Haushalt seiner Mitglieder bedingt. Im allgemeinen ist er in „Großfamilien" unterteilt – Gruppen, die aus einer mehr oder weniger großen Anzahl von Verwandten bestehen –, die dann die wirklichen wirtschaftlichen Einheiten im Innern des Clans sind.

Die Clansolidarität äußert sich in wechselseitiger Verantwortlichkeit. Diese bringt zum Beispiel die Verpflichtung mit sich, für die einem Clanmitglied zugefügte Beleidigung Vergeltung zu üben oder Genugtuung zu erlangen. Ihren Ausdruck findet sie im gemeinsamen Kult (Ahnenkult, besonders der gemeinsamen Ahnen) und in Tabus (bestehend im Verbot, das Totemtier des Clans zu töten oder zu essen), die ihrem Ursprung nach

[58] In Übereinstimmung mit dem heute in der Ethnologie üblichen Sprachgebrauch werden wir diesen Ausdruck demjenigen der „Gens", der von Engels verwendet wurde, vorziehen. Allerdings geben gewisse Ethnologen dem Clan eine viel zu enge Definition, indem sie für ihn besonders die Existenz des Totemismus (Kult einer Totempflanze oder eines Totemtiers als mythischen Vorfahren, der mit dem Ahnherrn identifiziert wird) voraussetzen. Diese Existenz des Totemismus ist für Afrika bestritten worden. In Wirklichkeit sind die Reste des Totemismus in vielen afrikanischen Gesellschaften offensichtlich. Es ist nicht zu vergessen, daß diese Gesellschaften einen Entwicklungsstand darstellen, der demjenigen der amerikanischen oder ozeanischen Gesellschaften mit ihrem eingehend untersuchten Totemismus klar überlegen ist. 1932 konnte Ch. Le Cœur schreiben: „Durch lobenswerte wissenschaftliche Bedenken ist die Existenz (des Totemismus) in Westafrika oft bestritten worden. Nunmehr sind die ethnographischen Belege zahlreich genug, um es uns zu erlauben, von einem guineischen Totemismus zu sprechen." *(Ch. Le Cœur,* Le Culte de la génération et l'évolution religieuse et sociale en Guinée, Paris 1932, S. 25). Man vergleiche zu diesem Gegenstand die eindringenden Untersuchungen von *B. Holas,* besonders: En Marge de l'étude d'un culte ouest-africain, in: Le Monde non chrétien, Nr 27 und 28, 1953. Schon vor 1914 hatte Pater *Fr. Wolf* in einer Untersuchung, die in „Anthropos" 1911, S. 448–465, veröffentlicht wurde, das Vorhandensein des Totemismus für Togo eingehend belegt (Totémisme, liens communautaires et coutumes chez quelques tribus du Togo, in: Etudes dahoméennes XVII, 1956, S. 13–34).

totemistisch sind. Wenigstens ursprünglich bringt die Clansolidarität die Exogamie mit sich. Der Clan gehört also immer einer mehr oder weniger regelmäßig gegliederten Gesamtheit an, die aus Clans besteht, die durch ursprüngliche Verwandtschaft verbunden sind. (Ein Clan kann sich von den anderen Clans nicht isolieren.) Diese Gesamtheit ist der *Stamm*. Seine Unterteilungen sind von Fall zu Fall verschieden zahlreich und besitzen mehr oder weniger große Uneinheitlichkeiten.

Dieses primitive Stadium, das im großen und ganzen dem *Paläolithikum* zu entsprechen scheint und in Amerika und Ozeanien noch sehr gut vertreten ist, hat sich in Afrika im wesentlichen nur bei den Pygmäen gehalten.[59] In Wirklichkeit sind die echten Verhältnisse infolge der seit langem bestehenden nachbarlichen Austauschbeziehungen zwischen Pygmäen und schwarzen Bauern schwer zu beobachten. Die Pygmäen haben die Sprache und eine große Anzahl der Gebräuche, Sitten und Glaubensformen ihrer großwüchsigen Nachbarn übernommen. Die für uns in Betracht kommenden Pygmäengruppen *(Babinga* an den Flüssen Ubangi und *Sangha* in Mittel-Kongo; *Akoa, Babongo, Bekü* in Gabun, *Bagielli* und *Baka* in Kamerun) sind übrigens durch Vermischung mit den Negriden mehr oder weniger Mestizen geworden.

Die Männer gehen mit Bogen und vergifteten Pfeilen, meistens aber mit der Lanze [60], der Großwildjagd nach. Mit Hunden, den einzigen Haustieren der Pygmäen, wird das Wild in das Netz gehetzt. Die Frauen, und unter ihrer Leitung die Kinder, besorgen mit Grabstock, Messer und Korb das Sammeln oder Auflesen von Knollen, Pilzen, Beeren, Früchten und Kleinsttieren. Abgesehen von einem Schamschurz – aus Blätterbüscheln bei der Frau, aus Leder oder geklopfter Baumrinde beim Mann – ist keinerlei Kleidung üblich.

Über die gesellschaftliche Organisation der Pygmäen ist noch wenig bekannt, sicher ist nur, daß jede Familiengruppe oder Großfamilie über ein weites Jagdrevier verfügt. Innerhalb dieses Gebietes wird das Lager, je nach dem Sammel- und Jagdergebnis, von Zeit zu Zeit verlegt. Es besteht aus halbrunden Zweighütten, die von den Frauen an den Bäumen einer Lichtung errichtet werden; notfalls dient auch eine Felshöhle als Unterschlupf. Die

[59] Und auch bei den Buschleuten, die nicht zum eigentlichen Gegenstand unserer Untersuchung gehören.

[60] Dies ist in Kamerun ihre einzige Jagdwaffe *(M. Bertaut,* Contribution à l'étude des Négrilles, in: Bulletin de la Société d'Etudes camerounaises, Nr 4, 1943). „Babinga' bedeutet „Lanzenmänner".

Grenzen des Jagdreviers stehen genau fest und sind gut bekannt. Das Eindringen Fremder in die Jagdgründe wird von keiner Pygmäengruppe geduldet.

„Die Clans umfassen gewöhnlich mehrere Familiengruppen [61], die nicht unbedingt auf ein Lager beschränkt sind. Der Clan bildet im Unterschied zur Familiengruppe keine wirtschaftliche Einheit, dennoch besitzt er ein ihm eigentümliches Jagdgebiet, das allen seinen Familiengruppen gemeinsam gehört.“ [62]

Die Frauen werden obligatorisch von einem anderen Clan geheiratet (Exogamie), im allgemeinen in Form der Tauschehe zwischen zwei Clans, d. h., der Bräutigam tritt dem Clan, von dem er sich eine Frau erwählt hat, eine Schwester oder sonstige Verwandte ab.

Bei einigen Pygmäen (Batwa Ruandas, die außerhalb unseres Untersuchungsgebietes leben) bestehen anscheinend Reste der Gruppenehe, wo die Beziehungen der Frau zu den Brüdern ihres Ehemannes nicht als ehebrecherisch gelten.[63] Als Verwandtschaft gilt bei den Pygmäen die Abstammung in väterlicher Linie.

b) Der Ackerbau und seine gesellschaftlichen Folgen

Die am wenigsten entwickelten Bevölkerungen Schwarzafrikas, ausgenommen die Pygmäen, stehen schon auf einer viel höheren Stufe. Jagen und Sammeln nehmen weiterhin eine bedeutende Stellung in der Ernährung ein, die vor der Kolonialzeit viel besser war. Unter dem Kolonialismus wurden die Bevölkerungen entwaffnet und das Jagdrecht beschränkt. Die Hauptquelle für verzehrbare Produkte und die Grundform der Produktion bildet aber der Ackerbau. Urgemeinschaft und Clanorganisation bestehen noch, doch machen sich Zeichen der Zersetzung bemerkbar.

Mit dem Übergang zum Ackerbau – oder zur Viehzucht, die für Schwarzafrika einen Sonderfall darstellt, den wir noch behandeln werden – als Hauptproduktionstätigkeit erhielt die weitere Entwicklung der Produktivkräfte einen großen Antrieb. Das gilt für jeden Typ des Feldbaus. In der

[61] D. h. Großfamilien.

[62] *P. Schebesta,* Les Négrilles, Paris 1940. Nach Bertaut finden Clanversammlungen zu gewissen Zeiten im Jahr im Walde statt. Schebesta konkretisiert weiter unten S. 54): „Nirgends sind die Bambuti zu einer größeren Gemeinschaft als dem Clan vereinigt.“

[63] *P. Schebesta,* Les Négrilles, a. a. O., S. 51.

Waldzone handelt es sich um einen Pflanzungsbau, in dem Knollen, Bananen und Ölpalmen angebaut werden, während Getreidefrüchte – Reis[64] und Mais – zusätzlich übernommen sind. Eine Vorratsspeicherung erübrigt sich in der Waldzone, da hier das ganze Jahr über geerntet werden kann.
Das Problem der *Reservewirtschaft* stellt sich also weit weniger dringlich als in den sudano-sahelischen Gebieten, wo der Feldbau auf dem Anbau von Hirse in ihren verschiedenen Abarten und überhaupt mehr auf einjährigen Pflanzen beruht. Viel mühsamer ist jedoch das Urbarmachen des Waldes; der Kampf gegen die Wiederinbesitznahme des Bodens durch den Wald muß ständig geführt werden. Beide Typen des Feldbaus gestatten es jedoch, ein *Mehrprodukt* zu gewinnen, das über das strikt notwendige Minimum hinausgeht, das zur Sicherung des bloßen Lebens und seiner Reproduktion erforderlich ist. Damit ergibt sich die Möglichkeit einer durch *spezialisierte Berufe* weiter fortgeschrittenen Arbeitsteilung, da das Mehrprodukt im ganzen oder zum Teil zum Unterhalt von Handwerkern angewandt werden kann, die für die Feldbaugemeinde arbeiten. Dies ist die Grundlage für die individuelle Bereicherung, den Handelsaustausch, die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen und die Spaltung in gesellschaftliche Klassen, indem einzelne künftig auf verschiedenen Wegen das Mehrprodukt zum Nachteil der Gemeinschaft ganz oder teilweise usurpieren können.

Wenn sich diese Möglichkeiten ergeben, so bedeutet das aber nicht, daß der Feldbau sofort und zwangsläufig die spezialisierten Berufe und die Spaltung in Klassen hervorbringt. Diese Entwicklung wird nur langsam und allmählich – mit möglichen Rückschlägen – durchlaufen. Die Feldbaugemeinde hat in der Tat widersprüchlichen Charakter. In gewissen Aspekten ist sie konservativ und setzt bis zum Stadium der Klassenspaltung manche von der Urgemeinschaft überkommene Grundeigenschaften fort. In anderen Aspekten bereitet sie dagegen Bedingungen des Übergangs zu einem höheren Stadium der gesellschaftlichen Organisation vor und löst allmählich die Grundlagen des Urkommunismus auf.

Die konservative Seite der Feldbaugemeinde beruht erstens darauf, daß die Bedingungen der Feldarbeit und namentlich die notwendige Kooperation, die sie mit sich bringt, keine Umwälzung der herkömmlichen Clanorganisation einschließen. Die Bindung an den Boden, die übrigens schwach ist, geht unter Beibehaltung der alten Organisationsformen der Gesellschaft vor sich, denn das Dorf oder der Lagerplatz entsprechen dem Clan, häufiger

[64] Der Reis nahm vor der kolonialen Periode ein sehr großes Anbaugebiet ein und erlitt dann einen Rückschlag, bis sein Anbau vor 20 Jahren erneut an Ausdehnung gewann.

der Großfamilie als Teil eines Clans, oder mehreren vereinigten Teilen, die aus verschiedenen Clans hervorgegangen sind. Die zahlenmäßige Stärke dieser Teile wechselt nach den natürlichen Verhältnissen, der äußeren politischen Lage (Sicherheitsbedürfnis) oder den Besonderheiten, die der betreffenden ethnischen Gruppe eigentümlich sind. Zweitens hält sich der normale wirtschaftliche Betrieb der Feldbaugemeinde innerhalb der einfachen Reproduktion. Die Ernte des Jahres – und, allgemeiner gesehen, das Produkt der jährlichen Arbeit – dient einfach dazu, die Reproduktion auf gleicher Stufenleiter im folgenden Jahr zu ermöglichen.

Das Mehrprodukt findet zu einem Teil zum Unterhalt der spezialisierten Handwerker, die für die Gemeinde arbeiten und deren Zahl und Verschiedenheit minimal sein können, zu einem anderen, dem wesentlichen Teil, als Hilfsfond bei schlechten Ernten oder anderem Unglück Verwendung. Zu einem weiteren Teil wird das Mehrprodukt für Kriegsausgaben und religiöse Zwecke verwandt oder auf Festen verbraucht. Die Feldbaugemeinde versorgt sich selbst und kann von ihren eigenen Hilfsmitteln leben. Die Abschöpfung eines Teils des Mehrprodukts durch den Handel, die Aneignung eines Teils desselben durch Einzelpersonen, die der Gruppe angehören oder Fremde sind, ist *Eventualität,* aber keineswegs ökonomische Notwendigkeit. Die vorhandene Möglichkeit ist um so verlockender, je bedeutender das Mehrprodukt ist. So kann die Feldbaugemeinde mit dem ganzen Erbe des Urkommunismus, das sie bewahrt, ebenso einer Stammesgesellschaft, die verhältnismäßig freiheitlich und demokratisch ist, wie einer Klassengesellschaft zur Grundlage dienen.

Man fühlt sich bei der Betrachtung der afrikanischen Ackerbaugemeinden stark an die Charakterisierung der landwirtschaftlichen Gemeinden Indiens durch Marx erinnert: „Der einfache produktive Organismus dieser selbstgenügenden Gemeinwesen, die sich beständig in derselben Form reproduzieren und, wenn zufällig zerstört, an demselben Ort, mit demselben Namen, wieder aufbauen, liefert den Schlüssel zum Geheimnis der *Unveränderlichkeit asiatischer Gesellschaften,* so auffallend kontrastiert durch die beständige Auflösung und Neubildung asiatischer Staaten und rastlosen Dynastenwechsel.“ [65]

Zu erwähnen ist schließlich, daß man im Rahmen dieser Verhältnisse, in denen sich die Technik nur äußerst langsam entwickelt und die Produktivität

[65] *K. Marx,* Das Kapital, Buch I, Kap. 12. Die Produktion des relativen Mehrwerts, in: Marx/Engels, Werke, Bd 23, Berlin 1962, S. 379 (Hervorhebung von mir – J. Suret-Canale).

im Laufe von sehr langen Zeitabschnitten fast unbeweglich bleibt, nicht den Begriff *produktive Investierung* im Sinne von Nutzbarmachung des Mehrprodukts – Grundlage der erweiterten Reproduktion und besonders der kapitalistischen Akkumulation – anwenden kann. Das Mehrprodukt in nicht verzehrbarer Form (Gold, Kultgegenstände, Geschmeide und Herden), das nicht gegen ein verzehrbares Produkt ausgetauscht wird, kann nur thesauriert werden. Dagegen erzeugen das Mehrprodukt und sein allmähliches, obgleich sehr langsames Anwachsen die Fermente der Auflösung der Urgemeinschaft. Die Gruppen, die am zahlreichsten sind oder die günstigsten natürlichen Bedingungen genießen oder auch entwickeltere Techniken anwenden oder sich durch Raub die akkumulierten Reserven der Nachbargruppen angeeignet haben, verfügen gegenüber Gruppen der gleichen gesellschaftlichen Entwicklungshöhe über eine auf dem Reichtum begründete Überlegenheit.

Die Möglichkeit, im Innern der Gemeinde trotz der landwirtschaftlichen Kooperation individuelle Feldarbeit zu leisten und sich deren Ergebnisse individuell anzueignen, ruft den persönlichen Reichtum hervor. Das Privateigentum, das zuerst auf Gegenstände des persönlichen Gebrauchs beschränkt war, kann sich deshalb auf einen Teil des Mehrprodukts ausdehnen, der auf der Basis der individuellen Arbeit erworben ist.

So wird die urgesellschaftliche Gleichheit teils zum Vorteil irgendeiner Gruppe, im allgemeinen der Großfamilie, teils zum Vorteil des Individuums, langsam zugrunde gerichtet. Mit der Sklaverei und den anderen Formen persönlicher Abhängigkeit entsteht die Möglichkeit einer Zuspitzung der Ungleichheit durch die gänzliche oder teilweise Aneignung des Mehrprodukts des Mitmenschen. Dennoch bildeten die verschiedenen Formen der Sklaverei oder der Aristokratie in Afrika nur einen Überbau, der sich über die traditionelle agrikole Gesellschaft legte, ohne sie umzuwälzen. Einzig die Entwicklung des Handels, die neben der traditionellen Autarkie der Familien oder Dörfer eine ökonomische Sphäre für sich bildet und zuerst dem Mehrprodukt, dann bald dem Produkt selbst den Charakter einer Ware verleiht, ist in einem gewissen Stadium in der Lage, die traditionelle autarke Wirtschaft zu überspringen und die alte Gemeinde zu durchbrechen.

Der Handel überschritt im vorkolonialen Afrika niemals jenen Entwicklungsabschnitt, in dem er im wesentlichen die Bestandteile des Mehrprodukts in Umlauf setzt. Der letzte Entwicklungsabschnitt im Handel beginnt erst mit dem Kolonialismus.

c) Die Stammesorganisation

Die *Stammesgesellschaften,* in denen die Klassendifferenzierung nicht auftritt, nehmen den größten Teil des ehemaligen Französisch-Äquatorialafrika, abgesehen vom sudanischen Teil, und den Süden Kameruns ein. In Westafrika umfassen sie anscheinend vor allem „Verdrängte", die gegen die Küste, in den Wald und gegen seine Ränder, in die mittelmäßigen südsudanischen Savannen oder auch in den Schutz isolierter Fluchtwinkel geschoben worden sind. Das ist der Fall bei den Völkern der Küstenzone Nieder-Guineas und am Unterlauf der Casamanza, der Lagunen der Elfenbeinküste und Dahomeys, bei den Waldbewohnern in der westlichen Elfenbeinküste, in den Grenzgebieten Guineas, Sierra-Leones und Liberias, den Palänegriden der südsudanischen Savannen – von den Konjagi der senegalesisch-guineischen Grenze bis zu den Sumba Nord-Dahomeys –, schließlich weiter im Norden bei einigen isolierten Gruppen wie den Dogon, die sich in die schützende Felslandschaft von Bandíagara geflüchtet haben.

Man sieht, daß diese Gesellschaften überwiegend im Walde leben. Der Wald, der ein Hindernis gegen die Ausbreitung der Austauschbeziehungen bildete, sperrte sie von den Keimen der Auflösung ab, andererseits diente er diesen Völkern als Zuflucht oder Schutz gegen Knechtungsversuche. Dabei bleibt die materielle Kultur in gewisser Hinsicht zurück. Weberei oder Kleidung waren oft unbekannt oder späte Übernahme, wobei die Männer sich mit dem Penisstulp des Jägers oder dem Schurz aus Leder oder geklopftem Kork, die Frauen mit einem Büschel Laubwerk begnügten.

Eine Ausnahme machten die Wohnbauten, die oft von einer entwickelten Technik zeugen – denken wir nur an die Familien-„Burgen" der Sumba Nord-Dahomeys –, die derjenigen von Völkern mit weiter entwickelter gesellschaftlicher Ordnung überlegen ist. Meisterlich ist oft der Feldbau dieser Völker, handelte es sich dabei um die Reisbauern der Küstenzone der „Flüsse des Südens" (zum Beispiel die Baga) oder um die Konjagi, die dreijährige Bodenumteilung und Düngung anwenden, oder um die „palänegriden" Getreidebauern der südsudanischen Savannen (Völker der Senufo-Gruppe, ferner Lobi, Gurunsi, Sumba usw., in Nordtogo die Kabre).

Bei gewissen Autoren herrscht darüber Ratlosigkeit, während kein Geheimnis daran ist, denn diese freien Bauern sind – soweit es die Natur zuläßt[66] – selbstverständlich mehr an ihrer Arbeit interessiert als die Völker,

[66] Das ist bei den Waldbewohnern, die in einem feindseligeren Milieu leben, nicht möglich.

denen das Mehrprodukt ihrer Arbeit und manchmal ein Teil des lebensnotwendigen Produktes von einem Herrscher oder einem Aristokraten genommen wird. Die Grundlage der gesellschaftlichen Organisation bleibt, wie wir sagten, der Clan mit seinen Unterteilungen. Diese sind an ein Gruppendorf gebunden – zum Beispiel die althergebrachten Langdörfer der Pangwe in Gabun – oder auf Lagerplätze verteilt, die mehr oder weniger beständig sind und einer Großfamilie, dem Teil eines Clans, entsprechen. Das trifft auf gewisse Waldbewohner der Elfenbeinküste, wie die Lobi, Sumba und Kabre, zu.

Abgesehen von einigen spezialisierten Handwerkern[67], die frei und gleich sind, gibt es kaum eine andere Arbeitsteilung als die zwischen den Geschlechtern. Die Einführung des Feldbaus läßt diese Arbeitsteilung unendlich verwickelter werden als in der Urgemeinschaft. Diese Arbeitsteilung wurde mitunter so beschrieben, daß der Mann Jagd und Kriegführung, die früher im Sammeln spezialisierte Frau, abgesehen von der schweren Männerarbeit der Buschrodung, den Feldbau übernahm. Das ist eine ungenaue Vereinfachung. Bei gewissen Waldbewohnern, beispielsweise im vormaligen Französisch-Äquatorialafrika, wo der Feldbau mit wenigen Anpflanzungen nur geringen Raum einnahm, kommt sie zweifellos der Wirklichkeit nahe. Anderwärts sind aber die tatsächlichen Verhältnisse viel verwickelter. Zweifellos bearbeitet überall die Frau die Gemüsefelder in der Nähe der Häuser, um Spinate und Gewürze für die „Soßen" der Hauptmahlzeit zu gewinnen; die Feldarbeiten jedoch sind, sehr ins einzelne gehend, zwischen Männern und Frauen aufgeteilt, wobei es bei der Arbeitsverteilung nach den Kulturarten geht, was bei den verschiedenen Völkern verschieden gehandhabt wird.

Arbeitsteilung wie Organisation der Kollektivarbeiten richten sich auch nach dem Alter. Diese Arbeitsteilung bildet die Grundlage der Altersklassen oder Altersbrüderschaften. In jeweils wechselndem Alter muß das Kind oder der Jüngling, Knaben und Mädchen getrennt, eine Probezeit strenger Absonderung bestehen, in der es sexuell aufgeklärt wird und einen praktischen Unterricht entsprechend den Überlieferungen der Gemeinde erhält. Dazu gehören Mutproben, verschiedene Riten und oft körperliche Verstümmelungen (Zirkumzision oder Exzision, Tatauierungen oder Schröpfnarben, Ausschlagen oder Abfeilen der Zähne), die das Zeichen der Aufnahme in die Klasse der Erwachsenen sind. Man glaubt, daß der junge Eingeweihte von der Gottheit „verschlungen" und anschließend mit veränderter

[67] Die Handwerker verwenden nur einen Teil ihrer Zeit auf diese spezielle Tätigkeit, die lediglich eine Ergänzung zu ihrer Haupttätigkeit als Bauern darstellt.

Individualität zurückgegeben wird. Der ganze Vorgang steht unter dem Schutze der Gottheit, und sein geheimnisvoller Charakter wird oft durch einen Namenswechsel zum Ausdruck gebracht. Die Anzahl von Altersstufen bei den Erwachsenen schwankt. Die Beteiligung an den Arbeiten beginnt schon bei den noch nicht Initiierten. Einen besonderen Platz nehmen die Altersbrüderschaften ein. Im Kriege wie zur Erledigung von Arbeiten, die im Allgemeininteresse dringend sind und den Einsatz aller Kräfte verlangen, wie Beseitigung des Busches, Unkrautbekämpfung, Ernte, ermöglichen sie ein rasches Aufgebot. Die gleiche Bedeutung haben sie für die Leistung von Fronarbeiten, was später von den Kolonialisten entsprechend ausgenutzt wurde. Gegen Beköstigung stellte sich die Brüderschaft zeitweilig in den Dienst einer Großfamilie. Bei dieser Gelegenheit erhielt sie auch einige Geschenke, die der Finanzierung von Festessen, die die Brüderschaft bei ihren Festen gab, vorbehalten blieben.

Jeder Stamm hat sein bekanntes und begrenztes Gebiet, innerhalb dessen seinen verschiedenen Teilen, Dörfern und patriarchalischen Familien Nutzungsrechte zustehen. Dieses Gebiet ist unveräußerlich; der Stamm kann darin nur Nutzungsrechte vergeben. Selbst Eroberer berücksichtigen diesen Grundsatz. Sie beanspruchen solche Rechte nur indirekt, über einen Bodenherrn aus dem Geschlecht der ersten Besitzer, den sie zur Versöhnung der Erdgottheiten in ihre Reihen aufnehmen. Afrika kannte keine „leeren und herrenlosen Gebiete".[68]

Das Gebiet ist niemals völlig in Anspruch genommen, nicht nur aus Erfordernissen des Landwirtschaftssystems, sondern auch aus Sicherheitsgründen. Die Grenzen werden im allgemeinen von weiten Wald- oder Buschzonen – Schutzstreifen, nicht „Niemandsland", wie manchmal gesagt wurde – gebildet.[69] Seinerseits hat das Dorf einen Anteil an diesem Gebiet. Von diesem teilt es der grundlegenden ökonomischen Einheit, der Großfamilie, die notwendigen Kulturböden zu. Arbeitsleitung und Verwaltung besorgt das Oberhaupt der Großfamilie, im allgemeinen der Älteste aus der

[68] Bei den Fischern gilt das gleiche Prinzip für die Gewässer. Dörfer, Familien und sogar Einzelpersonen erhalten ihren besonderen Anteil an den Gewässern. Der „Herr des Wassers" spielt die gleiche Rolle wie der „Erdherr". Die einzige Ausnahme bilden Ländereien, deren Bevölkerung erloschen ist (Verschwinden des letzten „Erdherrn"), und aus Wassermangel unbewohnbare Ländereien (Grenzgebiete Norddahomeys, Togos, Obervoltas zum Beispiel.)

[69] Man kann diese Tatsachen überall beobachten. Sie finden sich auch in den Grenzgebieten der gallischen „civitates" (Völkerschaften) oder im „Grenzwald" der germanischen Stämme.

ältesten Generation. Oft haben die Erwachsenen der Gemeinde aber tatsächlich nur den Fähigsten zu diesem Amt gewählt, den sie auch absetzen können. Dieser „Familienrat" umfaßt dem Grundsatz nach alle Erwachsenen, manchmal Männer *und* Frauen, im allgemeinen nur die Männer. (Wir werden später sehen, warum.) Der Familienrat also, ein demokratisches Organ, ist der wirkliche Herr, während der „Häuptling" nur die Bedeutung eines Verwalters hat.

Die gleichen Institutionen finden wir auf der Dorfebene wieder; dort ist es der Rat der Familienhäuptlinge oder Ältestenrat, der im allgemeinen in Gegenwart und unter Kontrolle der versammelten Erwachsenen tagt. Der Dorfhäuptling ist sogar nur ein Verwalter, der stark kontrolliert wird. Neben ihm gibt es manchmal einen „Erdherrn" (Landhäuptling), der in religiösen Angelegenheiten zuständig ist, und einen Kriegshäuptling, der im Ernstfall den Befehl über die Krieger hat. Diese verschiedenen Funktionen werden nicht notwendigerweise von derselben Person wahrgenommen.

Manchmal ist die Großfamilie ein echtes häusliches Gemeinwesen, dessen Mitglieder ihre Mahlzeiten gemeinsam bereiten und einnehmen, aber im allgemeinen führen schon die Bedingungen der Feldarbeit sehr früh eine Individualisierung der Haushalte herbei. Außer den gemeinsamen Feldern, die kollektiv bearbeitet werden – oder von denen jeder seinen Anteil zur Bearbeitung zum Nutzen der Gemeinde empfängt – und deren Produkt zur Ernährung der für die Gesamtheit arbeitenden Familienmitglieder verwendet wird oder zum Teil als Rücklage dient, werden individuelle Felder zugeteilt. Wo sich die kollektive Solidarität am besten erhalten hat, wird für die gemeinsamen Felder die längste Arbeitszeit verwandt, fünf Tage von sieben bei den Bambara, nur ein Tag bei den Anyi.

Die Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern wirkt hier zugunsten des Mannes: Männern, Frauen und Kindern werden individuelle Felder zugeteilt. Doch die Frau erhält davon zumeist nur den Gemüsegarten und gelegentlich – zum Anbau einiger Pflanzungskulturen – ein Feld, das aber kaum mehr bedeutet als die Erweiterung ihres Gemüsegartens. Über die wichtigsten Felder verfügt der Mann. Natürlich bearbeitet er sie nicht allein; dagegen läßt er ihnen die erste Arbeit angedeihen, die Urbarmachung, womit er sein Besitzrecht sichert. Der Beitrag des Mannes zum Hauswesen besteht in Getreide, das auf seinem Feld erzeugt worden ist, während der Beitrag der Frau nur Spinate und Speisegewürze sind. Über die Überschüsse verfügt jeder getrennt. Damit ist ein vermehrungsfähiges individuelles Einkommen vorhanden, wobei aber auf diesem Gebiet der Vorteil im allgemeinen beim Mann liegt. Hierin ist vielleicht auch der Ursprung seiner Überlegenheit zu

suchen, die sich in der Folge immer mehr zum Nachteil der Frau festigt. Damit ergibt sich für uns die Notwendigkeit, die Organisation der Familie näher zu untersuchen.

d) Die Familie

Die europäischen Beobachter, die lange von der Vorstellung eingenommen waren, die Familie in der heutigen Form – d. h. das Hauswesen, Ehemann, Ehefrau (oder -frauen) und Kinder umfassend –, sei die Grundzelle aller menschlichen Gesellschaft, sind an manchen Deutungsirrtümern gescheitert. Erst durch Morgan wurde die Geschichte der Familienformen wenigstens zur Hauptsache aufgeklärt. Seine in den Einzelheiten berichtigten oder ergänzten Einschätzungen wurden im wesentlichen von allen späteren Untersuchungen bestätigt. Die verschiedenen Formen der afrikanischen Familien, die Morgan nicht aus eigener Anschauung bekannt waren [70], haben die allgemeine Richtung seiner Auffassungen völlig bestätigt und deren Allgemeinwert aufgezeigt.

Wir verstehen darunter nicht die ältesten Formen, die Engels, indem er Morgan zur Grundlage nahm, „Blutsverwandtschaftsfamilie" und „Punaluafamilie" (Gruppenehe) nannte und die von der Vervielfachung der Eheverbote zur „Paarungsehe" geführt hätten. Viele ihrer Seiten sind noch unsicher. Die afrikanischen Gesellschaften haben die ältesten Familienformen [71] überall hinter sich gelassen. Lediglich die Verwandtschaftssysteme – sie bleiben jeweils hinter der wirklichen Entwicklung der Familie zurück – scheinen das einstmalige Vorhandensein der „Gruppenehe" zu bestätigen. Spuren von ihr findet man bei den Lobi [72] und den Haussa. Im Haussa, wie in vielen sudanischen Sprachen, nennt das Kind nicht nur seinen eigenen Vater so, sondern alle Brüder seines Vaters, und Mutter seine eigene Mutter sowie die Schwestern seiner Mutter. Ferner werden die Vettern Brüder und die Neffen Söhne genannt.

„Nach ethnographischer Ansicht", bemerkt G. Vieillard, „soll diese Terminologie der Rest eines uralten und ursprünglichen gesellschaftlichen Zustandes sein, als eine Gruppe von Brüdern eine Gruppe von Schwestern zu

[70] Sein Hauptwerk, Ancient Society, erschien 1877.

[71] Wobei übrigens die „Blutsverwandtschaftsfamilie" umstritten ist. Über diese ältesten Seiten der Entwicklung der familiären Organisation vergleiche *Levi-Strauss*, Les Structures élémentaires de la parenté, Paris 1949.

[72] Vgl. *H. Labouret*, Les Tribus du rameau Lobi, in: Travaux et Mémoires de l'Institut d'Ethnologie, Bd XV, Paris 1931.

gemeinsamen Gattinnen [73] ehelichen konnte (Gruppenehe), die Abstammung in weiblicher Linie rechnete und die Vaterschaft ungewiß war. Bei den Haussa Damagarams liegt dieses Stadium, wenn es jemals bestanden hat, sehr weit zurück." [74]

Den gleichen Zustand gibt es auch bei den Dendi, den Bete und den Sosso (Sussu). Zu bemerken ist, daß diese Gruppenehe, wie sie vor kurzem noch auf den Hawaii-Inseln [75] zu finden war, sich keineswegs aus einer Art allgemeiner Promiskuität erklärt. Kennzeichnend war nur, daß die individuellen Verbindungen zwischen Personen, die füreinander „durch Geburt" [76] zu Gattinnen und Gatten bestimmt waren, sich durch Freizügigkeit und formlose gegenseitige Aufhebbarkeit auszeichneten. Ein strenges Zusammenhalten durch eheliche Treue war dem jeweiligen Paar nicht vorgeschrieben. Aus diesem Grunde ist die Vaterschaft schwer zu erweisen. Wert und Bedeutung hat daher nur die Abstammung in weiblicher Linie. Deshalb beruht der Clan, der sich in diesem Stadium bildet, auf der *mütterlichen* Verwandtschaft. Der Clan ist *ursprünglich* die Nachkommenschaft einer gemeinsamen Mutter (Töchter einer selben Mutter, ihre Kinder, ferner die Brüder dieser Mutter, soweit sie von derselben Mutter geboren sind wie jene, usw.). Der Übergang zur „Paarungsfamilie" läßt das Paar bzw. das polygame Hauswesen, beständiger werden, gibt ihm ein rechtliches Dasein, während die Entwicklung des individuellen Eigentums, wie wir sahen, hauptsächlich zum Vorteil des Mannes verläuft. Da der Mann die ökonomische Hauptrolle spielt und die Vaterschaft zukünftig nicht mehr fraglich ist, sind die Bedingungen für den Übergang zum „patrilinearen" Clan gegeben, der die Nachkommen eines gleichen Vaters zusammenfaßt, die in maskuliner Abstammungslinie untereinander verwandt sind. Das soll nun nicht heißen, daß diese Erklärung in jedem beliebigen Fall die einzig mögliche ist. Zumindest einer sehr großen Zahl von Beispielen wird sie anscheinend gerecht. Unbestreitbar trifft sie auf die jetzigen Fälle eines Übergangs von der mütterlichen zur väterlichen Abstammungsreihe zu, von denen Schwarzafrika zahlreiche Beispiele kennt.

[73] Sie hatten gemeinsame Anrechte auf ihre gemeinsamen Gatten.

[74] *G. Vieillard,* Haoussa de Zinder et Béribéri, in: Coutumiers juridiques de l'A. O. F., Bd 3, Paris 1939, S. 111.

[75] Die Auffassung Morgans, die Engels übernehmen mußte, erscheint nach heutigem Wissensstand nicht geklärt. Vgl. hierzu *F. Engels,* L'Origine de la famille, in: Editions Sociales, Paris 1954, Anmerkung S. 11/12.

[76] Das bedeutet, durch Geburt zur Heirat mit einer gewissen anderen Gruppe bestimmt.

Die Priorität des matrilinearen vor dem patrilinearen Clan wird von der Mehrzahl der Ethnologen sehr bestritten. Hier soll das Hauptargument, das dagegen eingewendet wird, näher betrachtet werden.

Von Ethnologen wird unterstrichen, daß, wenn auch der matrilineare Clan im allgemeinen für wenig entwickelte Stadien der gesellschaftlichen Organisation charakteristisch ist, man doch den patrilinearen Clan ebenfalls in sehr ursprünglichen Gesellschaften vorfindet. Die weiter oben genannten Pygmäen legen davon Zeugnis ab. Leider ziehen die meisten Ethnologen aus diesem Beispiel rein negative Schlüsse, die darauf zielen, jede historische Auffassung der gesellschaftlichen Entwicklung zu verwerfen. So weist P. Mercier die „evolutionistischen" Theorien, „die in den einfachen Gesellschaften, welche heute bestehen, Überreste von vergangenen Phasen sahen, die alle menschlichen Gruppen durchschritten hätten", als gescheitert zurück.[77] Einem ebenso munteren Angriff gegen die „pseudohistorische" Theorie Morgans überlassen sich Radcliffe-Brown und Forde.[78]

Diese Kritik ähnelt etwa derjenigen, die sich auf dem Gebiet der Entwicklung der Arten gegen den Darwinismus richtet. Berechtigte Kritik an manchen unzureichenden und heute aufgegebenen Seiten der Auffassungen Darwins, sogar an Karikaturen – wie der Redensart „der Mensch stammt vom Affen ab" –, wurden zum Vorwand genommen, den Entwicklungsstandpunkt selbst anzugreifen und im Namen der „Wissenschaft" die Unveränderlichkeit der Arten und die biblische These der „Schöpfung" zu restaurieren.

Auf dem Gebiet der Gesellschaftswissenschaften ist es keineswegs eher (noch weniger, möchte man fast sagen) als auf biologischem Gebiet möglich, die Evolution oder, besser gesagt, die historische Auffassung der Wirklichkeit auf unzulässig vereinfachte, einseitige, starre Schemata zurückzuführen. Unbezweifelbar ist – und darin bleibt die Auffassung Morgans unserer Meinung nach im wesentlichen gültig –, daß Schwarzafrika uns eine große Mannigfaltigkeit an Beispielen des Übergangs von der matrilinearen zur patrilinearen Organisation bietet, während unseres Wissens Beispiele des entgegengesetzten Vorgangs nirgends bezeugt sind. Man kann also mutter-

[77] *P. Mercier,* Les tâches de la sociologie, Dakar 1953.

[78] *A. R. Radcliffe-Brown* und *D. Forde,* Systèmes familiaux et matrimoniaux en Afrique, Paris 1953. (*Levi-Strauss,* der in seiner Anthropologie structurale die gleiche Strömung vertrat, hat seinen Standpunkt seither in einiger Beziehung modifiziert. Vgl. L'anthropologie sociale devant l'histoire, in: Annales Économies. Sociétés. Civilisations, Juli/Aug. 1960, Nr 4, S. 625–637.)

rechtliche und vaterrechtliche Clans nicht als historisch „gleichwertig" betrachten; auf ihrem Gebiet, dem der Familienstruktur, besteht die Priorität des ersteren vor dem zweiten.

Aber die Entwicklung der familiären Organisation läuft den anderen Umwandlungen, die sich in der Gesellschaft vollziehen, nicht notwendig parallel. Deshalb kann sich zum Beispiel bei solchen Völkern der matrilineare Clan erhalten haben, bei denen das Stammesstadium bereits überschritten ist (Serer), während in diesem Stadium verbliebene Völker – selbst mit Familienformen, die der „Paarungsehe" nahestehen – in patrilinearen Clans organisiert sind, wie die Dogon. Im allgemeinen finden wir die matrilineare Organisation vorzugsweise bei den im Stammesstadium verbliebenen Völkern, den Bavili und Bapuno im Westen des Kongo-Brazzaville, den Bewohnern der Wälder und Lagunen der Elfenbeinküste (Alladjan, Ebrie, Attje, Abe usw.), den Palänegriden (Lobi, Birifor, Bobo-Fing). Sie besteht aber auch bei entwickelteren Völkern (Anyi der Elfenbeinküste, Serer). Bei den Serern der Küste zwischen Kap Verde und Gambiamündung und den Non-Serern umfaßt die Großfamilie (Ndokja) die Mutter, deren Schwestern und Brüder, ihre Onkel, Tanten und Vettern mütterlicherseits.

Aus der Tatsache der ökonomischen Vorherrschaft des Mannes und des Übergangs zur „Paarungsehe" ergibt sich jedoch, daß die Frau immer in der Familie des Mannes wohnt; die Kinder aber werden in einem bestimmten Alter (im allgemeinen nach der Beschneidung) dem Onkel mütterlicherseits zur Erziehung übergeben. So ergibt sich aus der ökonomisch bedingten Vorherrschaft des Mannes ein Widerspruch zwischen dem Verwandtschaftssystem und der Großfamilie als ökonomischer Einheit. In der Tat umfaßt die Großfamilie die Gattinnen und kleineren Kinder der Männer, während *rechtlich* diese Gattinnen und kleineren Kinder einer anderen Familie angehören. Bei den Ndut-Serern in der Republik Senegal können die erwachsenen Kinder bei ihrem Vater bleiben, wenn die väterliche Familie reicher ist als die mütterliche.

Man sieht, wie die matrilineare Organisation, die in wachsendem Widerspruch zur ökonomischen und gesellschaftlichen Wirklichkeit steht, zur vaterrechtlichen Organisation führt, die dieser Wirklichkeit angemessen ist. Bei den Fon Dahomeys finden wir eine Zwischenform. Der Clan ist im Prinzip vaterrechtlich. Es bestehen zwei Heiratsarten, die die Kinder entweder der Familie des Vaters oder der Familie der Mutter zuteilen. Diese letztere Form, die für den Ehemann oder seine Familie weniger kostspielig ist, bringt eine ökonomische Überlegenheit der Familie der Frau zum Ausdruck. Diese Eheform war für die Prinzessinnen der königlichen Familie üblich und trug

dazu bei, deren zahlenmäßige Stärke zu erhöhen. Bei den Haussa und Beriberi von Zinder bestehen als Rest der mutterrechtlichen Organisation nur ein besonderer Name des Onkels mütterlicherseits und besondere Pflichten des Kindes ihm gegenüber.

Innerhalb der Stammesgesellschaft entstehen also eine ganze Reihe Widersprüche, die in der wachsenden Reichtums- und Vermögensdifferenzierung zwischen Familien und Individuen begründet liegen. Von diesen wird der Widerspruch zwischen dem Verwandtschaftssystem und der Großfamilie, die die ökonomische Einheit bildet, durch Übergang zum vaterrechtlichen Clan gelöst. Der mutterrechtliche Clan, der der Gruppenehe entspricht, tendiert dahin, mit der Durchsetzung der Paarungsehe dem vaterrechtlichen Clan zu weichen.[79] Andere Widersprüche zeigen eine Tendenz zur Verschärfung und bereiten damit das Entstehen der antagonistischen Gesellschaftsklassen vor. Dennoch haben diese Widersprüche zunächst noch keinen antagonistischen, unversöhnlichen Charakter.

e) Der Widerspruch zwischen Mann und Frau

Der Grund zu diesem Widerspruch liegt bereits in der natürlichen Arbeitsteilung. Er entwickelt sich weiter mit der individuellen ökonomischen Überlegenheit des Mannes unter den bereits geschilderten Bedingungen auf der Grundlage einer *wachsenden Ungleichheit* zum Schaden der Frau. In den am wenigsten entwickelten Gesellschaften – selbst mit patrilinearer Abstammung – übt die Frau weiterhin Rechte aus, die denen des Mannes sehr nahe kommen. Dazu gehören sehr große sexuelle Freiheit vor der Ehe, ja sogar bis zur Geburt des ersten Kindes, wie bei den Dogon, und leichte Ehescheidung, zuweilen ohne Formalitäten, auf ihre Anregung hin.

Wo die matrilineare Organisation vorwiegt, nimmt die Frau im allgemeinen (nicht aber bei den Serern des Ndut-Bezirks) am Familienrat teil, und manchmal erhält sich dieses Recht auch im Rahmen der patrilinearen Organisation, wie bei den Gun. In matrilinearen Gesellschaften kann sie sogar gelegentlich den Posten des Familienleiters[80], ja des Dorf- oder

[79] Wo in den entwickelten Gesellschaften die matrilineare Organisation weiterbesteht, stellt das einen Widerspruch dar, der sich seinerseits verschärft und zahlreiche Konflikte schafft. Das ist bei den Anyi der Fall. (Vgl. *A. Köbben*, Le planteur noir, in: Études éburnéennes, Nr 5, 1956.)

[80] Im allgemeinen handelt es sich dabei um eine Witwe, die in ihre Familie zurückgekehrt ist und deren Alter eine Wiederverheiratung ausschließt.

Stammeshäuptlings einnehmen, wie bei den Wald- und Lagunenbewohnern der Elfenbeinküste, den Anyi und Baule, oder bei den Bavili und Bapuno Äquatorialafrikas. Überdies genießt manchmal die älteste Frau der Großfamilie gewisse Vorrechte neben dem Familienleiter und unter gewissen Umständen wird, wie in Dahomey, ihre Meinung eingeholt.

Da die Frau ihre Familie verläßt, um sich in der ihres Gatten niederzulassen, erleidet die Familie, der sie entstammt, den Verlust einer Arbeitskraft, der ausgeglichen werden muß. So erklärt sich die Tauschehe, auf die bei den afrikanischen Pygmäen hingewiesen wurde und wie sie früher in Westafrika bestand (Bete vor der kolonialen Eroberung, Bambara, Bozo). Die Familie des Bräutigams gibt im Austausch für die erhaltene Frau eine Tochter, die dazu bestimmt ist, den in der Familie der Braut entstandenen Verlust wieder auszugleichen. Aber die Familie und später das Individuum, die vermögend genug sind, werden sich von dieser Verpflichtung freikaufen können. Dies geschieht mittels einer Abstandssumme, deren Art und Höhe das Gewohnheitsrecht bestimmt. Das ist der Ursprung des Brautpreises. Er hatte anfangs symbolische Bedeutung, die er oft heute noch besitzt, indem er die Verwandtschaftsbeziehungen zwischen den zwei Familien besiegelte. Der Brautpreis führte schnell zur Kaufehe, in der die Verhandlung über seine Höhe zur wesentlichen Seite der Eheschließung wurde. Die Frau bekommt dadurch als Eigentum der Familie des Mannes die Stellung einer Sklavin, was auch darin zum Ausdruck kommt, daß sie nach dem Tode ihres Mannes in den Besitz eines anderen männlichen Mitgliedes seiner Familie übergeht.[81] Männer, die eine bedeutende Stellung in der Gesellschaft einnahmen, zum Beispiel Häuptlinge, oder entsprechend vermögend sind, können zukünftig durch Kauf in den Besitz mehrerer Frauen gelangen. Die Polygamie entwickelt sich aus dieser Wurzel und ist auch weiterhin ein Privileg Reicher. Anstelle der Paarungsehe finden wir in diesem Stadium das monogame und polygame Hauswesen, dessen Eigenständigkeit gegenüber der Großfamilie sich zu festigen beginnt. Dieser Vorgang stützt sich auf das Über-

[81] Afrikanische Autoren, die sich für die traditionellen Einrichtungen einsetzten, haben sich gegen den Ausdruck „Kaufehe" für die mitgiftgebundene Heirat gewandt, wobei sie die übervereinfachenden Bewertungen von Schwester *Marie-André* von der Kongregation Sacré-Cœur (La femme noire en Afrique occidentale, Paris 1939) kritisierten. Es ist indessen unbestreitbar, daß das Heiratssystem, das auf dem Brautgeld beruht, die heutigen Mißbräuche, die mit dem Fortschreiten der Geldwirtschaft entstanden sind, bereits im Keime enthielt. (Vgl. Pater *Tisserant,* Le mariage dans l'Oubangui-Chari, in: Bulletin de l'Institut d'Études centralafricaines, 1950–1952, und Quelques remarques au sujet de la dot, ebenda, 1952, Nr 4, S. 187–200.)

gewicht des Mannes, das in solchen Tatsachen zum Ausdruck kommt, daß der Ehebruch der Frau schwer geahndet wird, während derjenige des Mannes entweder geduldet oder in milderer Weise bestraft wird.[82]

Dennoch behält die Frau, selbst in diesem Stadium, überall in der afrikanischen Gesellschaft ihr persönliches Eigentum, das nach besonderen Regeln vererbt wird. Es fällt niemals dem Gatten zu und wird niemals gemeinschaftlich mit seinem Besitz vererbt. Für den Haushalt ist keine Gütergemeinschaft bekannt. In dieser Hinsicht behielt die Afrikanerin größere Unabhängigkeit als die Frau der bürgerlichen Gesellschaft in Europa.

f) Widersprüche zwischen Generationen

Wertvoll durch Erfahrung, verehrt als Hüter der Überlieferung und des Brauchtums, wird der Greis andererseits – besonders auf den einfachsten Stufen der gesellschaftlichen Entwicklung – angesichts des Nachlassens seiner Kräfte oft als Belastung und unnützer Esser empfunden. Sogar der Älteste, der Familienhäuptling, wird manchmal von den in der Vollkraft ihrer Jahre stehenden Männern sehr barsch behandelt.[83]

Die Organisation im Rahmen der Altersklassen erweckt bei den Greisen das Streben, ihre Stellung zu festigen, indem sie gewisse Geheimnisse und Ämter für sich allein in Anspruch nehmen, die den höheren Einweihungsklassen vorbehalten sind. Demgegenüber suchen sich deshalb die „Jungen", d. h. die Erwachsenen unter vierzig Jahren, gegen eine zu tyrannische Gewalt zu schützen. Die Individualisierung der Vermögen, die Möglichkeit, Schatzbildung zu betreiben, wirken sich dabei mehr und mehr zugunsten der Alten aus. Daran knüpft das Entstehen höherer Einweihungsgrade an, die über den zu Einweihungsklassen gewordenen Altersbrüderschaften stehen, der breiten Masse des Volkes verschlossen und den Ältesten vorbehalten sind. Dabei macht die Altersbrüderschaft dem Geheimbund Platz, der sich durch Nachwahl ergänzt und den Weg zur Herausbildung einer privilegierten Aristokratie frei macht. Die Mitgliedschaft im Geheimbund setzt die Zahlung eines sehr hohen Beitrages voraus.

[82] Nur bei Ehebruch mit einer verheirateten Frau, deren Gatte Anrecht auf Entschädigung hat.

[83] So bei den Dogon. Vgl. *D. Paulme,* Organisation sociale des Dogon, Paris 1940. Bei den Diolas von Casamanza wurde der Greis oft in einer Buschhütte nur mit einigen Lebensmitteln zurückgelassen, nachdem er von der Gemeinde Abschied genommen hatte. Vgl. *L. V. Thomas,* Les Diola, Dakar 1958.

Wenn erst einmal diese höheren Einweihungsgrade die Leitung der Altersklassen in ihren Händen haben und diese Organisation sich über eine große Zahl von Dörfern oder sogar Völkern erstreckt – wie der „Poro"-Männerbund zwischen Sierra-Leone und Obervolta, der „Komo"-Bund bei den Mandingo und der „Ore"-Bund Benins –, kann sein Einfluß, über dessen Verwendung stets das Priesterkollegium entscheidet, ein beträchtliches Ausmaß erreichen. Der Einfluß des Geheimbundes stützt die alten Gewohnheiten, kann sich aber besonders für solche Gewohnheitsrechte auswirken, die die höchsten Würdenträger begünstigen. Dies alles wirkt sich im Sinne einer Unterschiebung der Gerontokratie (Macht der Greise) statt der ursprünglichen Demokratie aus.[84]

g) Gegensätze zwischen Masse der Freien und Häuptlingen

Wir haben es jetzt mit einem Widerspruch zu tun, der mehr oder weniger mit dem Obengesagten zusammenhängt. Diese Überkreuzung wird im gleichen Maße sichtbar, wie die Häuptlingschaft vornehmlich Sache von Greisen wird.

In der Familie gehört die oberste Gewalt, deren Grenzen wir sahen, gewöhnlich dem Ältesten der ältesten Generation, sodann dem ältesten Überlebenden, wobei sie – entsprechend dem Charakter des Clans – in weiblicher oder männlicher Abstammungslinie vom älteren auf den jüngeren Bruder und dann vom Onkel auf den Neffen übergeht. Wie wir sagten, hat der Häuptling die Verwaltung des Vermögens, aber kein unbeschränktes Eigentumsrecht darüber. Er bleibt unter strenger Kontrolle der Allgemeinheit, aber im Rahmen der gewohnheitsrechtlichen Bestimmungen kommen allmählich gewisse Nutznießungsrechte auf, die zu seinen Gunsten laufen. Je nach Vermögen der Gemeinschaft können diese Bestimmungen ihren Nutznießer teilweise oder völlig von produktiver Arbeit entbinden. Mitunter wird für seinen Unterhalt das gemeinsame Vermögen in Anspruch genommen, teilweise übernehmen die Mitglieder der Familie die Bestellung seines persönlichen Feldes, die Ausbesserung seiner Hütte und andere Arbeiten.

[84] Die Geheimgesellschaften bei den Bamileke-Stämmen bieten mit dem gleichzeitigen Bestehen zweier Typen ein besonders schlagendes Beispiel dieses Übergangs. Einmal sind es die herkömmlichen und verhältnismäßig demokratischen (dem Ahnenkult geweihten oder auf die Altersklassen gegründeten), dann die neuen, auf eine privilegierte Minderheit beschränkten Gesellschaften. Siehe *R. Delarozière,* Les institutions politiques et sociales des populations dites Bamiléké, in: Études camerounaises, 1949, Nr 25 u. 26, S. 5–68; Nr 27–38, S. 127–176.

Auf der Stufe des Dorfes – und darüber des Stammesteils oder des Stammes – wird die Häuptlingswürde nach den gleichen Regeln, die wir für den Familienleiter genannt haben, aber innerhalb einer oder mehrerer bestimmter Familien weitergegeben.[85]

Die Wahl nach persönlicher Tüchtigkeit und Fähigkeit, die ursprünglich allgemein üblich gewesen zu sein scheint, wird schnell durch eine solche, die auf die Macht und den Reichtum einer bestimmten Familie Rücksicht nimmt, abgelöst. Nach der Überlieferung habe der Clan, aus dem die Königsfamilie von Dahomey hervorgegangen ist, sein Übergewicht über die ihm verwandten Clans mit Schmausereien gefestigt, die der Begründer der Dynastie für die ihm gleichberechtigten Häuptlinge veranstaltete, die aus Dankbarkeit seine Oberherrschaft annahmen.[86] Ein derartiger Gebrauch des Reichtums findet sich in allen Gesellschaften des Stammesstadiums. Durch sie erhält der reichste Clan die Macht, aber nicht etwa durch Verwendung des Kapitals als Ausbeutungsmittel, sondern durch die damit ermöglichten Spenden, die den Nutznießer in Abhängigkeit bringen. Es handelt sich gewissermaßen um Pflichtbindung des weniger Vermögenden auf dem Wege eines gleichberechtigten Geschenkverkehrs. Es ist der „Potlatch" der Soziologen der Durkheimschule, der in Form des „Bilababrauchs" der Pangwe noch in unserer Zeit von Balandier beschrieben wurde. Damit sind die Voraussetzungen der Entwicklung geschaffen, die allmählich die ursprüngliche und direkte Demokratie, ohne sie völlig zu beseitigen, durch einen *politischen Überbau* ersetzt. Dieser besteht aus der „Gerontokratie" der Ältestenräte (Familienhäuptlinge), dem Stammesadel (Familien der Dorfhäuptlinge, der Häuptlinge von Stammesteilen oder von Stämmen) und aus dem Königtum. Dennoch bleibt im Stammesstadium der Klassenantagonismus unbekannt. Die Sklaverei, die zukünftig möglich sein wird, bleibt Ausnahme. Solange die Differenzierung der Vermögen von Gemeinschaft zu Gemeinschaft schwach bleibt, liegt kaum Interesse für Raubkriege vor. Der

[85] Häufig erfolgt die Wahl des Häuptlings abwechselnd aus zwei Familien, die dazu privilegiert sind.

[86] Vgl. *Le Hérissé,* L'Ancien royaume du Dahomey, Paris 1911. Eines der Mittel zur Bewahrung ihrer Überlegenheit besaßen derart privilegierte Familien in der Erhöhung ihrer Kopfzahl. Nicht nur, daß man die Teilung der Großfamilie umging – so zum Beispiel im Königsclan von Dahomey, der mehrere tausend Personen umfaßte –, um die Vergrößerung ihrer Mitgliederzahl bemühte man sich noch mit anderen Mitteln: Frauenkauf und Polygamie zugunsten der Häuptlinge, Aufnahme von Sklaven in die Familie, was zweifellos das erste Auftreten der Sklaverei bedeutete.

Krieg ist nur Ausdruck der Gruppensolidarität (Blutrache im Fall von Mord oder von Gebietsverletzung). Der gefangene Feind wird im günstigsten Falle freigelassen oder in die Gruppe aufgenommen, sofern seine eigene nicht mehr besteht; im schlimmsten Falle wird er getötet oder verspeist.[87] Die Anthropophagie gewisser Gruppen, darunter gerade solcher, die dem Urkommunismus am nächsten stehen – Völker der „Flüsse des Südens", Waldbewohner der Elfenbeinküste oder Äquatorialafrikas –, hat keinen anderen Ursprung. Sie hatte und behielt eine magische Bedeutung, die darin bestand, sich die geheimen Kräfte des getöteten Feindes oder Fremden einzuverleiben. Die Pangwe in Gabun haben in ihrer Sprache nicht einmal ein Wort zur Bezeichnung des Sklaven. Bei den Paläneegriden der guineischen Zone, Benin ausgenommen, war die Sklaverei praktisch unbekannt. Sie wurde nur durch den Sklavenhandel eingeführt, der die Sklavenjagd von da an einträglich werden ließ, weniger zu Zwecken der Verwendung der Sklaven in der Produktion als zu deren Verkauf an die europäischen Händler.

h) Die Hirtenvölker

Wir gingen bei unseren Betrachtungen bisher bewußt von ackerbautreibenden Gesellschaften des Stammesstadiums aus. Dieses Stadium kennen wir ebenfalls bei den Hirtenvölkern; die meisten von ihnen – Mauren, Tuareg, Fulbe – haben natürlich seit langem dieses Stadium überschritten, aber es gibt Gruppen, die von dem Weiterbestehen des noch am wenigsten entwickelten Stammesstadiums zeugen. Dazu sind die heidnischen Fulbe des Ferlo und andere Gruppen von heidnischen Fulbe, „Fulbe Burure", zu rechnen. Bei ihnen konnte man bis in die jüngere Zeit die Anzeichen einer Organisation beobachten, die dem Urkommunismus sehr nahe steht. Ihre Kennzeichen sind matrilinearer Clan und Fehlen eines politischen Überbaus. Wie bei den Palänegriden ist keine Kleidung üblich, ein Lederschurz das einzige Kleidungsstück.

Derartige Archaismen scheinen auch bei den Sahel-Saharern nicht ganz zu fehlen, wenn sie dort auch seltener sind. Ein Beispiel dafür bieten vielleicht die Nemadi, die manchmal Mauren von Nema genannt werden und bei denen die Jagd die Haupternährungsquelle ist. „Das Leben dieser Leute wird von der Jagd bestimmt; sie besitzen nur Hunde, nähren sich von Anti-

[87] Vgl. *J.-L. Clavier*, Coutumier coniagui, in: Bulletin de l'Institut Français d'Afrique Noire, XIV, Jan. 1952, S. 322: „Die in Kriegszeiten gefangenen Feinde wurden nicht zu Sklaven gemacht, sondern unbedingt beseitigt."

lopenfleisch und kleiden sich in Felle; auch der Brautpreis für ihre Frauen wird in Form von Hunden gezahlt.“ [88]

Abgesehen von den Unterschieden des geographischen Milieus, wird man die Ähnlichkeiten mit der Existenzweise der Pygmäen bemerken. In der Sammlung der Gewohnheitsrechte heißt es über die Nemadi: „Von gewohnheitsrechtlichem Standpunkt aus ist der Häuptling des Stammes nur der Vertreter der Djamaâ (Volksversammlung); besondere Befugnisse stehen ihm nicht zu. Er hat nur *die* Autorität, die in seiner *Persönlichkeit* liegt, und das erklärt, warum Maurenhäuptlinge, die Autorität über ihre Leute besitzen, so selten sind.“ [89] Wie stets in solchen Fällen zum höchsten Bedauern des Kolonialbeamten!

Bei dieser Gelegenheit sei auch Friedrich Engels' [90] Ansicht erwähnt, der der Viehzucht ein höheres Alter als dem Ackerbau und damit eine entscheidende Rolle in der gesellschaftlichen Entwicklung beimißt. Nach seiner Ansicht stand die Viehzucht am Anfang der individuellen Eigentumsentwicklung sowie der Vorherrschaft des Mannes und der daraus resultierenden gesellschaftlichen Auswirkungen, denn als Folge der Arbeitsteilung zwischen den beiden Geschlechtern, die den Männern die Jagd vorbehielt, fiel ihnen auch die Betreuung des Viehs zu. Diese Meinung fußte auf der damaligen Vorstellung von der Geschichte Vorderasiens und der Mittelmeerwelt, die die Geburt der klassischen Zivilisationen den indoeuropäischen und semitischen Hirtenvölkern zuschrieb. Man weiß heute, daß diese Hirten unentwickelte, erobernde Minderheiten waren, die die vor ihnen bestehenden, sehr entwickelten agrikolen Zivilisationen überlagerten und zerstörten, bevor sie deren Reste in sich aufnahmen.

Wir haben zu zeigen versucht, wie Individualisierung des Vermögens und Vorherrschaft des Mannes sich in Schwarzafrika sehr gut aus den Bedingungen der Feldbauarbeit erklärten. Richtig ist, daß die Einführung der Vieh-

[88] Nach *Richard-Molard,* Afrique Occidentale Française, Paris 1949. Zahlreiche im allgemeinen wenig eingehende Bemerkungen sind über die Njema in der Literatur verstreut. Siehe die in der Bibliographie aufgeführten Werke von *D. Brosset, H. Carbou, J. Gabus, P. Laforgue* und vor allem *A. Lamine Ech Chenguiti,* El Wasît, in: Études mauritaniennes, Nr 5, 1953, S. 73. Vgl. ferner *Grall,* Le secteur nord du cercle de Gouré, in: Bulletin de l'Institut Français d'Afrique Noire, VII, Nr 1–4, 1945, S. 1–46, der auf ein sehr ähnliches Beispiel bei den Azza-Gruppen der Tubu hinweist.

[89] Coutumiers juridiques de l'Afrique Occidentale Française, Paris 1939, Bd II, Maures du Néma, S. 377.

[90] F. Engels' Auffassung rührt von Morgan her.

zucht als zusätzliche wirtschaftliche Hilfsquelle diese Abläufe bei den Feldbauern beschleunigte. „... Das wirkliche Kapital war der Mensch selbst. Es bestand darin, daß man einer zahlreichen und gesunden Familie angehörte und daß man Sklaven hatte. Später wuchs auch die Bedeutung des Viehs, sogar bei den Feldbauern, da es der beste Tauschwert ist. Viehbesitzer, „mai duka", bedeutet reicher Mann ..." [91]

Nach unserer Meinung liegt kein Grund vor, auf der Priorität der Viehzucht vor dem Ackerbau (oder umgekehrt) als ethnischer Spezialisierung zu bestehen. Was jedoch geklärt werden muß, sind die unterschiedlichen Bedingungen, unter denen sich in agrikolen und in Hirtengesellschaften Vermögensungleichheiten und Vorherrschaft des Mannes entwickelten.

Wir haben dargelegt, wie die Bedingungen der Feldbauarbeit allmählich den Anteil der individuellen Arbeit und der individuellen Einkünfte zum Schaden der kollektiven Arbeit und der kollektiven Einkünfte vermehrten. Dennoch vollzieht sich diese Entwicklung langsam; sie wird durch das allgemeine Weiterbestehen der Kollektivrechte am Boden, die über den Rechten des Individuums stehen, gehemmt, sie wird gebremst durch die verhältnismäßige Unbeweglichkeit des Gewohnheitsrechtes. Es bestimmt das richtige Verhältnis zwischen dem Familienfeld und den individuellen Feldern, zwischen den Arbeitsperioden – nach ganzen oder halben Tagen –, die auf das eine wie auf die anderen entfallen. Jede Veränderung würde auf Widerstände stoßen.

Zum Unterschied hiervon kann bei den Hirten das Vieh ohne Schwierigkeiten vom kollektiven in das individuelle Eigentum übergehen, wenngleich die Kollektivrechte an den Weiden und Viehtriften – auch in der Sahara – genau bestimmt sind und bis zuletzt ihren kollektiven Charakter behalten. Nach einer gewissen Zeit wird durch die Fortschritte in der Akkumulation des Reichtums, der im wesentlichen in Vieh besteht, und durch die sich mit der Entwicklung des Austauschs verschärfende Ungleichheit der Verteilung des Reichtums – begünstigt durch die Nähe der schon vorher bestehenden Handelszentren – eine schnelle Umwandlung möglich. So erklären sich wahrscheinlich die plötzlichen Umwandlungen in historischer Zeit. Beispiele hierfür sind die Sanhadja-Berber, die sich ursprünglich nicht sehr von den heutigen Mauren von Nema unterschieden haben dürften, aber zu den almoravidischen Eroberern wurden; ferner die Fulbe, die ihre kriegerischen Eigenschaften nur zur Verteidigung ihrer Unabhängigkeit verwandten,

[91] *G. Vieillard,* Coutumiers juridiques de l'Afrique Occidentale Française, Paris 1939, Bd III, Coutumiers du cercle de Zinder, S. 144.

sich Feinden entzogen, den Islam kompromißlos ablehnten, aber im 18. und 19. Jh. zu Reichsgründern und Verbreitern des Islams wurden. Diese Erklärung läßt sich vielleicht auch auf andere Gebiete der Erde anwenden.[92]

i) An der Vorstufe der Bildung des Staates

Bei den Bauernvölkern verläuft die Umwandlung weniger stürmisch. Eine ihrer Etappen kennzeichnen wir in der Folge mit dem Begriff des *Stammeskönigtums.*

Die Anyi-Baule-Gruppe der Elfenbeinküste liefert dafür anscheinend die klarsten Beispiele. Betrachten wir zum Beispiel das Königreich Indenie.

Über Großfamilien und Dörfern erhebt sich künftig ein ganzer politischer Überbau; er besteht aus Häuptlingen von Unterstämmen, die zugleich Häupt-

[92] Man beachte die Beschreibung, die Ammianus Marcellinus (römischer Offizier, gebürtig aus Antiochia in Syrien, dessen Zeugnis daher nicht aus zweiter Hand ist) zur Kennzeichnung der Beduinen der arabischen Wüste gibt. *(Ammianus Marcellinus,* Res Gestae, liber XIV, 4, 3–6, Leipzig 1874, S. 14): „Omnes pari sorte sunt bellatores, seminudi, coloratis sagulis pube tenus amicti, equorum adjumento pernicium graciliumque camelorum per diversa reptantes ... Nec eorum aliquando quisquam stivam apprehendit, vel arborem colit, ... sed errant semper per spatia longe lateque distenta, sine lare, sine sedibus fixis aut legibus ... Victus universis caro ferina est, lactisque abundans copia qua sustentantur, et herbae multiplices, et si quae alites capi per aucupium possint; et plerosque nos vidimus frumenti usum et vini penitus ignorantes." – „Sie sind sämtlich Krieger, halbnackt, einzig die Schamteile mit einem Schamschurz bedeckt. Dank ihrer hurtigen Pferde und mageren Kamele treten sie nach allen Richtungen hin auf ... Und niemals hat einer von ihnen den Sterz eines Pfluges gehalten oder einen Baum gepflegt ..., sondern sie irren unaufhörlich in jeder Richtung über weitreichende Flächen, ohne Hausrat, ohne feste Bleibe und Gesetze ... Alle ernähren sie sich vom Fleisch wilder Tiere, einer großen Menge Milch, ihrem Hauptnahrungsmittel, und Kräutern aller Arten sowie Vögeln, soweit sie diese durch Jagen fangen können. In der Mehrzahl sind sie über den Gebrauch von Weizen und Wein, wie wir mit eigenen Augen gesehen haben, völlig unwissend." (Für einen Anwohner des Mittelmeers ganz außergewöhnlich!) Ammianus Marcellinus lebte am Ende des 4. Jh.

250 Jahre später gehen diese selben Beduinen zur Welteroberung über. Inzwischen haben sie unter dem Einfluß innerer Vorgänge und des Kontakts mit den Handels- und Karawanenmittelpunkten – Mekka und Medina – eine große Entwicklung erfahren und sind vom Islam diszipliniert worden. Mit dem arabischen Kalifat schaffen sie den Rahmen für eine der großen Kulturen der Geschichte. Die Werke von *W. M. Watt,* Muhammad at Mecca, Oxford 1953, und Muhammad at Medina, Oxford 1956, klären die Vorgänge dieser Umwandlung in überzeugender Weise.

linge ihres eigenen Dorfes sind, Häuptlingen von Stammesteilen, deren Bezeichnungen aus einem militärischen Organisationssystem hervorgegangen zu sein scheinen (Häuptlingen der Vorhut, der Nachhut, des linken und des rechten Flügels), und an der Spitze aus dem König als dem Stammeshäuptling.

Die Funktionen des Bodenhäuptlings sowie die religiösen und militärischen Funktionen sind hier nicht voneinander getrennt, sondern in derselben Einzelperson vereinigt. Der König wird abwechselnd von zwei Familien gestellt, die Nachkommen von Ano und Efui Bai sind.

Auf allen Rangstufen einschließlich der königlichen Familien gilt matrilineare Organisation. Die Prinzessinnen königlichen Blutes besitzen große sexuelle Freiheit, sie dürfen sich ihren Gatten wählen und ihn nach Belieben durch einen anderen ersetzen.[93] Die Ernennung des Königs nimmt der Häuptlingsrat vor, der ihn in seiner Regierung stark kontrolliert. Die wirkliche Macht des Königs ist tatsächlich sehr beschränkt. Sie beruht auf religiösen Obliegenheiten und militärischer Befehlsgewalt. Erhöhend auf Autorität und Einnahmen wirkt die neuartige Funktion als oberster Richter, die der König zusätzlich ausübt. Er beseitigt so die Ausübung der Blutrache und den Privatkrieg zwischen den Gemeinschaften, die von ihm abhängig sind. Die rechtsuchenden Parteien müssen beim Haupte des Königs schwören. Die sich als schuldig herausstellende Seite hat somit den König verletzt und muß ihm eine Entschädigung zahlen. Das war die Hauptquelle der sonst sehr beschränkten königlichen Einnahmen. Ansonsten bestanden diese aus einigen Fronen für Ausbesserung der königlichen Hütten, einigen Naturaltributen, wie Bananen, Taros, Yams, und schließlich aus von „Hoheitsrechten" abgeleiteten Gebühren. Von jedem erlegten Elefanten stand dem König einer der Stoßzähne zu und vom Golde pure Stücke (Goldstaub war ungetrübtes Eigentum der „Erfinder").

Der Handel, der von europäischen Kaufleuten der Küste ausging und gepflegt wurde, scheint zur Entwicklung der Schatzbildung und indirekt zur Verstärkung der Königsgewalt beigetragen zu haben. Zum Vorteil ihrer nahen Verwandten, der Aschanti, wurden die Anyi im 18. Jh. infolge des Kampfes um den Besitz der Goldlagerstätten aus ihrer ursprünglichen Heimat an der Goldküste, heute Ghana, vertrieben. Weder die Sklaverei noch die

[93] Gleichartige Tatsachen beobachtet man in der Königsfamilie Dahomeys, deren Prinzessinnen in matrilinearer Weise, nach dem sogenannten „Schürzenrecht" verheiratet waren. Es stand ihnen faktisch frei, Liebhaber nach freiem Willen erwählen zu können.

Sklavenjagden für die Händler scheinen bei den Anyi – vielleicht sogar als Folge ihrer Lage als „Abgedrängte“ – ernstliche Bedeutung gehabt zu haben. Die Handwerker (Schmiede, Schmuckhersteller, Holzschnitzer) sind keine Kastenangehörigen, sie bearbeiten neben der Ausübung ihres Handwerks den Boden. Sie sind ebenso Freie wie die Bauern, mit denen sie gleich sind. Ihre bronzenen Gewichte zum Wägen des Goldes, ihre Masken und goldenen Schmuckanhänger spiegeln den höchsten Ausdruck afrikanischer Kunst wider.

Diese gesellschaftliche und politische Organisation erinnert eindeutig an die *militärische Demokratie,* die Engels als ein Stadium charakterisierte, das das Erscheinen des Staates vorbereitete. Wir finden in dieser Organisation den König – als ständiges militärisches und politisches Oberhaupt – und den Altenrat, wie er sowohl dem archaischen Griechenland und Rom als auch den germanischen Stämmen der Völkerwanderungszeit bekannt war. Dennoch scheint die Demokratie, die an der Basis der Gesellschaft, in der Familie und im Dorf unbestreitbar war, im Überbau nicht vorhanden gewesen zu sein, wenigstens unseren Quellen nach nicht. Gab es hier einen Ersatz für eine Volksversammlung? Liegt die Erklärung für die Tatsache, daß die Forscher zur Zeit des Kolonialismus nichts über eine solche Volksversammlung berichten, vielleicht darin, daß es sich eventuell nicht um eine solche im eigentlichen Sinne, sondern mehr um eine Kriegerversammlung handelte?[94] Diese Frage läßt sich nach dem jetzigen Forschungsstand noch nicht klären.[95]

[94] Versammlung der bewaffneten Männer vor dem Kriegszug.

[95] Sicher ist, daß die Mandingo im Maßstab der Stadt oder des von den Malinke von Kankan und von Siguiri „Gara“ genannten Kantons Versammlungen kannten. Jährlich nach der Ernte vereinigten diese Versammlungen Delegierte der Dörfer, wahrscheinlich die Familienhäuptlinge. – Bei den Griechen und Römern der archaischen Zeit oder bei den Germanen waren die kriegerischen Versammlungen dagegen solche der Altersklassen der Jugendlichen oder der Erwachsenen. – „Der europäischen Verwaltung blieb die Existenz dieser Zusammenkünfte verborgen, oder sie fürchtete ihren Einfluß. Sie unternahm nichts, was diese hätte fördern können.“ *(H. Labouret,* Les Manding et leur langue, Paris 1934, S. 46.) Auch bei den Fulbe des Futa Djalon gab es Versammlungen, die eine beträchtliche Rolle spielten (vgl. *G. Vieillard,* Notes sur les Peuls du Fouta-Djalon, in: Bulletin de l'Institut Français d'Afrique Noire, Bd II, Jan./Apr. 1940, S. 131). Eine allgemeine Versammlung der freien Männer zur Beratung und Kontrolle des Stammeshäuptlings bestand auch bei den Fulbe von Yatenga, die Vasallen des Yatenga-Naba waren (vgl. *L. Tauxier,* Le Noir du Yatenga, Paris 1917). Derartige Versammlungen stellten unter den Fulbe die Regel dar.

Es bliebe noch zu erwägen, ob die wesentlich politisch gedachte Kategorie „militärische Demokratie", die Engels von Morgan übernimmt, wirklich die Verhältnisse richtig wiedergibt und ob die Demokratie ein notwendiges oder zufälliges Element der zugehörigen ökonomisch-gesellschaftlichen Formation ist.

j) Bande des Blutes und Bindungen an den Boden

Der Feldbau erfordert notwendigerweise von der Gesellschaft eine territoriale Organisationsweise. Darin liegt an sich nichts Revolutionäres.

Der Stamm, seine Unterteilungen, der Clan und die Großfamilie, lassen sich natürlich in entsprechenden Bezirken nieder. Wir sahen, daß bereits die von Sammeln und Jagen lebende Urgemeinschaft ihr umgrenztes Gebiet hatte; ebenso besitzen die Hirtenvölker ihre Weidegebiete. Dennoch bedeutet das Dorf etwas ganz Neues. Es besteht nicht überall. Bei den Palänegriden, den Lobi zum Beispiel, oder auch den Sumba, bleibt die Großfamilie, also ein einfacher Teil des Clans, die territoriale Einheit. Im allgemeinen jedoch haben die Notwendigkeiten der Feldbauarbeit, der Verteidigung und die Regeln der Clanexogamie zur Schaffung bedeutender Bevölkerungsanhäufungen geführt, die mehrere *zu verschiedenen Clans gehörende* Großfamilien auf einem bestimmten Gebiet vereinigen. Unter den Familien besteht eine Hierarchie. Der Landhäuptling des Dorfes ist der Patriarch derjenigen Familie, die zuerst das Land urbar machte und das Dorf gründete. Die Familien, die sich später niederließen, als Gäste oder Mitbeteiligte, nehmen eine hierarchisch untergeordnete Stellung ein. Indessen rückt in dem so gebildeten Dorf die auf Blutsbanden beruhende Solidarität auf den zweiten Platz. Wesentlich ist die sich aus der Gemeinsamkeit des Gebiets, seiner Nutzung und Verteidigung ergebende Solidarität.

An die Stelle der Blutsbande treten durch Vertrag oder Schwur begründete Bündnisbande zwischen den das Dorf bildenden Gemeinschaften oder Großfamilien, die für sich mit den Bodengöttern durch einen Vertrag verbunden sind.

Die bäuerliche Gemeinde ist in ihrer dörflichen Form am häufigsten vertreten. Allerdings tritt sie, wie schon gesagt wurde, nicht nur in dieser Form auf. Grundsätzlich falsch wäre es auch, die der Dorfgemeinschaft eigentümlichen Organisationsformen als reines Erbstück der Urgemeinschaft aufzufassen. Eine Verbindung, wenn nicht ein völlig fertiges Modell zum „afrikanischen Sozialismus" von morgen darin zu sehen wäre noch irriger.

Eben auf diese Gemeinden bezieht sich Marx' Bemerkung: „Dieser primitive Typus der genossenschaftlichen oder kollektiven Produktion war wohlbemerkt das Ergebnis der Schwäche des einzelnen isolierten Individuums und nicht der Vergesellschaftung der Produktionsmittel.“ [96]

Das bedeutet, daß der mehr oder weniger starke kooperative Charakter der Produktion durch alle möglichen Umstände bedingt war, so hauptsächlich durch den Zwang, den die Umwelt, die Geschichte u. a. m. ausübten. Es läßt sich ferner in dieser Hinsicht feststellen, daß gerade den Gesellschaften, die dem Urkommunismus am nächsten stehen, oft die Dorfgemeinde abgeht und ihre einzige wirkliche ökonomische und politische Einheit die Großfamilie ist. Die Großfamilie bewohnt einen Lagerplatz, der ein kleiner Weiler sein kann, oder Gruppen von Häusern, die mehr oder weniger befestigt sind. Die „Burg“ der Sumba kann als entwickeltste Form dieses letzteren Typs gelten. Die Wohnansiedlung liegt im allgemeinen in der Mitte des Gebiets, das dieser unfertigen Gemeinde gehört. Die Verbindungen der Großfamilie mit den übrigen Teilen des Clans oder mit anderen Clans beziehen sich u. a. auf gemeinsame sittenmäßige, religiöse und militärische Angelegenheiten. Sie äußern sich im gemeinsamen Kult, in der gemeinsamen Verpflichtung zu Blutrache, Beistand bzw. Bündnis im Kriegsfall; diese Beziehungen berühren aber nicht die Sphäre der Produktion.

Das grundlegende Kennzeichen des Urkommunismus besteht nicht in dieser oder jener besonderen Form der Organisation der Produktion – diese Formen können einen mehr oder weniger großen Individualismus einschließen, wenn Umstände und Umwelt es zulassen –, sondern im *Nichtvorhandensein der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen, im Fehlen antagonistischer Klassen.* Marx hat diese Verschiedenheit der Formen der unmittelbar aus dem Urkommunismus hervorgegangenen Ackerbaugemeinde sehr gut vermerkt: „... diese verschiedenen Formen des Verhaltens der Gemeinde- oder Stammglieder zum Grund und Boden des Stammes – der Erde, worauf er sich niedergelassen hat, hängen ab teils von den Naturanlagen des Stammes, teils von den ökonomischen Bedingungen, unter denen er nun wirklich sich als Eigentümer zum Grund und Boden verhält, d. h. sich seine Früchte durch Arbeit aneignet, und dies wird selbst abhängen von Klima, physischer Beschaffenheit des Grund und Bodens, der physisch bedingten Weise seiner Exploitation, dem Verhalten zu feindlichen Stämmen

[96] Brief an Vera Sassulitsch, in: *Marx/Engels,* Werke, Bd 19, Berlin 1962, S. 388.

oder Nachbarstämmen, und den Veränderungen, die Wanderungen, historische Erlebnisse usw. hineinbringen." [97]

Während die mehr oder weniger ausgedehnte patriarchalische Familie bei vielen Waldbewohnern (Waldgebiete der Elfenbeinküste und Äquatorialafrikas) und verschiedenen Palänegriden der Savanne (Lobi, Somba usw.) und auch bei den altpatriarchalisch lebenden Fulbehirten (Fulbe-Burure) die einzige ökonomische Einheit ist, stellt man im Gegensatz dazu fest, daß bei Völkern mit zugespitzter Klassendifferenzierung, die den alten afrikanischen Staaten angehörten, die Dorfgemeinde in ihrer stabilen Form ohne Ausnahme vorkommt. Das ist offenbar kein Zufall, da sich für die Ablieferung von Steuern und Tributen und die Stellung von Menschen zur Fronarbeit u. a. m. die Dorfgemeinde als die bequemste Organisationsform erwies. Der Kolonialismus hat die dabei von den alten afrikanischen Staaten überlieferten Verfahrensweisen nur noch in verschärfter Form weitergeführt. Er versuchte sogar, sie durch die sogenannten „Regroupements" bei denjenigen Völkern einzuführen, die keine Dorfgemeinschaft gekannt hatten (Waldgebiete der Elfenbeinküste, Gabun usw.). Das bedeutet, daß die Dorfgemeinschaft, anstatt ein reines Erbe des Urkommunismus zu sein, oft eine gewisse Anzahl ihrer Charaktereigenschaften dem Klassenüberbau verdankt, der sich auf ihrer Grundlage entwickelt hat. Die inneren Widersprüche, die in der Dorfgemeinschaft bestanden, erfuhren so eine Verschärfung.[98]

Über dem Dorf kann sich eine größere Gemeinschaft bilden, die mehrere Dörfer umfaßt – der auf gleicher Grundlage beruhende Kanton.[99] Dennoch beseitigt in diesem Stadium die territoriale niemals die auf den Blutsbanden beruhende Gemeinschaft. Zwischen beiden bestehen Übereinstimmung und

[97] K. *Marx,* Grundriß der Kritik der politischen Ökonomie, H. 5, Berlin 1953, S. 385/86.

[98] Gegenwärtig – und das sei zu gewissen Auffassungen des „afrikanischen Sozialismus" bemerkt – können gewisse Eigenheiten der afrikanischen Dorfgemeinde, darunter das Fehlen des privaten Grundeigentums und die Kooperation der Arbeit, die Errichtung von sozialistischen Produktionsbeziehungen erleichtern. Allein sind diese Eigenheiten jedoch keine genügende Basis für sozialistische Produktionsbeziehungen. Der Sozialismus kann nur auf der Grundlage der modernen industriellen Technik und mittels der führenden Rolle der Arbeiterklasse errichtet werden. Ebenso ist es notwendig, daß sich die traditionelle Dorfgemeinde, um sozialistischen Verhältnissen gemäß zu werden, von Grund auf demokratisiert. Dabei hat sie die Aufgabe zu bewältigen, sich von den Resten der familiären Absonderung und den Verhältnissen der Ungleichheit, die in ihr bestehen, zu lösen.

[99] Vgl. das Beispiel der Toma, das von *Gamory-Dubourdeau* angeführt wird. (Notice sur les coutumes des Toma, in: Bulletin du Comité d'Études historiques et scientifiques de l'Afrique Occidentale Française, Paris 1926, Nr 2, S. 288–350.)

Zusammenleben, wobei im Keim schon ein tatsächlicher Widerspruch vorliegt, der sich erst auf einem höheren Stadium der Entwicklung gänzlich entfalten wird.

5. Stufen der gesellschaftlichen Organisation – im Übergang zur antagonistischen Klassengesellschaft

Mit der endgültigen Differenzierung nach *antagonistischen Gesellschaftsklassen* entsteht der *Staat.* Seitdem der Stand der Produktivkräfte die Entstehung eines Mehrprodukts zuließ, bestand die Möglichkeit, daß Fremde es sich auf Kosten des Produzenten aneignen. Das geschah durch Sklaverei (wobei der Sklavenhalter sich die Arbeitskraft des versklavten Menschen und damit die zusätzliche Arbeitskraft, von der das Mehrprodukt hervorgebracht wird, aneignet) oder durch verschiedene Formen von Abhängigkeit. Die letzteren lassen dem Individuum, das sich in Abhängigkeit befand, eine relative Selbständigkeit, zwingen es aber, zum Nutzen des Herrn auf das ganze oder einen Teil seines Mehrprodukts zu verzichten. Dieselben Möglichkeiten gelten für eine ganze Gruppe, die sich in Abhängigkeit befindet. Zwischen der einen wie der anderen Form der Aneignung des Mehrprodukts bestanden zahlreiche Übergänge.

Das zugunsten der herrschenden Klassen beschlagnahmte Mehrprodukt hatte die Bestimmung, entweder verzehrt oder thesauriert zu werden. Mit dem ersten Verwendungszweck diente es den herrschenden Klassen dazu, sich ganz oder teilweise der produktiven Arbeit zu enthalten und Dienstpersonal zu unterhalten (Bewaffnete, Beamte, Diener, Handwerker usw.). Der zweite genannte Verwendungszweck ermöglichte es der herrschenden Klasse außerdem, sich Luxusprodukte zu verschaffen. Unter diesem letzten Gesichtspunkt ist die Entwicklung des Handels von der Spaltung der Gesellschaft in gesellschaftliche Klassen nicht zu trennen. So erklärt es sich, daß in Afrika Gebiete leichter Zirkulation (sudanische Savannen, Benin-„Fenster", das die Waldzone durchschneidet und bis an den Guinea-Golf herantritt) mit Gebieten der erstmaligen Entwicklung großer Handelsmärkte und großer Staaten übereinstimmen.

Warum kam es zum Erscheinen des Staates? In der Urgemeinschaft sorgt die Gesellschaft selbst für die Einhaltung der Vorschriften des gesellschaftlichen Lebens. Ihre Mitglieder respektierten diese Vorschriften meistens, ohne daß sich zu ihrer Befolgung die Notwendigkeit einer von der Gesellschaft unterschiedlichen Kraft spürbar machte. Aber seitdem die Spaltung in Klassen im Innern der Gesellschaft antagonistische Interessen zum Vorschein

gebracht hatte, wird eine von der Gesellschaft gleichsam getrennte Gewalt notwendig. Sie hat den Zweck, die Gesellschaftsordnung, die auf der Ausbeutung der Mehrheit durch eine Minderheit beruht, sicherzustellen. Sie tritt in Form eines Staatsapparates auf, der scheinbar *über* der ganzen Gesellschaft, tatsächlich aber im Dienst der herrschenden Minderheit steht.

Zu diesen Fragen traten in der marxistischen Literatur der dreißiger bis fünfziger Jahre Erscheinungen der Vulgarisierung der Ansichten von Friedrich Engels auf, der sich auf die Verallgemeinerung der historischen Entwicklung, wie sie sich im Mittelmeerbecken und in den angrenzenden Gebieten Europas vollzogen hatte, stützte. Im wesentlichen handelt es sich dabei um die Länder, die einst zum Römischen Reich gehört hatten. Dabei wurden von Engels zwei Stadien unterschieden, die in der Entwicklung von der Urgesellschaft bis zur Herausbildung des Kapitalismus unmittelbar aufeinanderfolgten, nämlich die Gesellschaftsordnung der Sklaverei und die Feudalordnung. Verschiedene Autoren haben diese von Engels für die historische Entwicklung des Mittelmeerbeckens und der angrenzenden Gebiete Europas aufgestellten Verallgemeinerungen so verstanden, als gelte die gleiche Reihenfolge der historischen Entwicklung nach der Urgemeinschaft auch für Schwarzafrika und andere Gebiete außerhalb der Nachfolgestaaten des Römischen Reiches.

Es erscheint uns nicht möglich, dieser These zu folgen, die den wirklichen Verhältnissen nicht entspricht und deren ökonomische Notwendigkeit keineswegs erwiesen ist. Unter dem Einfluß J. W. Stalins, der sie in äußerst schematischer Weise in seiner Abhandlung „Über dialektischen und historischen Materialismus" ausgesprochen hatte, wurde ihr in den Augen marxistischer Kreise leider lange Zeit großer Wert beigemessen. In Wirklichkeit zeigt sich in Schwarzafrika die Existenz eines Gesellschaftstyps, dessen produktive Grundlage die bäuerliche Gemeinde ist, die zahlreiche aus der Urgemeinschaft ererbte Züge, besonders das Nichtvorhandensein des privaten Grundeigentums, konserviert hat. Über diese Grundlage haben sich Verhältnisse der Sklaverei, wie sie im Innern der patriarchalischen Familie bestehen, und Verhältnisse der Schutzherrschaft, die zwischen der herrschenden Aristokratie und den Tributpflichtigen bestanden, und sogar der Leibeigenschaft, gelegt. Die Verhältnisse der Leibeigenschaft halten sich im allgemeinen im Rahmen der Dorfgemeinschaft und zeigen nur eine oberflächliche Gleichartigkeit mit Feudalverhältnissen.[100]

[100] Ich habe selbst früher von Feudalbeziehungen gesprochen, aber auf die Unschärfe, die dieser Ausdruck für Afrika bedeuten muß, aufmerksam gemacht. Ich glaube, daß

Die vorherrschende Produktionsweise der entwickeltsten Gebiete des vorkolonialen Schwarzafrika kann etwa derjenigen entsprechen, die von Marx als „asiatische Produktionsweise" bezeichnet wurde und als deren sprechendstes Beispiel er Indien vor der englischen Eroberung ansah.[101] Diese Produktionsweise weist auffällige Ähnlichkeiten mit der der Dschou-Periode (11.–3. Jh. v. u. Z.) in China auf.[102] Nach unserem Dafürhalten steht diese Produktionsweise derjenigen sehr nahe, die das archaische Altertum vor der

auf diesen Ausdruck verzichtet werden kann. Die Verfasser, die ihn verwenden, wie *J. J. Maquet* (A Research definition of African feudality, in: Journal of African History, III, 2, 1962, S. 307–310), weisen selbst ausdrücklich darauf hin, daß der Begriff Lehnswesen für Afrika nur zur Bezeichnung eines Systems politischer Einrichtungen dienen kann. Alle Autoren, die sich in jüngster Zeit über dieses Problem geäußert haben, legen – wenn sie schon von feudalen Einrichtungen sprechen – den Tonfall auf deren politischen Charakter. (*J. Lombard,* La vie politique dans une ancienne société de type féodal: les Bariba du Dahomey, in: Cahiers d'Études africaines, 1960, S. 5–45; *G. V. Kaboré,* Caractère ‚féodal' du système politique Mossi, in: Cahiers d'Études africaines, 1962, S. 609–623.) Aber weder die Beziehung der Vasallität und Schutzabhängigkeit noch die Entrichtung von Abgaben und das Bestehen von Fronverpflichtungen sind ein ausreichendes Charakteristikum für die feudale Produktionsweise. „Sicher ist die Leibeigenschaft und Hörigkeit keine spezifisch mittelalterlich-feudale Form, wir haben sie überall oder fast überall, wo Eroberer das Land durch die alten Einwohner für sich bebauen lassen." (*F. Engels,* Brief an Marx vom 22. 12. 1882, in: Marx/Engels, Briefwechsel, Dietz Verlag, Berlin 1950, IV. Bd, 1868–1883, S. 698.) Kaboré unterstreicht hinsichtlich der Aristokratie der Mossi: „(. . .) Ihre Autorität galt für die Güter und für die Menschen, aber *nicht für das Grundeigentum selbst* (Hervorhebung von mir – J. Suret-Canale), was Vorrecht der Eingesessenen blieb." (*G. V. Kaboré,* Caractère ‚féodal' du système politique Mossi, a. a. O., S. 615.) Wenn wir dem Wort Lehnswesen eine Bedeutung lassen wollen, die eine bestimmte Produktionsweise voraussetzt, wie sie sowohl das europäische Mittelalter wie das vorkapitalistische Japan in eigener Ausbildung zeigen, scheint es begründet, diesen Begriff nur auf solche Fälle anzuwenden, wo die ihm zugrunde liegenden Beziehungen nicht nur Überbau, sondern Grundgewebe der ganzen Gesellschaft sind, wo ferner diese Beziehungen auf der Existenz und dem Vorwiegen des Privateigentums am Boden beruhen, die Bindungen unter Einzelpersonen diejenigen unter Gemeinschaften bzw. zwischen der Einzelperson und der Gemeinschaft überwiegen und schließlich der Stand der Produktivkräfte einen Entwicklungsgrad erreicht hat, an den diese entwickelteren Produktionsbeziehungen anknüpfen können.

[101] Das soll nicht besagen, daß dieses Land keine eigene und komplizierte gesellschaftliche Entwicklung erlebte. Vgl. *W. Ruben,* Einführung in die Indienkunde, Berlin 1954, S. 157 f.

Verallgemeinerung der Verhältnisse der Sklaverei kennzeichnete. Ähnlichkeiten gibt es auch zur Gesellschaftsordnung des Kiewer Staates vor der Durchsetzung der Feudalbeziehungen. Ferner bestehen Übereinstimmungen mit der für gewisse Gebiete Ozeaniens charakteristischen Produktionsweise.[103] Es hat den Anschein, daß diese Produktionsweise für sich allein einen allgemeinen historischen Wert als Übergang von der klassenlosen Gesellschaft des Urkommunismus zur Klassengesellschaft hatte. Obwohl Marx diese Bezeichnung nicht verallgemeinerte, könnte man für diese Produktionsweise vielleicht die Bezeichnung „asiatische Produktionsweise" in Vorschlag bringen. Es ist wahrscheinlich, daß diese Produktionsweise – z. B. in Japan und vielleicht in anderen Ländern – ohne Vermittlung durch die Produktionsweise der Sklaverei, die sehr wohl eine Eigentümlichkeit der Mittelmeerländer zu sein scheint, zur feudalen Produktionsweise geführt hat.

Dieser Gesichtspunkt ist übrigens keinesfalls völlig neu, er entspricht in einem sehr weiten Maße den von Marx ausgedrückten Ansichten, die systematisch darzulegen er leider niemals Gelegenheit hatte; er konnte es nur in bruchstückhaften Texten, von denen viele lange Zeit unveröffentlicht geblieben sind.

Warum wurden diese Gesichtspunkte später von den Marxisten aufgegeben?[104] Zunächst hatte Engels in seinem „Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates", der einzigen systematischen marxistischen Arbeit über diese Fragen, auf den Gebrauch der von Marx verwendeten Kategorien (asiatische Produktionsweise, germanische Produktionsweise usw.) verzichtet. Statt dessen charakterisierte er die Übergangsperiode unter

[102] Vgl. *Djiän-Be-dsan, Schao Hsün-dscheng, Hu Hua,* Kurzer Abriß der chinesischen Geschichte, Peking 1958, S. 18 f.; *Tokei,* Les conditions de la propriété foncière dans la Chine des Tcheou, in: Acta antiqua Academiae Scientiarum Hungaricae, VI, 3–4, S. 245–300.

[103] Vgl. *I. Sellnow,* Grundprinzipien einer Periodisierung der Urgeschichte, Berlin 1961, S. 209–472; Auflösungsperiode der Urgemeinschaft.

[104] Die folgende Darlegung gibt in sehr resümierter Form die Schlußfolgerungen einer vor mehreren Jahren vom Centre d'Études et de Recherches marxistes de Paris unternommenen Kollektivarbeit. (*J. Chesneaux, Ch. Parain, F. Tökei* und *M. Godelier,* La Pensée, Nr 114, April 1964; *M. Godelier,* La notion de Mode de production asiatique, Cahiers du C. E. R. M., 1964; *J. Suret-Canale,* Les sociétés traditionnelles en Afrique Tropicale et le concept de Mode de production asiatique, La Pensée, Nr 117, Okt. 1964, S. 21–47.) Zur Kritik der Diskussionen von Tiflis und Leningrad (1930/31) siehe *E. Varga,* Očerki po problemaja politekonomii kapitalizma, Moskau 1964 (S. 358–382 über die asiatische Produktionsweise).

dem Einfluß des Morganschen Schemas. Dieser hatte die Tendenz, die Bedeutung der Klassendifferenzierungen und der staatlichen Strukturen in dieser Übergangsperiode unterzubewerten. An die Stelle der Charakterisierung durch die Produktionsweise setzte Engels, Morgan folgend, den Begriff der *militärischen Demokratie.* Dieser Begriff spiegelt einen rein politischen Aspekt wider und ist von weit weniger umfassendem wissenschaftlichem Wert als die von Marx angewendeten Kategorien, wie die weiter oben angeführten Tatsachen schon erkennen ließen. In späterer Zeit entschied eine Diskussion sowjetischer Fachleute, die 1929/30 in Leningrad stattfand, und der Begriff „asiatische Produktionsweise“ wurde vermieden. Es scheint, daß die 1931 veröffentlichten Schlußfolgerungen dieser Diskussion mehr von Erwägungen politischer Zweckmäßigkeit als von wissenschaftlichen Grundsatzpositionen getragen waren. Diese Schlußfolgerungen nahmen auch keine Rücksicht auf die damals zum Teil noch unveröffentlichten Texte von Marx.

Anstatt das Wesentliche, d. h. die Eigenheiten der Produktionsweise, zu sehen, rückte man zweitrangige politische Gesichtspunkte zu sehr in den Vordergrund. Ein Beispiel dafür ist die Zentralisation in den Händen einer despotischen Gewalt, die für einige Gesellschaften Asiens in Wirklichkeit charakteristisch war, da hier die Unterhaltung der Bewässerungssysteme eine strenge Zentralisation in den Händen eines ökonomischen Stabes verlangte. Für eine solche Zentralisation lag in Schwarzafrika ein derartiger Grund nicht vor. Eine Ausnahme bildeten die seltenen Fälle, in denen die Staatsgewalt die Rolle einer zentralisierten ökonomischen Verwaltung zu übernehmen hatte. Das war zum Beispiel in dem dahomeischen Königreich von Abomey der Fall.

Wir wollen jetzt untersuchen, wie sich diese Erscheinungen im einzelnen darstellen.

a) Sklaverei

Vor der großen Entwicklung des Sklavenhandels (bis zum 16. Jh.) scheint die *Sklaverei* – abgesehen von der sudano-sahelischen Zone und wahrscheinlich von Benin – keine bemerkenswerte Ausdehnung gehabt zu haben. Afrika kannte niemals die „absoluten“ Formen der Sklaverei, die der klassischen mittelmeerländischen Antike oder dem kolonialen Amerika der Neuzeit eigen waren. Der auf Sklavenarbeit beruhende große landwirtschaftliche Besitz und die ebenfalls mit Sklavenhänden betriebenen Werkstätten waren hier immer unbekannt oder ganz große Ausnahme. Es gibt keinerlei Hinweis,

daß solche Formen der Produktion zu irgendeiner Zeit allgemein üblich waren.[105]

Die Sklaverei zu Zwecken der *Produktion* bestand nur in Form der *patriarchalischen Sklaverei.* Wie der Sklave der frührömischen Zeit wird der Kriegssklave, wenn er nicht zum Verkauf bestimmt ist, der Großfamilie eingegliedert; von der zweiten Generation an kann der in der Familie geborene Unfreie, der „Haussklave", nicht mehr verkauft werden und genießt persönliche Rechte veränderlichen Umfanges. Bei den Bambara zum Beispiel konnte er eine Hütte und Land bekommen, sein persönliches Eigentum seinen Erben hinterlassen und an drei Tagen der Woche für seinen eigenen Gewinn arbeiten. Jederzeit konnte er sich entweder mit seinem eigenen Vermögen freikaufen, oder sein Herr konnte ihn freilassen. Es dauerte höchstens einige Generationen, da saß der Nachkomme des ehemaligen Sklaven gleichberechtigt in der Familie, die den Sklaven besessen hatte. Überall sichtbar sind die Spuren einer Zeit, da der überwundene und nicht getötete Feind ohne weiteres und zu gleichen Rechten der Gruppe zugeteilt wurde, die gesiegt hatte. Bei den Massangu des Chaillu-Massivs in Gabun „wurden die Gefangenen nur geschont, um die eigenen geschwächten Reihen wieder aufzufüllen. Diese Sklaven wurden in die Familien aufgenommen. Nur wenn sie schlechte Neigungen zeigten, verkaufte man sie." [106]

Bei den Lobi, die der Urgemeinschaft sehr nahe stehen und bei denen die Sklaverei übrigens eine Ausnahme bildete, wurde der Sklave der ihn nun besitzenden Familie „als ein neues Kind" vorgestellt. Ebenso wie die Mitglieder dieser Gemeinschaft bekam der Sklave die Gebrauchsgegenstände, deren er bedurfte, konnte sich eigenes Vermögen schaffen und hatte die gleichen Arbeitsverpflichtungen. Tatsächlich vermehrte er die Gruppe nur um eine weitere Arbeitskraft, ohne daß wirklich von Ausbeutung zu sprechen wäre.[107]

Bei den Bassari „war die Sklaverei unbekannt. Der Kriegssklave gehörte zum Gesinde. Mit Rücksicht auf sein Unglück waren ihm Achtung und Auf-

[105] Das gleiche scheint für Indien zu gelten. Vgl. *W. Ruben,* Die Lage der Sklaven in der altindischen Gesellschaft, Berlin 1957. Einzig die Sudanstädte, die den transsaharischen Handel versorgten – Haussastädte, Timbuktu, Djenne –, besaßen wahrscheinlich Werkstätten, die die Arbeitskraft einer sehr großen Zahl von Sklaven verwandten. Der im großen Maßstab mit Sklaven betriebene Feldbau scheint erst spät in Dahomey aufgekommen zu sein, um die Kriegssklaven nutzbar verwenden zu können, die infolge des Niedergangs des atlantischen Sklavenhandels nicht mehr exportiert werden konnten.

[106] *H. Deschamps,* Traditions orales et archives au Gabon, Paris 1962, S. 47.

[107] *H. Labouret,* Les Tribus du rameau Lobi, Paris 1931.

merksamkeit sicher, wo er ging und stand. Er konnte eine Frau nehmen, deren gesellschaftliche Stellung sich dadurch nicht verschlechterte; höchstens gewisse Fronen entfielen auf ihn öfter als auf andere Mitglieder des Hausstandes".[108] Im alten Königreich Dahomey waren die Kinder von Sklaven, die Einzelpersonen gehörten, frei und wurden in die Familie des Sklavenbesitzers aufgenommen. Von dessen eigenen Kindern unterschieden sie sich nur insoweit, als sie – wenigstens der Sohn, den der Sklavenbesitzer mit einer Sklavin zeugte – von ihm kein Erbe zu erwarten hatten. Anderwärts konnten die Entwicklungsabschnitte länger sein, sie führten jedoch zu dem gleichen Ziel. In Walo sowie bei den Mandingo und Songhai trat in der vierten Generation die Befreiung des Sklaven von selbst ein.[109]

Die Sklaverei mit dem Zweck des Verkaufs von Sklaven verallgemeinerte sich erst spät und unter ausländischen Einflüssen. Sie diente der Belieferung auswärtiger Märkte. Zu solchen Sklavenmärkten wurden die Küste, Amerika oder die Sahel und die arabische Welt.[110] Vielen Völkern der Wald- und der Küstenzone, die im Stammesstadium verblieben waren, brachte der Sklavenhandel überhaupt erst die Bekanntschaft mit der Sklaverei, sogar unter dem Aspekt, daß der Kriegsgefangene nur mittels des Sklavenhändlers zum Sklaven wurde. Die Sieger hatten von dem Gefangenen in diesem Falle keinen direkten Vorteil. Ein solcher bot sich ihnen aber durch den Tausch desselben, wobei sich ebenso wie für Gold und Elfenbein Waren des Sklavenhandels eintauschen ließen.

Ausnahmen scheinen auch die Formen der Überführung in Sklaverei gebildet zu haben, die von der Kriegssklaverei abwichen, so Schuldsklaverei, Verkauf der eigenen Person oder der eigenen Familie im Falle von Hungersnot, schließlich Versklavung für Verbrechen oder schwere Vergehen.[111]

[108] *H. Techer,* Coutumes des Tendas, in: Bulletin de la Commission d'Études historiques et scientifiques de l'A. O. F., Paris 1933, Nr 4, S. 636.

[109] Bei den Mandingo bestanden die folgenden vier Abstufungen:
Erste Generation: Haussklave (im Hause geboren). Er kann je zwei von 5 Tagen auf den Feldern arbeiten, die ihm zu seiner persönlichen Nutzung zugeteilt worden sind.
Zweite Generation: „Noch nicht ganz Assimilierte".
Dritte Generation: Bezeichnet als „vor den Kochtopf Gestellte", was soviel heißen soll, wie ganz dicht vor der Aufnahme in die Familie stehend.
Vierte Generation: Freie (*H. Labouret,* Les Manding et leur langue, Paris 1934).

[110] Im Mossi-Königreich wurde der Sklavenverkauf erst unter der Herrschaft des 26. Naba eingeführt. (*A. Dim Delobsom,* L'Empire du Morho-Naba, Paris 1932.)

[111] Im alten Königreich Dahomey wurden schwere Vergehen mit der Überführung in den Stand des „Wemesi" geahndet. Es handelt sich um eine Art Aberkennung der

Man wird bemerken, daß im allgemeinen das Eigentum am Sklaven *Kollektiveigentum* war. Der Sklave gehört zum Eigentum der Familie und kommt dann als Sklave des Familienhäuptlings nur insoweit vor, als der letztere der Verwalter des gemeinsamen Vermögens ist. Für den Sklaven aus Kriegsgefangenschaft war das gewöhnlich der Fall. In Dahomey sind die Kriegssklaven sämtlich Eigentum des Königs, der die Gesamtheit des Volkes vertritt. Von Fall zu Fall überläßt er sie seinen Untertanen, ohne seine höherstehenden Rechte aufzugeben. Regelrechte Sklaverei, Kauf des Sklaven durch eine vermögende Einzelperson zu seinem persönlichen Besitz, ist eine späte Erscheinung.

Mit der gruppenweisen Überführung von Bevölkerungen in Sklaverei, die ein siegreiches Volk oder ein Herrscher vornahm, verlassen wir schon die Verhältnisse der eigentlichen Sklaverei, wenn der Ausdruck Kriegssklave („captif") auch in Gebrauch bleibt. Waren es nun in Bausch und Bogen versklavte Einheiten, die in ihrer alten Organisation (Großfamilie und Dörfer) einfach verblieben, oder solche, die unter Zugrundelegung derselben verpflanzt wurden, die Kriegssklaven verloren niemals ihre Persönlichkeit. Das trifft übrigens auch auf die dörferweise angesiedelten Kriegssklaven verschiedenster Herkunft zu, die ihre ethnische Einheitlichkeit wenigstens im Maßstab der Großfamilie und oft des Dorfes behielten. Selbst da, wo der Gebieter den Dörfern Arbeitskräfte für seine persönlichen Dienste abverlangte, behielten sie ihre wirtschaftliche Unabhängigkeit. Ihre eigentlichen Leistungen bestanden lediglich in der Zahlung von Tribut, verschiedenen Abgaben und Fronen an ihren Besitzer. Wie die Sklaverei kann diese Erscheinung in einem sehr ursprünglichen Stadium der gesellschaftlichen Entwicklung vorkommen. So tritt sie bei den Bobo-Wule auf, die in vielen Eigenheiten noch der Urgemeinschaft nahestehen, bei denen man aber „unabhängige" und „tributäre" Dörfer unterschied und die letzteren von den ersten abhängig waren.[112] Der Rechtsstand der Pygmäenlager, die „Klienten" von Stämmen der schwarzen Feldbauern sind, scheint diesem Verhältnis sehr nahe zu kommen. Man beobachtet oft eine ganze Reihe von Übergängen zwischen Verwandtschafts-, Bundes- und Abhängigkeitsverhältnissen.

Bürgerrechte. In diesem Fall wurde die Großfamilie zerstreut, aber nicht in Sklaverei gebracht, da der Dahomeyer grundsätzlich „unverkäuflich" war. Das gleiche galt für die Mossi. Die Überführung freier Mossi – Adliger oder einfacher Freier –, die übrigens leicht an ihren Gesichtstätowierungen zu erkennen waren, war sehr streng verboten.

112 Schwester *Marie-Andrée* du Sacré-Cœur, La femme en Afrique Occidentale, Paris 1939, S. 33.

In schon etwas entwickelterer Weise liegt das gleiche Abhängigkeitsverhältnis in der Sahara vor. Die schwarzen Bodenbauern stehen hier zu den Städten und befestigten Dörfern (Ksur), in denen wiederum Spezialisten und Handwerker – Volkssänger und andere – leben, in Abhängigkeit.

Den gleichen Fall haben wir bei den Djalonke, den von der Fulbe-Aristokratie versklavten einheimischen schwarzen Feldbauern des Futa Djalon. Sie blieben in ihren eigenen Großfamilien und Dörfern angesiedelt und organisiert. Wirtschaftlich gesehen sind sie Leibeigene, wenn auch der Fulbe-Herr sprachlich nicht zwischen ihnen und den eigentlichen Sklaven unterscheidet und beide mit dem Wort „mattyudo" bezeichnet. Diese Leibeigenen bilden annähernd ein Drittel der Bevölkerung des Futa Djalon.

In gleichartiger Lage scheinen sich die Bengare im Mossi-Königreich von Wagadugu zu befinden. Es handelt sich dabei um frühere Gefangene der Fulbe, die durch Selbstunterstellung unter den Mossikönig, den Morho Naba, den Herrn wechselten. In diesen Stand lassen sich auch freie, straffällig gewordene Mossi aufnehmen, um damit Rechtsverfolgungen zu entgehen. Da sie direkt dem Morho Naba unterstanden, dem sie Tribut zahlten – nicht aber den übrigen Häuptlingen und Würdenträgern des Königreiches –, bildeten sie unabhängige Dörfer und konnten außer als Strafe für ein begangenes Vergehen nicht verkauft werden.

Die genaue Bedeutung der Sklaverei – vor der Kolonialherrschaft – für die Produktion ist schwer einzuschätzen. Vorsichtig wollen die Schätzungen der Reisenden beurteilt sein, die sich anscheinend nur auf das stützen, was sie in den Städten gesehen haben.[113]

b) Freie und Kastenangehörige

Die zahlenmäßig überwiegende Masse der freien Männer aus der überlagernden ethnischen Gruppe bildet im allgemeinen – wenigstens bei den Feldbauern – die herrschende Klasse. Diese Freien können eigene Sklaven besitzen, müssen aber dem König oder den aristokratischen Familien, in gewissen Fällen beiden zugleich, Tribut, Abgaben und Fronen entrichten. Im allgemeinen sind sie wehrpflichtig, haben dabei aber nur beschränkte Rechte.

[113] Mungo Park schätzte das Verhältnis auf 3 Sklaven zu einem freien Mann *(M. Park,* Vom Gambia zum Niger, Leipzig 1926, S. 39), aber er führt keinen exakten Beleg für seine These an. Barth schätzt das Verhältnis für die Provinz Kano (Zentrum eines bedeutenden Sklavenhandels) auf 1:1. *(H. Barth,* Reisen und Entdeckungen in Nord- und Central-Afrika in den Jahren 1849 bis 1855, Gotha 1857, Bd 2, S. 163.)

Nehmen wir einige Beispiele. Das Volk von Dahomey bestand aus den Stämmen der Fon, die dem Königshaus in abgestufter Weise untergeordnet waren. Der Freie, der „Anato“, konnte nicht in Sklaverei übergeführt werden. Die Fonsprache unterhielt das Gefühl einer gemeinsamen Herkunft. Der Freie war zwar zum Waffendienst verpflichtet, konnte sich jedoch keine Kriegsgefangenen aneignen, da diese ausschließlich dem König gehörten. Wenn er Kriegssklaven besitzen wollte, mußte er sie von den Kaufleuten erwerben.

Die freien Bauern der Mossi-Königreiche stellen wahrscheinlich eine Verschmelzung der erobernden Dagomba, die gegen das 14. Jh. von Süden her einwanderten, mit den einheimischen Ninissi, Kibissi (Dogon) und Gurunsi dar. Die Nachkommen der Ninissi stellen die „Landhäuptlinge“ der Dörfer. Diese Stämme sind assimiliert und bedienen sich der Sprache der Mossi, obwohl sie einige Erinnerungen an ihre Herkunft behielten. Sie sind verpflichtet, die Felder der Adligen zu bestellen, ihnen die Hütten auszubessern und verschiedene Naturalsteuern an die Häuptlinge der Verwaltungshierarchie und den König zu zahlen.

Typisch für die Königreiche der Wolof und Serer sind die Verhältnisse in Walo, wo die freien Bauern in zwei Kategorien zerfielen, die Dyambur und die Badolo. Die Dyambur waren kopfsteuer- und fronpflichtig, die Badolo, Besitzer mittelgroßer Landgüter, glichen in ihrer Stellung den nichtadligen Erbgutbesitzern des europäischen Mittelalters. Mit ihnen lassen sich die Handwerker vergleichen, die nach endogamen [114] Kasten geordnet waren.

Ähnliche Verhältnisse galten für die „Fulbe Burure“ unter den Hirten. Als Vasallen oder Tributpflichtige der Fulbe-Aristokratie des Futa Djalon betreuten sie deren Herden. Die Imrads, die Vasallenstämme der Mauren

Es ist schwer zu sagen, ob beide nicht auch die Tributpflichtigen mit unter die Sklaven gerechnet haben. Wahrscheinlich trifft das zu. Barth berichtet von Personen mit einer sehr großen Zahl Sklaven als Besitz nur bei den Fulbe von Adamaua. Für die letzteren erklärt er das durch das frische Datum der Eroberung. Über die Verwendungsweise dieser Sklaven sagt er nichts. Die arabischen Chronisten erwähnen große Sklavenbesitzer nur unter den Kaufleuten der saharischen oder sahelischen Städte, bei denen sie sichtlich als „Betriebskapital“ dienten. 1904 schätzt der Bericht Poulet die Zahl der Kriegssklaven in Französisch-Westafrika auf zwei Millionen bei einer Bevölkerung von ungefähr zehn Millionen Einwohnern. (Siehe *D. Bouche*, Les Villages de liberté en Afrique Occidentale Française, in: Bulletin de l'Institut Français d'Afrique Noire, 1950, Nr 1, S. 135–215.)

[114] Endogam: Die Heirat ist nur innerhalb der Gruppe, mit einem Ehegatten, der zur gleichen Kaste gehört, gestattet.

und Tuareg, verrichteten für diese die gleiche Arbeit. Ebenso gerieten in der Vergangenheit Hirten in die Situation, Vasallen von Bauernvölkern zu werden, wenn letztere in starken Staaten organisiert waren.[115] Dieser Fall trifft zum Beispiel auf die Fulbe von Yatenga zu, die während der großen Fulbe-Wanderungen des 17. und 18. Jh. in dieses Gebiet kamen, aber Vasallen des Yatenga Naba, des Mossi-Königs von Yatenga, wurden. Ferner sind in den Mossi-Königreichen verschiedene Fulbe-Gruppen mit der freien Bevölkerung fast verschmolzen. Diese sogenannten Silmimossi, die oft für sich einen bestimmten Teil der Mossi-Dörfer bewohnen, sind zum Teil Viehzüchter wie ihre Vorfahren. Als Hirten der Herden des Adels besitzen sie jedoch in den „Rimaibe" selbst einige Hörige.

Die Handwerker stehen im allgemeinen auf der gesellschaftlichen Stufe der Bauern, wenn sie auch manchmal etwas weniger angesehen sind. Im alten Dahomey – wie in der Mehrzahl der guineischen Länder – war zwischen ihnen und den übrigen Freien kein Unterschied wahrnehmbar. Sie besaßen ohne weiteres alle Rechte der Freien. Das gleiche war in den Mossi-Königreichen der Fall, wo einzig die Schmiede eine Kaste bildeten und selbst die Schuhmacher sich aus den Reihen des Adels ergänzten.[116] Dagegen bestand im senegalesischen und nigerischen Sudan allgemein eine Ordnung der Handwerker nach endogamen Kasten, die eine hierarchische Stufenfolge bildeten. So entwickelte sich unter der Herrschaft der Fulbe jeweils das folgende Schema: Die gesellschaftliche Rangordnung beginnt mit den Schmieden, die ungeachtet ihres Standes als Freie weniger gelitten sind als Hörige und Sklaven. Über den Schmieden stehen die Laobe (Holzschnitzer), dann folgen der Reihe nach Weber, Schuhmacher, Griots. Die Rimaibe, die schon erwähnt wurden, hörige Bauern der Fulbehirten und frühere Sklaven, stehen noch über ihnen.[117] Bei den Tukulör des Futa Toro unterschied man nach folgender Ordnung drei große endogame Unterteilungen. Die erste umfaßte die Musikanten, Weber, Schuhmacher, Schmiede und Schmuckverfertiger, die zweite die Laobe (Tischler, Hersteller von hölzernen Gerätschaften und

[115] Ursprünglich war das fast überall die Lage der Fulbe, die als eingewanderte „Gäste" geduldet, aber zahlreichen Abgaben und lästigen Verpflichtungen unterworfen waren, ehe sie die Lage zu ihrem Vorteil in das Gegenteil verkehren konnten.

[116] Vielleicht infolge der Verbindung der Lederverarbeitung (Sattlerarbeit) mit den Berittenen.

[117] Ein Beispiel dafür sind die Fulbe von Yatenga. (Sie selbst waren Vasallen des Mossi-Königs von Wahiguya.) Die Sklaverei führte bei ihnen in der dritten Generation zur Leibeigenschaft:
Kaufsklaven;

Einbäumen), die dritte die verachteten, aber als Spielleute umworbenen und gefürchteten Griots, die Lobsänger der Adligen. Drei Kasten bestanden auch bei den Mandingo. Die erste umfaßte die Schmiede, die, wie fast überall, ihr Handwerk mit dem Amt eines Zauberers und Heilkünstlers verbanden und deren Frauen die Töpferei betrieben; die zweite die Schuhmacher und Lohgerber, deren Frauen sich im allgemeinen als Färberinnen betätigten; schließlich die Griots, die Volkssänger und Dichter, Genealogen oder einfache Musikanten waren.

c) Die Aristokraten

Über den einfachen Freien erhebt sich schließlich eine Aristokratie; manchmal ging sie direkt aus dem „Stammesadel", den Häuptlingsfamilien, hervor, zuweilen ist sie buntscheckiger und sogar einfacher Herkunft, aber durch Gunst des Herrschers zu Reichtum und Amtsgewalt emporgestiegen.

Im einfachsten Fall ist der *„Geburtsadel"* auf den königlichen Clan selbst beschränkt. Das typischste Beispiel dafür liefert Dahomey. Das königliche „Haus" – Prinzen und Prinzessinnen – zählte zur Zeit der kolonialen Eroberung etwa 12 000 Menschen, wobei der Palast gleichsam die Wohnung einer riesigen Großfamilie bildete. Aus der Nachkommenschaft eines jeden Königs gingen die verschiedenen „Zweige" des königlichen Hauses hervor. Die „Prinzen" wurden vom Palast unterhalten, mit Landzuteilungen [118] ausgestattet, vom König mit Kriegssklaven [119] beschenkt; von Hofämtern und staatlichen Funktionen waren sie jedoch ausgeschlossen. Minister und Hofwürdenträger, Ortshäuptlinge und selbst königliche Hauptfrauen, „Leopardengebärerinnen", wurden dagegen aus der einfachen Bevölkerung Dahomeys ausgesucht. Diese Familien erhielten dadurch einen höheren Rang und bildeten eine Art „Amtsadel", der ebenfalls vom Herrscher mit Lehen [120] und Königssklaven bedacht werden konnte.

Haussklaven (wohnen bei ihrem Herrn, werden von ihm ernährt und gekleidet und müssen 5 Tage in der Woche für ihn arbeiten);
Rimaibe (verfügen über ein kleines Landgut und müssen 3 Tage in der Woche für ihren Herrn arbeiten). (Vgl. *L. Tauxier,* Le Noir du Yatenga, Paris 1917.)

[118] Das heißt dank der Arbeit der Handelssklaven, die rings um Abomey auf Ländereien verteilt waren. Mit ihnen konnte der König auch die Sklavenhändler in Widah beliefern.

[119] Es war ihnen jedoch verboten, sie ohne königliche Erlaubnis zu verkaufen.

[120] Ländereien und Leibeigene, und zwar waren die letzteren, Glesi genannt, Söhne von Königssklaven. Sie konnten Eigentum erwerben und besitzen, blieben aber verpflichtet, das Land eines Würdenträgers zu bebauen, wobei diese Verpflichtung an das Amt des Würdenträgers, nicht an seine Person gebunden war.

Sehr ähnliche Erscheinungen weisen die Mossi-Königreiche auf. Die Kavallerie der „Nakomse“, die auf einer schon territorialen Basis den wesentlichen Teil des Heeres und des Verwaltungssystems (Dorf- und Kantonhäuptlinge) stellte, gründet sich auf Blutsbande. Die Nakomse sind sämtlich Nachkommen der verschiedenen Könige, die seit dem 14. Jh. regierten, und dürfen sich „Naba“ (Häuptling) nennen. Minister und Provinzhäuptlinge kommen dagegen nicht aus diesem Geburtsadel. Mögliche Thronkandidaten sollten – wie auch in Dahomey – offenbar damit von hohen Ämtern des Verwaltungssystems ferngehalten werden. Die Gesellschaftsstruktur ist hier jedoch hierarchischer als dort. Eine Kette von Vasallitäten verbindet die gewöhnlichen Reiter mit dem Morho Naba; es gibt viele vasallische Verpflichtungen. Die Adligen, die aus der Arbeit ihrer Sklaven und der freien Bauern Nutzen ziehen, sind den höheren Abhängigkeitsstufen und dem König zu Abgaben verpflichtet.[121] Fast die gleiche Organisation besteht im Mossi-Reich Gurma und unter den Bariba Nord-Dahomeys.[122]

In Walo weist der Adel drei Kategorien auf, die mit einigen Abwandlungen in allen Königreichen der Wolof und Serer bestanden:

a) *Geburtsadel,* umfassend die Königsfamilie und drei Prinzenfamilien in mütterlicher Seitenlinie, die Familien der Königswähler, ferner die Familien, aus denen die Leiter gewisser Provinzen hervorgingen, und die Familien, die für bestimmte Kantone die Häuptlinge stellten. Diese Unterkategorien bildeten ebenfalls eine hierarchische Rangordnung.

b) *Schwertadel,* die „Tiédos“, ursprünglich aus deklassierten und abenteuernden Elementen bestehende militärische Gefolgschaften des Herrschers und seine persönlichen Dienstleute.

c) *Amtsadel,* aus Inhabern erblicher Ämter bestehend, die oft unfreien Ursprungs sind, zum Beispiel ehemalige Gefangene des Königs. Zum Amtsadel gehörten die Steuereinnehmer.[123]

[121] *A. Dim Delobsom,* L'Empire du Morho-Naba, Paris 1932.

[122] Vgl. *J. Lombard,* Un système politique traditionnel de type féodal: les Bariba du Nord-Dahomey, in: Bulletin de l'Institut Français d'Afrique Noire, XIX, Nr 3–4, 1957, S. 464–506. Man ist überrascht, daß dieser Autor, der die Organisation dieses Volkes mit jener des Königreichs Dahomey und der Königreiche Uganda und Ruanda vergleicht, sich jeder Bezugnahme auf die – wie schon Delafosse hervorhob – viel näher stehende Organisation der Mossi-Königreiche enthält (vgl. *M. Delafosse,* Les Noirs de l'Afrique, Paris 1921, S. 70).

[123] Ähnlicher Herkunft und Bestimmung waren die kaiserlichen Freigelassenen im Altertum und die „Ministerialen“ im europäischen Mittelalter.

Dieser Adel, insbesondere der Geburtsadel, war mit Apanagen bedacht worden, in denen er gleichberechtigt mit den Landhäuptlingen, den „Lamanen“, den Nachkommen der ersten Ansiedler, Abgaben erhob. Ende des 19. Jh. erhalten muselmanische Würdenträger ebensolche Landschenkungen mit gleichartigen Rechten.

Im Mandingogebiet, das seit dem Untergang des Mali-Reiches an politischer Festigkeit verloren hatte, war die aristokratische Organisation verwickelter. An der Spitze des Staates standen, wie im Bambara-Königreich Segu, das Königshaus und einige ihm nahestehende oder verwandte Familien. Die königliche und die ihr verbündeten Familien, deren Aufstieg vom Krieg bedingt war, bildeten unter Einbeziehung ihrer Sklaven gemeinsam einen Staatsapparat, der die Tributpflichtigen beherrschte. Die Sklaven dieser Familien, durch einen entsprechenden Eid verpflichtet, dienten zugleich als Hofbeamte und militärisches Gefolge. Der Anführer der Sklaven des Königshauses spielte eine bedeutende Rolle. In der Zeit nach dem Tode eines Herrschers bis zur Einsetzung seines Nachfolgers war er Befehlshaber des Königshauses.[124]

Über dem freien Volk des Landes stand der Kriegsadel der „Köcherträger“, eine Art Klientel der Prinzen. Im Kriegsfalle und bei Einberufung des Heeres stand er dem König als Truppenbefehlshaber zur Verfügung und empfing von ihm Belohnungen. Zu diesem Adel gehörte die Masse der Dorfhäuptlinge.

An der Spitze der Konföderation der Fulbe des Futa Djalon stand bis zur Errichtung der französischen Kolonialherrschaft ebenfalls eine Reihe mächtiger Familien. Es waren die beiden Familien, die sich in zweijährigem Turnus auf dem Posten des Almami, des obersten Leiters der Konföderation, ablösten, ferner die Familien, die den Almami wählten („Großwähler“) sowie diejenigen der Leiter der Provinzen (Diwâl) und der „Kirchspiele“ (Miside). Eine niedrigere Rangstufe bezeichneten die „adligen“ Fulbe geringerer Herkunft. Diese Gruppen der adligen Fulbe teilten sich in die Oberherrschaft bzw. Beherrschung der zu Vasallen gewordenen Fulbe-Burure (d. h. der bekehrten heidnischen Fulbe) und der versklavten Djalonke.

„Das Land war in Lehen verteilt, und zwar waren die Leute mehr noch zum Besitz geworden als das Land. Das Lehen besaß zwar die Tendenz, sich in ein selbständiges Besitztum zu verwandeln; aber der Abzug der Vasallen hob ihre gegenüber dem Oberherrn bestehenden Verpflichtungen

[124] *Ch. Monteil,* Les Bambara du Ségou et du Kaarta, Paris 1924.

nicht auf, wie auch der auswandernde Hörige weiterhin seinem Herrn unterstand. Die erbliche Zugehörigkeit der einen zu den anderen wurde dadurch nicht beseitigt." [125]

Die Großen des Landes waren schließlich ein Anziehungspunkt für Abenteurer und Deklassierte, zum Beispiel zu Ehren gelangte frühere Gefangene. Sie sammelten sich dabei zu einer Art „Hof" oder Gefolgschaft", die wegen ihres Einflusses gefürchtet, an sich aber verachtet war.

Die Kriegerstämme der Sahara, Hasanija der Mauren [126], „Imajören" der Tuareg, beherrschen Vasallenstämme und in den Ksur, Dörfern und größeren Ortschaften, ansässige Hörige. Nicht unähnlich anderen Amtsaristokratien solchen Ursprungs erlangten Sklaven und schwarze Freigelassene („Haratin") der Ksur als Gefährten der Krieger beträchtlichen Einfluß. Der Islam schuf den Typus der „Marabutstämme", die behaupten, von Mohammed abzustammen. Durch theologische Kenntnisse und Ansehen, Sklavenbesitz und Verfügbarkeit über Vasallen unterschieden sie sich faktisch von den Kriegerstämmen gar nicht, waren ihnen jedoch als unkriegerische Stämme früher oft standesmäßig unterlegen.[127]

d) Der Staat

Das Erscheinen des Staates – d. h. einer festen, von der Gesellschaft losgelösten und über ihr stehenden Gewalt – fällt mit dem Entstehen einer Aristokratie zusammen, die zugleich Instrument und Hauptnutznießerin dieser neuen Gewalt ist. Die sporadische patriarchalische Sklaverei ließ die Notwendigkeit einer solchen Gewalt noch nicht aufkommen. Die Gesamtheit der freien Männer, die allein waffenberechtigt und zahlenmäßig überlegen waren, genügte vollauf, die wenigen Sklaven in Schach zu halten. Aber die Loslösung der Aristokratie von der Gesellschaft verschärfte alle im Keim vorhandenen Widersprüche: nicht nur zwischen Aristokratie und tributpflichtigen Freien, sondern auch vor allem zwischen Freien und Sklaven, von denen nur die Aristokraten eine große Zahl besaßen, da die Sklavenjagd einer ihrer Hauptbeschäftigungszweige war. Das Aufgebot der Freien, und manchmal der Hörigen, stellte jeweils im Kriegsfall die Masse des Fußvolks;

[125] *G. Vieillard,* Notes sur les Peuls du Fouta-Djalon, a. a. O., S. 123.

[126] Diese stammten theoretisch von den arabischen „Hassaniden" ab, deren Invasion die Arabisierung der Sanhadja-Berber Mauretaniens zur Folge gehabt hatte.

[127] Siehe zum Beispiel Oberst *Modat,* Aperçu sur la société maure de l'Adrar, in: Bulletin du Comité d'Études historiques et scientifiques de l'A. O. F., 1922, Nr 2, S. 164–176.

hinzu kam in den sudanischen Ländern die adlige „Kavallerie", deren Haupt-, wenn nicht ausschließliche Beschäftigung die Kriegführung bildete („Nakomse"-Adel der Mossi, Adlige der Bariba, senegalesische Tiédos). Die entscheidende Neuerung waren stehende Heere. Diese ergänzten sich manchmal durch freiwilligen Heeresdienst der freien Männer, wie anfangs in Dahomey; manchmal handelte es sich um militärische Gefolge, die sich aus Abenteurern zusammensetzten, manchmal sogar um Sklaven, die dafür privilegiert wurden, wie die Beispiele der Bambara-Armee und des Artillerie-Korps des Morho Naba von Wagadugu zeigen.

Die Aristokratie kontrolliert die königliche Macht; mittels komplizierter Wahlverfahren bemüht sie sich, zwischen den mächtigen Familien oder verschiedenen Zweigen der Königsfamilie das Gleichgewicht zu halten.[128] Wirklich bedeutend war die Königsgewalt nur bei Reichsgründungen durch Abenteurer, wenn auch selbst diese mit ihren Stellvertretern, Söhnen und Verwandten zu rechnen hatten. Viel geringer und peinlich genau umrissen waren die Befugnisse des Königtums in den alten Monarchien. Mit den religiösen bzw. militärischen Befugnissen der früheren Bodenherren und Kriegshäuptlinge waren den Herrschern die Verantwortlichkeiten dieser Ämter zugefallen. Damit hatten sie die Verantwortung für jede schlechte Ernte, Hungersnot oder Niederlage im Kriege übernommen. Häufig wurden sie deshalb abgesetzt oder sogar getötet. Ihre sakralen Aufgaben machten sie zum Gegenstand religiöser Vermeidungsgebote, wodurch es ihnen auch verboten war, sich nach ihrer Throneinführung dem Volke zu zeigen, von dem sie durch einen Vorhang oder Wandschirm getrennt sein mußten, wenn sie mit ihm sprachen. Dieses Verbot ist fast überall im Mittelalter bezeugt.[129] Frühzeitig[130] delegierten die Könige von Dahomey diese unbequeme Verpflichtung an einen ihrer Untergebenen, der dafür den königlichen Kopfschmuck und den Titel „Großpriester des Dynastiebegründers" tragen durfte. Verpflichtungen wie Titel vererbten sich an seine in Allada residierenden Nachkommen weiter. Ähnlich hatte der Morho Naba dem ganz unbedeutenden „Kriegshäuptling" (Tamsaba) verschiedene lästige Verpflichtungen seines Amtes übergeben. Dennoch spielte die Hauptrolle im

[128] Die Übertragung der Königswürde in direkter Linie ist ein Ausnahmefall, der in jüngerer Zeit und fast nur in neugegründeten „Gewaltherrschaften" vorkommt. Wie in der Großfamilie herrscht überwiegend Nachfolge in weiblicher oder männlicher Seitenlinie. Dadurch besteht die Möglichkeit einer Wahl unter den verschiedenen Familienzweigen.

[129] Beispiele sind Ghana, Mali, Bornu und die Staaten Benins.

[130] Von dem fünften König, Tegbesu (gegen 1730), an.

Staat im allgemeinen nicht der König, dessen scheinbar willkürliche Handlungen in Wirklichkeit meist vom Gewohnheitsrecht[131] bestimmt waren, sondern vielmehr der Staatsapparat, als dessen Haupt und Inbegriff er galt. Zum Staatsapparat gehörten Mitglieder der Königsfamilie, Hof, Minister, Würdenträger adliger oder unfreier Herkunft, Adlige mit Lehen, Kriegsadel oder Beamte. Welcher Art auch die Abgaben und Tribute waren und in welchem Verhältnis die Nutznießer sie auch zuletzt unter sich aufteilten, das Recht zu ihrer Erhebung und notfalls gewaltsamen Durchsetzung lag beim Staatsapparat. Das Gewicht desselben verstärkte sich durch seine Außenfunktion der Verteidigung oder des Angriffs gegen Nachbarvölker, was zur Quelle zusätzlicher Einnahmen wurde, in Form gelegentlicher Ausplünderungen oder regelmäßig erhobener Tribute.

Die Konzentration des Mehrproduktes in einer kleinen Zahl von Händen erleichterte die Entwicklung des Handels und umgekehrt. Die Königsstädte waren fast immer zugleich Märkte, weshalb sie als Städte im echten Sinne des Wortes anzusprechen sind, wie zum Beispiel die „Städte" Benins[132] und die „Haussa-Städte" Nordnigeriens. Das gleiche gilt seit dem 11. Jh. für die Stadt Ghana, die nach El Bekri aus der „Handelsstadt" und der „Königsstadt" bestand. Die Sahel-Kaufleute, die mehr oder weniger mit Negern vermischt gewesen zu sein scheinen, waren zu einem sehr bedeutenden Teil berberischer oder arabischer Herkunft. Hingegen berichten uns die ältesten schriftlichen Quellen von spezialisierten schwarzen Kaufleuten, die mit dem Goldstaub aus den Goldvorkommen von „Bambuk" und „Bure" in den Sahel-Städten erschienen und mit dem dafür eingetauschten Salz wieder den Rückweg antraten. Zweifellos nicht zufällig waren die zwei bedeutenden Staatsvölker, deren Namen mit den ersten großen Staaten des Westsudan verbunden sind, zugleich die beiden vorherrschenden Handelsvölker dieses Gebiets, die Sarakolle als Erben der Fürsten von Ghana und – zur Mandingo-Stammesgruppe gehörend – die Dyula, die das Mali-Reich hervorbrachten. Eine eigenständige, innergesellschaftliche afrikanische Entwicklung bewirkte also die Herausbildung von zentralisierten und organisierten Staaten, nicht die Einwirkung der Araber oder Berber. Das besagte auch der Hinweis von Delafosse, der die Eigenständigkeit der von Ghana

[131] Besonders in seiner Eigenschaft als oberster Richter, in der er ständig von Ratgebern umgeben war.

[132] Fast als Ausnahme ist Dahomey anzusehen. Hier beruhte der Handel auf dem königlichen Monopol des Sklavenhandels. Er ging hauptsächlich über den Hafen von Widah vor sich.

bis Benin auftretenden Institutionen hervorhob, die sich auch im Königtum der Mossi und in solchen Gebieten finden, in denen der Islam niemals Wurzeln schlagen konnte, was Einwirkungen dieser Art als Erklärungsmoment von vornherein ausschaltet.[133]

Es kann nicht unsere Absicht sein, uns hier über diese Institutionen zu verbreiten, die seit Delafosse oft beschrieben wurden und deren charakteristische Übereinstimmungen ebensooft entwickelt worden sind. Wir halten es aber für angemessen, noch einmal an die Vielschichtigkeit dieser Einrichtungen, die genaue Abgrenzung der Aufgaben der einzelnen Würdenträger und das Vorhandensein einer Verwaltung des wirtschaftlichen Lebens, manchmal mit den Anfängen eines statistischen Dienstes (Beispiel Dahomey), zu erinnern; denn noch heute besteht der irrige Glaube, die afrikanischen Staaten seien als Mischung von „Despotie“ und Anarchie zu verstehen. Von einem anderen Irrtum zeugt der Gedanke, die afrikanische Geschichte habe nie feste Ruhepunkte, sondern immer nur Kriege und Beutezüge gekannt. Hier liegt die unzulässige Rückwärtsprojizierung einer historischen Verspätung vor, die in ihrer vertieften Form nicht ohne den atlantischen Sklavenhandel entstanden ist. Man vergleiche nur die Geschichte Schwarzafrikas von den Anfängen Ghanas (3. Jh. u. Z.?) bis zum 16. Jh. mit der Geschichte Europas in der gleichen Zeit. Der Eindruck fehlender Ruhepunkte, eines Chaos, liegt dabei vielmehr auf der Seite Europas. Ghana existierte vielleicht ein Jahrtausend, sicher aber 500 Jahre, Mali bestand mehr als drei Jahrhunderte, das Sonrhai-Reich von Gao ungefähr zwei Jahrhunderte; die Mossi-Königreiche sind mehr als ein halbes Jahrtausend alt.

Allerdings läßt sich seit dem 15. und 16. Jh. eine wachsende politische Unsicherheit beobachten, die am Vorabend der kolonialen Eroberung ihren Höhepunkt erreichte und sie überdies sehr erleichterte. Solange die Formen der Clan- und Stammesorganisation in den leitenden Klassen und im Staat selbst weiterlebten, gaben sie dem Staat eine entsprechende Festigkeit und ein entsprechendes Widerstandsvermögen, wie im Falle Dahomeys, wo er sich auf die ethnische Einheit des Fon-Volkes und die Solidarität der Königsfamilie stützen konnte. Dementsprechend stellte der Königspalast von Dahomey nur eine hypertrophe Form der Grundzelle der Gesellschaft, des „Hennu“, der

[133] „... Sehr wahrscheinlich waren die Mossi-Reiche seit jeher von nichtnegerischem Einfluß frei. Man kann daraus schließen, daß die sie charakterisierenden politischen Einrichtungen, denen man in ganz Schwarzafrika begegnet, einheimischen Ursprungs sind.“ (*M. Delafosse,* Les Noirs de l'Afrique, a. a. O., S. 64).

Großfamilie, dar. In vielschichtiger Form zeigen die Mossi-Staaten analoge Kennzeichen. Die Solidarität der Aristokratie der Nakomse, deren Angehörige blutsverwandtschaftlich verbunden waren, spielte eine entscheidende Rolle für die Verschmelzung und Assimilierung der überlagerten Stammeselemente, die dadurch das Gefühl der Zugehörigkeit zu einer umfassenden ethnischen Einheit erhielten. Ein entwickelter Kern konnte damals auf tributpflichtige Völker, die auf einer mehr oder weniger vervollkommneten, im allgemeinen weniger fortgeschrittenen Stufe der gesellschaftlichen Entwicklung standen, entwicklungsfördernd wirken. Ghana dürfte die gleiche Struktur besessen haben. Mit großer Wahrscheinlichkeit kann man diese Ordnung auch für das Mali-Reich annehmen. Es stützte sich auf den Königsclan der Keita und die ethnische Einheit der Mandingo. Auch das geringe Ausmaß der Klassenausbeutung trug zu jener verhältnismäßigen staatlichen Festigkeit bei, die für die Zeit bis zum 15. und 16. Jh. gilt, denn die Ansprüche der Aristokratie und die Verheerungen durch die Kriege waren zu jener Zeit noch nicht so bedeutend, da der Außenhandel Grenzen hatte und die Handelstätigkeit überwiegend im Austausch von Salz gegen Gold bestand. Diese Form des Handels war noch nicht durch den Austausch von Sklaven gegen Feuerwaffen ersetzt worden. Die privilegierten Klassen waren zahlenmäßig nicht stark. Sie verlangten fast nur ihren Unterhalt. Ihre Lebensführung unterschied sich kaum von der der Regierten. Es lag im Wesen der Clandisziplin, daß ihnen die bescheiden bemessenen Tribute von Untergebenen und Vasallen freiwillig gegeben wurden und die Notwendigkeit eines Unterdrückungsapparats nur in Ausnahmefällen zutage trat.[134]

Noch Ibn Batuta konnte im 14. Jh. von den Einwohnern des Mali-Reiches sagen: „Selten kommen Gewalttaten bei ihnen vor. Dazu neigen sie von allen Völkern am wenigsten. Begeht jemand solche, so hat er vom Sultan keine Schonung zu erwarten. Im Reich besteht vollständige Sicherheit. Man kann darin wohnen und reisen, ohne Raub oder Erpressung fürchten zu müssen.“ [135]

[134] Vgl. *Marx*, der im *Kapital*, Bd I, Buch I, zeigt, wie einzig Zirkulation und Handel den in naturalwirtschaftlich begründeten Gesellschaften relativ mäßigen Ausbeutungsgrad bis zur Überforderung der Arbeiter steigern konnte: „Indes ist klar, daß, wenn in einer ökonomischen Gesellschaftsformation nicht der Tauschwert, sondern der Gebrauchswert des Produkts vorwiegt, die Mehrarbeit durch einen engern oder weitern Kreis von Bedürfnissen beschränkt ist, aber kein schrankenloses Bedürfnis nach Mehrarbeit aus dem Charakter der Produktion selbst entspringt.“ *Marx/Engels*, Werke, Berlin 1962, Bd 23, S. 250.

[135] *Ibn Batuta*, Voyage dans le Soudan, Traduction Slane, Paris 1843.

Die besonderen Einnahmequellen der Könige dienten mehr der Schatzbildung als der Verausgabung, zu der keine Bedürfnisse anreizten. Derartige Einnahmen waren Marktgebühren, ein Teil des Elfenbeins und landesherrliche Anteile am Massivgold des Bodens. Dagegen verblieb Goldstaub seinen „Erfindern" als freies Eigentum. Selbst das Verwunderung hervorrufende Almosengeben König Mansa Musas während seiner Mekka-Fahrt – das verteilte Gold drückte in Kairo den Goldpreis – veranschaulicht weniger die reichen Goldvorkommen in Bure als die außerordentliche Schatzbildung. Ermöglicht wurde diese durch die gesellschaftliche Lage Malis sowie durch die Treue zu dem alten Prinzip aus der Stammeszeit, wonach der Reichtum wohl ein Machtfaktor ist, aber weniger zu dem Zweck, die Arbeitskraft des anderen an sich zu bringen, als durch die Möglichkeit, die er bietet, die Menschen durch reiche Geschenke an sich zu binden.[136]

[136] Vgl. *Marx,* Das Kapital, Bd I, Buch I, in: *Marx/Engels,* Werke, Berlin 1962, Bd 23, S. 144: „Gerade in den Anfängen der Warenzirkulation verwandelt sich nur der Überfluß an Gebrauchswerten in Geld. Gold und Silber werden so von selbst zu gesellschaftlichen Ausdrücken des Überflusses oder des Reichtums. Diese naive Form der Schatzbildung verewigt sich bei Völkern, wo der traditionellen und auf Selbstbedarf gerichteten Produktionsweise ein festabgeschlossener Kreis von Bedürfnissen entspricht. So bei den Asiaten, namentlich den Indern."

Mutatis mutandis gilt diese Bemerkung für Schwarzafrika. Gerade das hat Richard-Molard, der nach der Bedeutung der Rindermanie der Fulbe, ihrer „außerordentlichen Leidenschaft für den unnützen Ochsen" fragt, nicht begriffen. In seinen Worten: „Für den Anwohner des Mittelmeers und den Okzidentalen ist pecus (Vieh) = pecunia (Geld), cheptel (Pachtvieh) = Kapital ... Keinesfalls aber trifft das auf den Fulbe, der noch nicht von der „Kultur" berührt worden ist, zu. Das Hornvieh dient ihm zu nichts." *(Richard-Molard,* Afrique Occidental Française, a. a. O., S. 95/96). Hierauf ist jedoch gerade der Nachdruck zu legen. Da der Ochse für den Züchter erstrangigen Tauschwert hat, wird er zum Zeichen des Reichtums. Solange der Austausch wenig entwickelt ist, hebt man sich diesen Reichtum, der „zu nichts dient", gut auf und sorgt für seine Vermehrung. Er „dient" ebensowenig zu „etwas", wie die Napoleontaler, die sich vor einem Jahrhundert im Wollstrumpf des französischen Kleinbürgers anhäuften, bis es eines Tages die Börsenkönige verstanden, sie in die Zirkulation zu ziehen und in ihren eigenen Taschen landen zu lassen. Für den Okzidentalen, der sich den Reichtum nur noch als produktives Kapital vorstellen kann, ist die Schatzbildung eine unbegreifliche Erscheinung geworden! Der schatzbildende Charakter der Viehzucht auf den verschiedenen Stufen der gesellschaftlichen Entwicklung wurde bereits von Lucien Febvre sehr zutreffend analysiert. *(L. Febvre,* La Terre et l'évolution humaine, Paris 1922, S. 350–353).

e) Negative Auswirkungen des Sklavenhandels auf die gesellschaftliche Entwicklung

Die Begegnung mit Europa – seit dem 15. Jh., besonders aber seit dem 16. Jh. –, die fast ausschließlich in Form des Sklavengeschäfts verlief, mußte all dies verändern.

Diese Intervention erzeugte das „schrankenlose Bedürfnis" nach dem Mehrprodukt, das verschärfte Ausbeutung der Untertanen und kriegsmäßigen Charakter in die einst gewohnheitsbedingt reibungslose Einziehung des Tributs brachte. Es wird zum Bedürfnis, sich immer mehr Einfuhrwaren von den ausländischen Sklavenhändlern zu verschaffen, besonders Feuerwaffen, immer zahlreichere stehende Heere zu unterhalten. Förderte das wenigstens in ähnlicher Weise die Produktion wie in Europa? Traten Fortschritte in der materiellen Produktion dadurch ein? Nichts dergleichen entwickelte sich, denn im Austausch für die Waren der europäischen Händler wurden nicht mehr Pfeffer, Elfenbein oder Gold verlangt, sondern Menschen, die Arbeitskraft selbst, die an Stelle von Geld zum Zeichen des Reichtums, zur gängigen Münze wurde, aber eines Reichtums, dessen Export den Ruin Afrikas bedeutete, da zur einzig ertragreichen Beschäftigung zukünftig der Krieg, die Menschenjagd, wurde.

Hierin liegt die Erklärung für die politische Unsicherheit, die vor allem seit dem 17. Jh. um sich griff. Die landwirtschaftlichen Gemeinden, die nach außen abgeschlossene Gemeinwesen darstellten, wurden mehr und mehr in ihrer Grundlage angegriffen; ihre Menschen verschwanden immer mehr durch Sklavenjagden bzw. verarmten infolge der materiellen Belastung durch die Kriegsmacht.

Mit wenigen Ausnahmen machten die auf den Stammeseinrichtungen fundierten, bis in die Spitze massiven Stammes-Königtümer und Reiche vergänglichen, von Abenteurern [137] gegründeten Tyranneien Platz oder lösten sich in Nachfolgestreitigkeiten auf.

[137] Das Königreich Dahomey, hervorgegangen aus dem Sklavenhandel (im 17. Jh.) und beruhend auf dem königlichen Monopol des Sklavenhandels, ist eine Ausnahme von der Regel. Hier hat sich trotz des Sklavenhandels und durch den Sklavenhandel, aber auf Kosten seiner Nachbarn, auf der Grundlage der Gentileinrichtungen ein fester Staat entwickelt und erhalten. Unter diesen neuen Staaten wird man die verhältnismäßige Festigkeit der Fulbe-Herrschaften auffallend finden. Bei den Fulbe blieben während des raschen Übergangs von einem sehr verspäteten gesellschaftlichen

In diesen neuen Staaten zeigte sich bereits die Ersetzung der clan- und stammesartigen Struktur durch territoriale Organisationsformen. Wir sehen ihre ersten Anfänge, mit den bereits erwähnten Einschränkungen, in „festen" Staatsgebilden, wie den Mossi-Königreichen oder der Fulbe-Konföderation des Futa Djalon mit ihren „Provinzen" und „Kirchspielen".

Im Zentralsudan erzeugten die unablässigen Kriege und Überfälle in vielen Gebieten ein unentwirrbares Gemengsel. Benachbarte Dörfer gehören unterschiedlichen ethnischen Gruppen an – hier Nachkommen der ersten Landesbewohner, dort Eroberer, an anderer Stelle Flüchtlinge, die aus ihrer früheren Heimat verjagt wurden, oder von Eroberern überlagerte Hörige. Die Stammesstruktur war faktisch nur noch auf der Stufe der Großfamilie und des Dorfes von Bedeutung.[138] Sie trat zugunsten der mehr oder weniger festen territorialen Einheit zurück, aus der die französischen Kolonialeroberer den Kanton bildeten, der im ganzen ehemaligen Französisch-Westafrika von ihnen eingeführt wurde.

In diesem äußersten Stadium der Zersetzung zerbricht die Urgemeinschaft endgültig, zerfällt die Großfamilie in einzelne Haushaltungen. Wenigstens ist das *im allgemeinen* der Fall. Denn wenn sich auch die gesellschaftliche und die familiäre Organisation im großen und ganzen parallel entwickeln, so ist dieser Parallelismus, wie bereits gesagt, doch niemals unumstößlich.

Während sich die Verwaltung des Kollektivvermögens in den Seitenlinien vererbt, geht das persönliche Vermögen, das zuerst ebenfalls an den Bruder oder Neffen fiel, mehr und mehr auf die Söhne über. Mit der wachsenden Bedeutung des persönlichen Eigentums erhält die Vater-Sohn-Solidarität das Übergewicht über die Solidarität der Seitenlinien derselben Generation und trägt dazu bei, die Großfamilie zugunsten der Einzelfamilie aufzulösen, ein Zerfall, der erst unter der Kolonialherrschaft allgemeine Formen annimmt.

Stadium zu organisierten Staaten starke Reste der alten Gentilstruktur bei den herrschenden Kräften bestehen. Dieser Umstand machte die besondere Stärke der Fulbe-Staaten aus.

[138] Bei den Pygmäen ist die Lagersiedlung die wenig gefestigte wirtschaftliche Einheit. Die wirkliche gesellschaftliche Einheit ist der Clan, der mehrere Lagersiedlungen zusammenfaßt. Als mehrere Großfamilien umfassende Gemeinschaft tritt der Clan allmählich zugunsten der Großfamilie zurück, oder er schrumpft vielmehr auf diese zusammen. Aber die Großfamilie, die zugleich Verwandtschaftsgruppe und ökonomische Einheit („Hausgenossenschaft") ist, bricht, nachdem sie einmal „unabhängig" geworden ist, dann ihrerseits in Hauswirtschaften auseinander.

Mit dem Zerfall der Großfamilie geht eine wachsende Einengung der gesellschaftlichen Lage der Frau einher, nicht infolge des sich ausbreitenden Islams [139], sondern im Zuge der gesellschaftlichen Entwicklung, die die Frau mehr und mehr in Sklaverei bringt, d. h. in den Zustand einer gehandelten Ware. Überall behält jedoch die Frau eine relative Selbständigkeit und Individualität, die die europäische Frau entbehrte. Mungo Park, der die afrikanische Gastfreundschaft und Großzügigkeit, die vom Volke bewahrten Tugenden der Gentilzeit, rühmt, hebt besonders die Frauen hervor, deren mütterliches Mitleid mit dem „familienlosen Mann" ihn mehrere Male vom Tode errettete.[140]

6. Religionen

Die religiöse Ideologie ist eine Widerspiegelung des Entwicklungsstandes der Gesellschaft, wenn sie sich auch nicht mechanisch aus ihm „ableiten" läßt und über eine eigene Entwicklung verfügt. Mehr als die Verwandtschaftssysteme bleibt die Religion hinter dem Stand der gesellschaftlichen Entwicklung zurück. Ihre alten Formen können lange Zeit weiterbestehen und sich neuartigen gesellschaftlichen Verhältnissen anpassen, wenn sie dabei auch Reste noch älterer Formen einschließen. Das bedeutet nicht Unbeweglichkeit und Passivität, sondern sämtliche Aspekte des gesellschaftlichen Lebens, auch seine Widersprüche, das Ferment der Entwicklung der Religion selbst, finden ihren Widerschein. Nach ihrer Herausbildung erhält die Religion durch den Kult eine eigene Organisation und entwickelt sich verhältnismäßig eigenständig. Sie ist nun selbst eine Form der gesellschaftlichen Organisation, die Wirkungen auszuüben vermag. Im allgemeinen geschieht das in konservativer Weise, jedoch kann sie unter gewissen historischen Bedingungen zum Ausdruck fortschrittlicher Kräfte werden.

Die Schwarzafrika eigentümlichen Religionen können als Abarten des Animismus gelten. Es handelt sich im wesentlichen um lokale Formen, deren

[139] Ibn Batuta entrüstet sich über die Freiheit, die die afrikanischen Frauen, darunter diejenigen der frömmsten Mohammedaner, besaßen. Nicht also der Islam hat seitdem die Zustände zu ihren Ungunsten verändert! Nebenbei bemerkt haben bei den mohammedanischen Tuareg, die den alten Organisationsformen einschließlich der Verwandtschaftsordnung in weiblicher Linie treugeblieben sind, die Frauen eine große Freiheit und eine gewisse Autorität behalten. Die Polygamie ist bei ihnen herkömmlich verboten geblieben.

[140] *M. Park,* Vom Gambia zum Niger, Leipzig 1924, S. 53 f.

allgemeine Charakterzüge man jedoch in allen Formen des Animismus in der ganzen Welt wiederfinden wird. Es liegt nicht in unserer Absicht, eine detaillierte Darstellung der Formen des Animismus zu geben oder seine Definition[141] einer Untersuchung zu unterziehen. Eine seiner kennzeichnenden Eigentümlichkeiten besteht darin, die Welt, d. h. die Wesen oder Dinge, aus denen sie besteht, mit Geistern oder okkulten Kräften, die mehr oder weniger klar personifiziert sind, zu bevölkern. Der Animismus verfolgt das Ziel, durch ein magisches Ritual diese Kräfte entweder zu neutralisieren oder sich günstig zu stimmen. Der Animismus existiert in lokalen Formen, da er die Selbständigkeit eines jeden Volkes widerspiegelt, das in abgeschlossener Wirtschaftsweise im Stammesstadium lebt. Totemismus und Ahnenverehrung (Religion des Clans und der Großfamilie), Mythen und Fruchtbarkeitsriten, die für die landwirtschaftliche Gemeinde eigentümlich sind, animistische Konzeptionen über Welt und Magie stellen, wie alle Religionen, mehr oder weniger gehäufte phantastische Widerspiegelungen der materiellen Welt oder gewisser ihrer Aspekte dar, die ein Ausdruck der Schwäche des Menschen gegenüber der Natur im Stadium der Urgemeinschaft sind.

Es ist jedoch notwendig, kurz die außerordentliche Bedeutung hervorzuheben, die die Religion und ihr magisches Beiwerk im herkömmlichen Leben der afrikanischen Gesellschaft[142], das sie förmlich durchdringen, besitzen.

Der Totemismus besteht als Clanreligion (Verehrung des Vorfahren in einem Tier oder einer Pflanze) nur im Zustand mehr oder weniger veränderter Überbleibsel. Wir müssen hier auf das Problem des Totemismus zurückkommen. Die Berechtigung des Begriffs wird heute in Zweifel gezogen. Dabei ist es aber in erster Linie seine idealistische Auslegung, die zur Diskussion steht. Als Ursprung des Totemismus erscheinen nicht der

[141] Man hat lange den Ausdruck Fetischismus verwendet. Er ist völlig unpassend, da die „Fetische" nur Symbole sind und es auch bleiben, wenn man eine „wirkliche Gegenwart" übernatürlicher Kräfte oder Gottheiten in ihrem Innern voraussetzt. Spezielle Charakteristika dieser Religionen sind sie jedoch nicht. Die Hostie der Christen gehört der gleichen Erscheinungswelt an. Andere vorgeschlagene Ausdrücke sind Naturglaube, Pantheismus usw . . . Die Bezeichnung Animismus ist keineswegs besser als diese, denn sie berührt nur die religiöse Grundidee und berührt nicht die religiöse Praxis, also Riten, Kulte und Religionseinrichtungen. Wir verwenden diese Bezeichnung aber, da sie im Gebrauch feststehend ist und ein besserer Ausdruck anscheinend fehlt.

[142] Zum Beispiel im Vergleich mit den Gesellschaften des Fernen Ostens, wo diese Bedeutung der religiösen Vorstellungen viel weiter zurückgedrängt ist.

religiöse Glaube, wie Durkheim wollte, noch das „unmittelbare Verfahren des Verstandes", wie Lévi-Strauss [143] will, sondern vielmehr die gesellschaftliche Praxis im umfassenden Sinne und nicht in einer vulgärökonomischen und hausbackenen Auslegung des Begriffs. In diesem Sinn scheint die von R. und L. Makarius [144] vorgeschlagene Erklärung, wenn sie auch gewisse Einzelprobleme noch offenlassen muß, eine sehr zweckdienliche Lösung des Problems des Totemismus zu sein, da sie an die Erklärung der Tabus von der echten gesellschaftlichen Praxis aus herangeht. R. und L. Makarius haben den Beweis geliefert, daß für diese Tabus, da man ihre Bedeutung nicht oder nicht mehr kannte, erst nachträglich mystische und mythische Interpretationen erfunden wurden. Dagegen blieb die religiöse Seite des Totemismus, d. h. die Verehrung des als Tier oder Pflanze gedachten Vorfahren, schwach. Es ist überhaupt nicht einmal sicher, ob es jemals eine eigentliche totemistische Religion gegeben hat.

„Die mystische Interpretation des Totemismus beruht auf einer Umstülpung der Tatsachen. Man glaubt, daß das Totemtier verschont und nicht verzehrt wird, weil es das Totem ist. In Wahrheit wird es zum Totem und verschont, da man nicht mehr weiß oder wußte, aus welchem Grunde es nicht verzehrt werden durfte. Daher wird es zum Brudertier, zum verbündeten Tier, zum Gönner oder Schutzpatron." [145]

Das Totemtier oder die Totempflanze werden niemals vergöttlicht oder als wirklicher Ahne betrachtet. Es ist selten, daß sich der Name der Totem-

[143] Vgl. *Levi-Strauss* (Le totémisme aujourd'hui, Paris 1962), der darlegt, daß der Totemismus keine eigene Kategorie, sondern ein einfacher Vorgang logischer Art ist. „Mittels einer Spezialnomenklatur, die sich auf Pflanzen- und Tierbezeichnungen stützt (was ihr einziges Charakteristikum ist), drückt der angebliche Totemismus nur in seiner Weise – durch Spezialcode, würde es heute heißen – Wechselbeziehungen und Ausschließungen aus, die sich anders nicht versinnbildlichen lassen." (*Levi-Strauss,* Le totémisme aujourd'hui, a. a. O., S. 127). Das ist ein weitreichender Gedanke, den der Autor jedoch nicht bis zur vollen Konsequenz entwickelt, da er sich in der Frage der Voraussetzung dieser „logischen" Vorgänge nicht klar entscheidet. Levi-Strauss bleibt vielmehr in Auffassungen, die zwischen dem Idealismus der „angeborenen" Ideen und der mechanisch-materialistischen Interpretation der menschlichen Geistestätigkeit stehen, befangen. Ungeachtet seiner Andeutungen über den „Unterbau", geht der Autor an der gesellschaftlichen Praxis vorüber, die eine mehr oder weniger vollständige Widerspiegelung der Zusammenhänge der natürlichen Welt ist.

[144] *R. u. L. Makarius,* L'Origine de l'exogamie et de totémisme, Paris 1961.

[145] *R. u. L. Makarius,* a. a. O., S. 312/313.

gruppe direkt davon ableitet[146], was gewisse Verbindungen zwischen Namen und Totem nicht ausschließt. Diese Verbindungen sind der Ursprung der Gleichwertigkeiten zwischen Clan- oder Familiennamen in unterschiedlichen ethnischen Gruppen.[147] Dagegen bleiben die Tabus (Verbote, ein Totemtier zu vernichten oder zu verzehren, Pflicht zu seiner Beschützung) in Kraft: Sie stützen sich auf rechtfertigende Mythen, die danach streben, eine teilweise vernünftige Erklärung für derartige Vermeidungen zu bieten, indem sie erzählen, das Tier oder die Pflanze habe dem Ahnherrn einmal einen Freundschaftsdienst erwiesen und damit den zwischen ihnen bestehenden Bund gestiftet.[148]

Die Clan- und darüber hinaus die Stammessolidarität äußern sich manchmal mit Hilfe des Totemismus und bei anderen Gelegenheiten in religiösen Formen (Verwünschungen, die den Verletzern der Tabus göttliche Rache androhen).

Wenn auch keine Beispiele eigentlich totemistischer Kulte vorhanden sind, so bleibt doch der Ahnenkult, manchmal im Rahmen des Clans, wenigstens immer im Rahmen der Großfamilie, durchweg sehr lebendig.

Priester des Ahnenkults ist der Familienleiter, wobei ihm in den königlichen oder „aristokratischen“ Familien einer oder mehrere der Beamten des „Hauses“, die unfreier Herkunft sind, zur Seite stehen.[149] Der Ahnen-

[146] Diese Ausnahme gilt von den Toma, wo die Familiennamen Totemnamen sind, die ein besonderes Suffix haben, welches darauf hinweist, daß sie eine Person bezeichnen. (*J. Suret-Canale,* Les noms de famille Toma, in: „Recherches africaines“, 2–3, April-Sept. 1963, S. 34/35.)

[147] Vgl. Leutnant *Molinié,* Les systèmes patronymiques au Soudan Central, Paris, Centre militaire d'information et de specialisation pour l'outre-mer, 1959, vervielfältigt.

[148] Ein merkwürdiges Beispiel für das Weiterleben des Glaubens an die Identität von Totem und Vorfahren führt B. Holas an. Eine Legende der Dore erwähnt die Schnecke als Helferin der Dorfleute, die nach der Leiche ihres im Walde umgekommenen Dorfgründers suchen. Die Legende schließt mit den Worten: „Noch in unseren Tagen pflückt jeder Dore, welcher der großen Waldschnecke auf seinem Wege begegnet, ihr ein frisches Blatt und legt es als Zeichen der Dankbarkeit auf ihre Schale, wobei er zu ihr spricht: ‚*Alter Ahne,* ich biete dir ein frisches Blatt an.‘“ Die letztere Redensart ist sichtlich eine alte Formel oder der Rest einer anderen Version, die in dem heutigen Mythos weiterlebt. (*B. Holas,* En marge de l'étude d'un culte ouest-africain, in: Le Monde non chrétien, Nr 28, 1953).

[149] So verhält es sich bei den Bamileke-Häuptlingen mit den „Wala“. Letztere sind mit der Darbringung der notwendigen Opfergaben aus Palmöl und Blut bei den Ahnenschädeln beauftragt. Dem Häuptling und seinen Kindern ist es verboten, diese Opfergaben mit eigener Hand darzubringen.

kult sichert den Wohlstand der Gruppe, indem er sie unter den Schutz der Ahnen stellt und die notwendige Harmonie zwischen den Gemeinden der Verstorbenen und der Lebenden vermittelt.

Dieser Kult überlagert sich überall mit dem selbständigen Kult der Boden- oder Wassergötter. Typisch für den letzteren sind Mythen und Fruchtbarkeitsriten. Die Bindung an den Boden und seine Nutzung, bzw. der Wasserläufe bei den Fischern, gelten als Ergebnis eines Vertrages der Vorfahren mit den Boden- oder Wassergöttern. Den Ahnen, tatsächlich der Gesamtheit der ersten Besitznehmer, wurde der Boden durch diesen Vertrag überlassen. Der Häuptling der Gruppe hat als Erbe und Vertreter der Ahnen die Pflicht, die Befolgung des Vertrages zu sichern. Es ist seine Aufgabe, für die Beachtung der Interdikte und die Vollziehung der Fruchtbarkeitsriten, von denen die Fruchtbarkeit des Bodens und der Reichtum der Ernten abhängen, zu sorgen. Er hat das Recht, den Mitgliedern der Gruppe oder Fremden die Nutzungsrechte zu übertragen und Streitigkeiten zwischen den Nutznehmern zu schlichten. Darin besteht sein bereits weiter oben erwähntes Amt des *Landhäuptlings* (Bodenherrn), das zwar mit einigen Einnahmen verbunden ist (Gebühren, Erstfrüchte), aber auch schwerwiegende Verantwortlichkeit (im Fall von Mißernte u. a.) und teilweise mühevolle Verpflichtungen mit sich bringt. Das Königtum übernahm oft die Interdikte und charakteristischen Verpflichtungen des „Landhäuptlings“, die es bestehenlassen mußte, wenn das Gedeihen seines Landgebiets gesichert sein sollte.

Die Ankunft anderer Besitznehmer – friedliche Einwanderer oder Eroberer – kann die Spaltung zwischen den Ämtern des Dorfhäuptlings und des Bodenherrn nach sich ziehen. Dieses letztere Amt bleibt dann immer der Nachkommenschaft der ersten Besitznehmer vorbehalten. So liegt der Fall bei den Mossi, wo die Nachkommen der einheimischen Ninissi dieses Amt wahren, ebenso bei den Somono-Fischern des Niger, bei denen das Amt des *Wasserherrn* den Bozo vorbehalten ist, den Nachkommen der ersten Besitznehmer. Selbst wenn von den ersten Besitznehmern keine Spur mehr vorhanden ist, währt die Erinnerung an sie fort, und es müssen Sühnopfer gebracht werden, um sich ihrer Zustimmung und ihres Wohlwollens zu versichern. Diese Überlagerung zweier unterschiedlicher kultureller Schichten kehrt im Leben der Alters- und Einweihungsklassen wieder. Diese lehren sowohl die Achtung vor den Überlieferungen der Vorfahren, worin an sich ein Weiterleben des Totemismus zum Ausdruck kommt, wie auch die Bedeutung der Fruchtbarkeitsriten. Kurz ausgedrückt: Während der Zusammenhalt der Großfamilie, des Dorfes und des Stammes vor allem auf deren ökonomischer Einheit beruhte, verstärkten unbestritten die damit ver-

bundenen religiösen Vorstellungen in wesentlichem Maße ihren inneren Zusammenhang.

Die Zersetzung der Gemeinde, die neuen Beziehungen zwischen Regierten niederer und höherer Rangstufe und die Macht der Geheimbünde sind mit religiösen oder magischen Sicherungen verbunden. Zu erwähnen sind der Schwur zur Bekräftigung von Verträgen und die Blutsbrüderschaft.

Wir müssen uns nun kurz mit den in der bürgerlichen Ideologie Europas spukenden Zerrbildern des Animismus beschäftigen. Die erste Frucht eingehender Bekanntschaft mit ihm war der in der Vergangenheit sich zur Mode steigernde Versuch bürgerlicher Autoren, ihn als „Schwindel" und „finsteren Aberglauben" zu deklarieren, der in „kindlichem Gemüt" und „geistiger Unreife" seine Wurzel habe. Unbekümmert um analoge religiöse Erscheinungen in Europa, daß sich zum Beispiel Katholiken vor dem Kreuz verneigen und an die leibliche Gegenwart Gottes während des Abendmahls glauben, Europäer ihre Kinder durch Taufe von der Erbsünde reinigen lassen oder dem heiligen Antonius von Padua ihr Scherflein entrichten [150], hatte man für den Animismus nur Spott oder Empörung über „afrikanische Magie" übrig.

Eine weitere Frage, deren Behandlung erforderlich ist, ist die Frage der Menschenopfer und der Anthropophagie, dieser zwei Lieblingsargumente, mit deren Hilfe man die Afrikaner zu Barbaren erklären und alle Barbareien des Kolonialismus zu rechtfertigen suchte.[151] Wie wir sahen, spiegeln auch derartige Religionseinrichtungen, die am Vorabend der kolonialen Eroberung bereits sehr zurückgegangen waren und im Begriff standen, ganz abzusterben [152], eine Etappe der gesellschaftlichen Entwicklung wider. So etwas hat es in allen Ländern und bei allen Völkern gegeben. Namentlich die Menschenopfer – Opferung und Mitbestattung von Sklaven im Grabe des Königs als seine Weggenossen im Jenseits –, die El Bekri für Ghana bezeugt und die in der neueren Geschichte noch in Benin und den angrenzenden Territorien vorkamen, wurden in so verschiedenen Gebieten wie dem alten Mesopotamien und dem alten China, Skandinavien und Gallien ebenso vollzogen.[153] Wenn die Erinnerung an diese Riten heute noch nicht ganz

[150] Handlungen, die unbestreitbar einen magischen Charakter haben.

[151] Das Argument ist nicht neu. Man berief sich auch auf die bei den Mexikanern vorkommenden Menschenopfer, um die Grausamkeiten eines Cortez oder eines Pizarro und die Ausrottung ganzer Völker Amerikas damit zu rechtfertigen.

[152] König Glélé von Dahomey, der Vorgänger König Béhanzins, verbot vor seinem Tode ausdrücklich die für Königsbestattungen üblichen Opfer.

[153] Woran bereits *Binger,* Du Niger au golfe de Guinée, Paris 1892, Bd I, S. 187, erinnerte.

verschwunden ist, so ist das eine Folge der künstlichen Erhaltung der „angestammten Einrichtungen“ durch die Kolonialregierungen, die mit dieser Politik ihre Herrschaft stützten.[154] Zur gleichen Zeit sogar, als die französische Regierung in großen Tönen verkündete, ihre Eroberung Dahomeys gelte der Abschaffung der Menschenopfer, ließ sie ihre „Schutzverbündeten“ an der Elfenbeinküste dieselben Menschenopfer ruhig vollziehen. Was die magischen Ritualmorde betrifft[154], sind sie das Gegenstück zu den noch vor kurzem – und ebenso geheim – von der europäischen „schwarzen Kunst“ vollzogenen Morden.

Es kann natürlich keine Rede davon sein, Menschenopfer oder Anthropophagie rechtfertigen oder gar verherrlichen zu wollen, aber notwendigerweise muß unterstrichen werden, daß die Ausübenden unter dem Zwang eines religiösen und moralischen Imperativs standen, dem sich in den meisten Fällen auch die Opfer unterwarfen. In diesem Sinne darf man derartige Bräuche nicht mit den von den Kolonialeroberern – und in Europa von Hitler – begangenen Verbrechen gleichsetzen, die diese *gegen* die moralischen Regeln und Gesetze *ihrer* Zivilisation begingen und die eindeutig von Barbarei und Sadismus zeugen.

Was den Animismus betrifft, so stellen wir besonders seit dem Ende des zweiten Weltkrieges – es gab auch schon vorher solche Stimmen – den Vorgang einer ganz bedeutenden Wandlung des Urteils der bürgerlichen Fachwelt über ihn fest, wobei man heute natürlich damit rechnen muß, auch von den Afrikanern gehört zu werden. Die frühere Geringschätzung ist von einem Lobredenkonzert abgelöst worden, und zur Verherrlichung der animistischen Weltvorstellungen scheint es nicht genug Adjektive zu geben. Wie Pater Tempels für die „Bantu“, Professor Griaule für die Dogon ganz richtig deuteten, hatten die animistischen Auffassungen nichts „Primitives“ an sich. Man hat dabei Ursache, sich vor einer gewissen Tendenz zu hüten, die offen oder versteckt darauf hinausläuft, in den animistischen Religionen und Philosophien eine Vorwegnahme christlicher Auffassungen zu sehen, die natürlich die einzig vollkommenen sein sollen.[156] Dies übersehen, hieße

154 Siehe zu dieser Frage *J. Rouch,* Migrations au Ghana, in: Journal de la Societé des Africanistes, XXVI, 1956, S. 33–196, der die Panik schildert, die das Ableben von Mitgliedern der Königsfamilie in Kumasi bei den Ausländern erzeugte.

155 Vgl. dazu *E. Rau,* Le juge et le sorcier, in: Annales africaines, 1957, S. 305–320, und 1958, S. 179–206, der einige Beispiele anführt; ebenso *L. V. Thomas,* Les Diola, Dakar 1958, Bd I.

156 Die angeführten Autoren sind Verteidiger des Christentums. Der gleichen Richtung begegnet man in der Schule der Wiener Jesuiten als „Kulturkreistheorie“.

zum Postulat der europäischen Überlegenheit zurückkehren, und zwar auf dem Wege über die Religion. Obendrein soll damit noch der entschwindende Glaube gewisser Europäer aufgefrischt werden, indem man ihnen erklärt, daß Gott selbst unter den „Primitiven“ der Ausbreitung der wahren Religion vorzuarbeiten verstand. Im Umkreis dieser Tendenzen stehen jene gönnerhaften Stimmen, die sich zum Ausdruck der Verherrlichung der afrikanischen Philosophie und Kunst und einer angeblich nur im Religiösen und Dichterischen veranlagten „Negerseele“ machen möchten, um aus ihrer Konfrontierung mit dem abscheulichen „Materialismus“ der Weißen die Mahnung ableiten zu können: „Bleibt auf dem euch angemessenen Weg, vertauscht ihn nicht mit dem jämmerlichen europäischen Lebensstil, den Irrwegen der Wissenschaft und Technik!“ Kolonialisten und Neokolonialisten aller Schattierungen haben sich beeilt, auf diese ihren politischen und ökonomischen Interessen völlig entsprechenden Auffassungen das zustimmendste Echo erschallen zu lassen. Betrachten wir also genauer, was es Gemeinsames und Unterschiedliches zwischen dem afrikanischen Animismus und den großen monotheistischen Religionen im modernen Sinne gibt. Der afrikanische Animismus hat in verschiedener schon erwähnter Hinsicht die Formen eines noch unentwickelten Kults angenommen, wodurch er sich etwas mit den modernen Religionen berührt. Dennoch kann man die nach animistischer Überzeugung vorhandenen okkulten Kräfte oder Geister nicht als Götter bezeichnen. Ganz besonders gilt das für den am Beginn der Schöpfung stehenden Urgeist. Den afrikanischen animistischen Vorstellungen einen Gott im Sinne des zeitgenössischen Christentums unterstellen zu wollen, ist Wortspielerei oder im besten Falle Selbstbetrug. Die Geister oder okkulten Kräfte des afrikanischen Animismus gleichen den Numina des antiken Rom, aber keinesfalls dem Gott von Descartes. Der radikale Widerstreit zwischen einer natürlichen Welt, die erkennbaren Gesetzen unterworfen ist, und einer übernatürlichen Welt, die als Bereich des Wunders und der göttlichen Willkür gilt, wie er für die gegenwärtigen westlichen religiösen Auffassungen bezeichnend ist, steht dem traditionellen afrikanischen Seelenglauben völlig fremdartig gegenüber. Dieser verlangt im Gegensatz dazu *die unteilbare Einheit der wirklichen Welt.* Er rechnet all das, was die westlichen religiösen Auffassungen als übernatürlich bezeichnen, Geister und Seelen der Vorfahren, in die wirkliche Welt ein. Die meisten der gegenwärtigen einschlägigen Studien kehren die religiösen Seiten des traditionellen afrikanischen Seelenglaubens heraus, wie Glaubenslehren und Mythen über Erschaffung und Aufbau der Welt. Dabei vernachlässigen sie die logischen Seiten des afrikanischen Seelenglaubens. Es wäre vielleicht

interessanter gewesen, diese in erster Linie zu untersuchen. Diese Logik ist zweifellos nicht „kartesianisch“ noch wissenschaftlich im modernen und vollständigen Sinne des Begriffs. Sie entwickelte sich ohne die Hilfe der euklidischen Mathematik oder der experimentellen Naturwissenschaften, aber sie ist unbestreitbar dialektisch, da sie Kampf und Einheit der Gegensätze als Wesen der Wirklichkeit begriffen hat, wie die häufige Symbolisierung des Widerspruchs durch das männliche und weibliche Prinzip zeigt.

Würden wir uns das Vorgehen christlicher Bibelausleger, das letzten Endes wenig vorbildlich ist, zu eigen machen, die die Philosophie der Bantu durch die Weltentstehungslehre der Dogon in eine Vorausbestimmung zum Christentum umdeuten, so könnten wir ebensogut, wenn nicht mit besserem Recht, beweisen, daß im afrikanischen Seelenglauben ein dialektischer Monismus steckt, der als Vorausbildung des Marxismus anzusehen ist. Das hieße freilich vergessen, daß das traditionelle afrikanische Denken noch diesseits der Scheidung von Wissenschaft und Religion lag, was es erlaubt, Elemente der einen wie der anderen in ihm zu finden.

Auf jeden Fall kann das Afrika von morgen sein nationales Leben nur verwirklichen, wenn es an die lebendigen Elemente seines Kulturerbes anknüpft und dieses pflegt. Aber ebenso unumgänglich ist seine Erneuerung durch die Aneignung des modernen wissenschaftlichen Denkens, das Allgemeinwert hat und zu dem gerade auch Afrika seinen eigenen Beitrag liefern muß. Es hat dagegen nichts von der Herauskehrung religiöser Formen zu erwarten, die als Brücke zu Auffassungen dienen sollen, die der afrikanischen Tradition in vielen Beziehungen ganz fremd sind. Im Zustand der Zersetzung der gentilen und stammesmäßigen Ordnung wandelt sich der Animismus zu verschiedenen Formen des religiösen Synkretismus ab, dessen Weltauffassung die Tendenz zur Überwindung örtlicher Schranken zeigt. Diese Religionsformen lassen sich nicht mehr mit dem Animismus vergleichen. In diesem Fall ist es auch völlig angemessen, von „Göttern“ zu sprechen. Auf dieser Grundlage ist der Polytheismus der früheren sogenannten Beninküste, d. h. Yorubas und Dahomeys, zu verstehen. Unzweifelhaft umfaßt er, ganz wie der christliche „Heiligenkult“, vom Animismus ererbte Elemente. Von dem letzteren unterscheidet er sich jedoch grundlegend durch seine umfassende Bedeutung, dank deren er in den nach Amerika gebrachten Gemeinden, in Brasilien, Haiti und Kuba Wurzel fassen und weiterleben konnte. Dieser Polytheismus steht auf der Stufe desjenigen des klassischen Altertums oder des Hinduismus unserer Tage.

Die völlige Auflösung der aus der Gentilzeit stammenden Gesellschaftsstruktur beschränkte das isolierte Individuum auf sich selbst und führte zu

Religionen universellen, monotheistischen Charakters. Diese Religionen waren fremden Ursprungs.[157] Wo immer der Handel vordrang, der für die alten gesellschaftlichen Verhältnisse in der dörflichen Gemeinde das Zersetzungsferment war, bereitete er auch diesen Religionen den Boden. Es ist zum Beispiel nicht unmöglich, daß die christliche und jüdische Religion selbst vor dem Islam Eingang in die südsaharischen und sahelischen Städte gefunden hatten, wo sich zu jener Zeit Niederlassungen von Kaufleuten aus Nordafrika und Arabien, damals von diesen Religionen erfaßten Gebieten, befanden. Allerdings sind die Nachrichten darüber sehr unsicher. Das Zeugnis berberischer Chronisten läßt es als sicher erscheinen, daß in diese Handelszentren im 9. Jh. der Islam eindrang. Er fand auch sehr schnell Anhänger unter den Herrschern der afrikanischen Staaten – Ghana, Mali, Bornu sind Beispiele –, ohne im selben Maße die afrikanischen Bauern zu gewinnen. In ihrer Masse blieben diese Anhänger der animistischen Religionen.

Obwohl der Islam Stadtreligion geblieben war, breitete er sich dennoch im Mittelalter sehr rasch aus. Ibn Batuta rühmt die Frömmigkeit der mohammedanischen Schwarzen, den Glaubenseifer, mit dem sie ihre religiösen Pflichten erfüllen. Timbuktu reihte sich im 16. Jh. unter die großen Zentren des islamischen Geistes ein, und Leo Africanus konnte schreiben, daß „handschriftliche Bücher aus der Barbarei[158] kommen und so großen Absatz finden, daß ihr Verkauf dort gewinnbringender ist als der irgendeiner anderen Ware".[159] Die islamische Universität in Timbuktu lehrte

[157] Wenigstens gilt das im allgemeinen. Seit zwanzig Jahren stellt man in der Tat in Guinea, besonders in der Elfenbeinküste und in Dahomey sowie den benachbarten, ehemals von England beherrschten Gebieten, das Auftreten einheimischer religiöser Synchretismen fest, deren Grundlage rein afrikanisch ist, die aber universellen Charakters und gegenüber den alten animistischen Kulturen intolerant sind. (Vgl. *B. Holas,* Bref aperçu sur les principaux cultes syncrétiques de la basse Côte-d'Ivoire, in: Africa, XXIV, 1954, S. 55–60; Notes sur l'apparition du vide spirituel en Côte-d'Ivoire et ses conséquences, in: Revue de psychologie des peuples, Le Havre 1954, Nr 4, S. 398–404; Changements modernes de la pensée religieuse Baoulé, in: Le Monde non chrétien, Nr 31, 1954, S. 265–275; Fondements spirituels de la vie sociale sénoufo, in: Journal de la Société des Africanistes, XXVI, 1956, S. 9–32; Le séparatisme religieux en Afrique noire, Paris 1965, und *P. Morton-Williams,* The Atinga-cult among the South-Western Yoruba: a sociological analysis of a witch-finding movement, in: Bulletin de l'Institut Français d'Afrique Noire, Reihe B, XVIII, Nr 3–4, 1956, S. 315–334. Siehe auch bei *M. Cardaire,* L'Islam et le terroir africain, in: Études soudaniennes, Nr 2, 1954, Kap. II.)

[158] Nordafrika.

[159] *Leo Africanus,* The History and Description of Africa, London 1896, Bd III, S. 825.

Theologie, koranische Rechtswissenschaft, arabische Literatur, Geschichte, Geographie, Mathematik und Astronomie. Der Tekmilet ed Dibadj von Ahmed Baba kennt über einhundert Dichter, Juristen, Mathematiker und andere Gelehrte, die aus Timbuktu gebürtig oder dort wohnhaft sind. Von dieser gesamten – handschriftlichen – Literatur in arabischer Sprache haben nur geringe Reste die politischen Wirren und den allgemeinen Niedergang der folgenden Jahrhunderte sowie schließlich die Plünderungen der Sudanstädte während der kolonialen Eroberung überlebt. Eine bedeutende Lehrtätigkeit entfalteten auch die Medresen Mauretaniens. Sie strahlte in die gesamte arabische Welt aus und wirkte direkt auf das benachbarte Schwarzafrika. Zu jener Zeit, als Übersetzungen aus dem Arabischen zur Grundlage der mittelalterlichen scholastischen Wissenschaft Europas gehörten, war auch die islamische Beisteuer zur Kultur Schwarzafrikas nicht gering. Außer der schon erwähnten Literatur in arabischer Sprache entwickelte sich nach ihrem Beispiel bis zum 19. Jh. eine Literatur in Pular, Haussa und Kanuri, die in arabischen Schriftzeichen geschrieben wurde. Hinzu kam eine weite Verbreitung des Koranunterrichts, die von den Reisenden des 19. Jh. bezeugt wird.[160]

Der Zusammenbruch der großen Sudanstaaten, die Regression des sahelischen Handels und der großen städtischen Zentren wurden von animistischen „Gegenoffensiven“ begleitet, die vielleicht als religiöse Ideologie von Bauernaufständen zu werten sind.

Mit der Gründung islamischer Fulbe-Staaten während des 18. Jh. gewinnt der Islam an Boden, wobei ihm wohl auch die vorhergehende gesellschaftliche Entwicklung der von den Fulbe Beherrschten zustatten kam. Aber von den Kaufleuten (Sarakolle, Dyula, Haussa), die seit langem von ihm erfaßt waren, wurde er zuerst nach dem Süden gebracht. Mit der wachsenden Entwicklung des Marktes unter der Kolonialherrschaft wurde die alte Sozialstruktur weiter untergraben und mußten die Fortschritte des Islams an Tiefe und Breite noch wachsen. Der Islam war einst unter sehr ähnlichen gesellschaftlichen Bedingungen – Zerrüttung der Gentilverhältnisse und Anfänge der Kaufmannswirtschaft im 7. Jh. in Arabien – ins Leben getreten. Als Religion und Belehrung über das gesellschaftliche Leben entsprach er genau den neuen Erfordernissen.[161]

[160] *M. Park* (Vom Gambia zum Niger, a. a. O., S. 51) berichtet von dem Bestehen von Koranschulen in Bondu (einem Gebiet, das unter Fulbe-Herrschaft stand), die auch der nichtmohammedanischen Bevölkerung offenstanden.

[161] Das ist leicht zu verstehen, wenn man die arabische Gesellschaft der Zeit Mohammeds, wie sie im Koran erscheint (vgl. zum Beispiel *M. Gaudefroy-Demom-*

Grundlos nimmt J. R. Richard-Molard an, die französische Kolonialverwaltung hätte die Mohammedaner besonders begünstigt. Tatsächlich suchte sie sich nur auf die aristokratischen Kräfte zu stützen, die allerdings islamisch geworden waren. Diese Politik wurde nach dem Beispiel der „Arabischen Büros" in Algerien durchgeführt. Dem Islam selbst wurde beständig ein krankhafter Argwohn entgegengebracht. Er wurde verdächtigt, möglicherweise ausländische Einflüsse einzuschleusen. Diese Furcht richtete sich zuerst gegen die Türkei und den Senussi-Orden, dann gegen Ägypten und die Arabische Liga. Allgemein gesehen hat die Kolonialherrschaft in absolut unfreiwilliger Weise durch Herstellung der objektiven ökonomischen und gesellschaftlichen Bedingungen die Fortschritte des Islams gefördert.[162] Der Islam hat fast ganz die Savanne erobert und ist in die Waldzone eingedrungen. Sehr wahrscheinlich infolge seiner von der Gentilorganisation ererbten Struktur blieb in der sudanischen Zone das Mossi-Land geschlossen mit den animistischen Auffassungen verbunden. Daneben bestehen noch viele andere Widerstandszentren (Bambara, Dogon, Senufo usw.).

Die christlichen Konfessionen haben fast nur bei den animistischen Völkern des an die Küstenzone angrenzenden Gebiets, in den Ausgangspunkten der Kolonialherrschaft und der Missionen, Anhänger gewonnen. Die Rolle, die die Missionare als ausgesprochene Wegbereiter des Kolonialeroberers und des Kolonialbeamten spielten, war der Ausbreitung des Christentums[163] ebenso hinderlich wie ihre den Grundsätzen des Christentums widersprechende Unterstützung des rassistischen Vorurteils. Sie manifestierte sich in solchen Tatsachen, wie der lange geübten Zurückhaltung gegenüber der

bynes, Mahomet, Paris 1957, und *M. W. Watt,* Muhammad at Mecca, a. a. O.), mit der vorkolonialistischen afrikanischen Gesellschaft vergleicht (vgl. auch *Amadou Hampate Ba* und *J. Daget,* L'Empire peul de Macina, Bd I, Études soudanaises, Nr 3, 1955). Die Gefährten Seku Hamadus am Beginn des 19. Jh. glaubten sich in den Gefährten Mohammeds, wie sie ihnen der Koran zeigte, wiederzuerkennen.

162 Siehe *A. Gouilly,* L'Islam dans l'Afrique Occidentale Française, Paris 1952, S. 247 f. Dieser Autor zeigt sehr gut den vorwiegend antiislamischen Charakter der offiziellen französischen Politik seit der Kolonialeroberung, der sich mit Versuchen verband, die mohammedanischen Führungskräfte für den Kolonialismus auszubeuten.

163 Der bürgerliche Staat ist ganz besonders mit der Kolonialpolitik der Lehre seines Gründers Napoleon treu geblieben, welcher 1804 im Staatsrat verkündete: „Es ist mein Entschluß, das Haus der auswärtigen Missionen neu zu begründen. Diese Ordensgeistlichen werden mir in Asien, Afrika und Amerika sehr von Nutzen sein. Ich werde sie zur Einholung von Auskünften über den Landeszustand aussenden. Ihr Priestergewand schützt sie und dient zur Verhüllung der politischen und geschäft-

Frage der Bildung eines afrikanischen Klerus und, als dieser gebildet wurde, in seiner Unterstellung unter die europäischen Missionskader.[164]

Wir wollen hier das Problem der neuen Formen des Islams oder des Christentums, die in Afrika entstanden sind, beiseite lassen. Im allgemeinen zogen sie sich die Verfolgung der Kolonialverwaltung zu, selbst wenn sie politisch vollkommen „loyal" waren. Das ereignete sich zum Beispiel im Fall des Islams mit dem Muridismus [165] im Senegal wie für das Christentum mit dem Harrismus [166] in der Elfenbeinküste.

Im allgemeinen waren die neuen Sekten nicht revolutionär in dem Sinn, daß sie sich ausdrücklich und direkt gegen die Kolonialherrschaft gewandt hätten. Ihre Entwicklung entsprang viel eher der Verschärfung von *inneren Widersprüchen* der afrikanischen Gesellschaft infolge der Auswirkungen der Kolonialherrschaft. So drückte in der letzten Periode der Kolonialherrschaft der „Hamallismus" [167], wie vor ihm der Muridismus und vor der kolonialen

lichen Absichten. Sie kosten wenig und werden von den Barbaren geachtet. Da sie keinen offiziellen Charakter haben, können sie die Regierung nicht bloßstellen und ihr keine Unannehmlichkeiten zuziehen. Der religiöse Eifer, der die Priester belebt, läßt sie Arbeiten übernehmen und Gefahren trotzen, die über die Kräfte eines bürgerlichen Beamten gehen würden."

164 Noch vor wenigen Jahren rief diese Lage eine Bittschrift der afrikanischen katholischen Priester Kameruns an den Papst hervor, worin sie weitläufig ihre Beschwerden gegenüber den europäischen Missionaren aufzählten. Lediglich in den letzten Jahren haben die katholischen Missionen eine radikale, aber sehr zögernde Wendung vollzogen. Sie kam unter anderem in der Ernennung einiger afrikanischer Bischöfe und in der grundsätzlichen Stellungnahme zugunsten der „Entkolonisierung" zum Ausdruck.

165 Der Muridismus trat im Zusammenhang mit den Fortschritten der Erdnußkultur des Senegal und der Einbeziehung dieses Feldbaugebiets in den Handelsmarkt auf. Er predigte dementsprechend die Seligwerdung durch die Feldbauarbeit. Sein Begründer, Amadu Bamba, wurde wiederholt deportiert.

166 Der liberianische anglikanische „Prophet" Harris machte während des ersten Weltkrieges zahlreiche Bekehrungen in der Elfenbeinküste. Obwohl er Gehorsam gegenüber den Behörden empfahl, wurde er auf Drängen der katholischen Missionen, die in ihm einen gefährlichen Konkurrenten sahen, von diesen ausgetrieben.

167 Die Anhänger dieser Sekte treten als Reformatoren auf, die eine Reinigung des Islam und eine Vereinfachung seiner Religionsgebräuche bezwecken. In der Folge von blutigen Zwischenfällen, die sich 1940 in Nioro, dem Hauptzentrum der Sekte, ereigneten und niemals aufgeklärt wurden, machte man Scheich Hamalla für diese Zwischenfälle verantwortlich. Er wurde nach Frankreich deportiert, wo er 1942 starb. Die Gegner der Hamallisten – und in ihrem Gefolge die unter dem Einfluß

Eroberung die omarische Tidjania, das Streben nach Befreiung der Hörigen, der Frauen, der Jugend von der Gewaltherrschaft der alten aristokratischen oder familienpatriarchalischen Kräfte aus. In dem Maße, wie die Kolonialverwaltung, da sie an der bestehenden „Kirche" interessiert war, gegen die neuen Sekten eingriff, brachten diese auch einen Protest gegen die koloniale Unterdrückung zum Ausdruck. Mit den rein mystischen Pflästerchen, die sie zur Behandlung der gesellschaftlichen Konflikte, die hinter ihrem Auftreten standen, vorzuschlagen hatten, setzte aber auch ihre theologische Verknöcherung ein. Die Tidjania und der Muridismus wurden so sehr schnell der kolonialen Ordnung angepaßt, nachdem sie an die Stelle der orthodoxen Hierarchie eine durch den religiösen Ursprung ihres Einflusses geheiligte neue gesetzt hatten. Von christlicher Seite formulierten der „Kibangismus" und die Kirche André Matswas [168] in Äquatorialafrika einen bestimmteren Protest gegen die Kolonialherrschaft.

Aber die historischen Erfahrungen haben die Afrikaner gelehrt, daß die politischen Probleme nicht mit religiösen Heilmitteln gelöst werden können. Die Mehrzahl von ihnen, so verschieden religiös sie persönlich sein mögen, hat tief genug erkannt, wie politisch gefährlich Religions- und Sektenstreitigkeiten sind, aus denen nur die Kolonialisten Nutzen zogen, zu deren Herrschaftsgrundsätzen es gehörte, sie – wie die ethnischen Streitigkeiten – beständig anzufachen.

der Kolonialverwaltung stehenden Autoren – hörten niemals auf, diese als eine abergläubische und fanatische Sekte hinzustellen. Man begegnet in *Deschamps,* Les Religions de l'Afrique Noire, Paris 1954, dem Einfluß dieser Behauptungen der Kolonialverwaltung. *A. Gouilly* (L'Islam dans l'Afrique Occidentale Française, a. a. O.) bietet dagegen mit einem gelungenen Versuch zur soziologischen Erklärung eine wohlinformierte und objektive Richtigstellung über den Hamallismus.

[168] Begründer einer „Vereinigung", die ein sehr gemäßigtes politisches Programm besaß; 1942 im Gefängnis verstorben.

DRITTES KAPITEL

Die Geschichte

1. Vorgeschichte und Altertum

a) Steinzeit

Die Frage des Ursprungs der afrikanischen Bevölkerung ließ uns bereits die Tragweite der Fragen der afrikanischen Urgeschichte erkennen. Ungeachtet der beträchtlichen Fortschritte der letzten Jahrzehnte war die urgeschichtliche Forschungsarbeit bisher sehr unregelmäßig. Dazu wirken sich die für die Erhaltung besonders empfindlicher Kulturüberreste nachteiligen klimatischen Bedingungen aus. So wird es verständlich, daß viele Probleme der afrikanischen Urgeschichte, besonders was die Datierungsfragen der Fundorte betrifft, noch zu lösen sind.

Aus Stein gefertigte Gebrauchsgegenstände und Waffen dienen für die urgeschichtliche Periode Schwarzafrikas daher noch mehr als anderwärts als Quellen. Wenn man die Bedingungen des natürlichen Milieus berücksichtigt (wechselfeuchtes Tropenklima, von Europa abweichende Eigenschaften des als Rohstoff sich anbietenden Gesteins), versteht man, daß diese Gesteinsindustrien besondere Merkmale und eine eigene Entwicklung zeigen, die sie von jenen Europas und sogar Nordafrikas unterscheiden. Dennoch stoßen wir auch hier auf die beiden Hauptentwicklungsstadien, die überall die Grundgliederung der vorgeschichtlichen Zeit bilden: Paläolithikum und Neolithikum, Industrien des gespaltenen und des geschliffenen Steins.

Die Industrien des gespaltenen Steins kann man nach zwei großen Hauptperioden unterscheiden. Die erste Periode umfaßt die ersten zwei „Pluvialzeiten" mit den nachfolgenden trockenen Zeiten. Es handelt sich zunächst um das erste Kagera-Pluvial.[169] Es entspricht der Villafranca-Schicht in Europa und gehört dem Übergang vom Pliozän zum Pleistozän an. Es währte etwa 1 Million bis 700 000 v. u. Z., d. h., es fiel wahrscheinlich in dieselbe Zeit, in der in Europa die sogenannte Günz-Eiszeit herrschte. Dann folgte das

[169] Benannt nach dem Fluß Kagera in Ostafrika.

zweite, sogenannte Kamasia-Pluvial [170], das gegen 450 000 v. u. Z. begann und zeitlich wahrscheinlich mit den Eiszeiten von Mindel und Riß zusammenfällt.[171] Für die Zeit des ersten Pluvials ist die Geröllsteinkultur kennzeichnend. Hier handelt es sich um grob retuschierte Kiesel. Australopithecinen erzeugten diese Kultur. Im zweiten Pluvial wiegen Faustkeile vom Typ des Chelléen und des Acheuléen vor. Sie sind das Werk von Pithekanthropen und zuletzt vielleicht von Neandertalern. Diese Bevölkerungen lebten wahrscheinlich im wesentlichen vom Sammeln und zusätzlich vom Fang wilder Tiere. „Selbst am Ende dieser Entwicklung", schreibt R. Cornevin, „waren die Jagdmethoden noch sehr einfach. Wirksame Angriffswaffen gegen das Großwild waren weder der Faustkeil des Chelléen noch der des Acheuléen. Den Faustkeil des Chelléen wird man dazu benutzt haben, Früchte zu zerdrücken, zu öffnen und zu zermahlen. Der andersgeartete Faustkeil des Acheulléen muß zum Zerlegen und Zerstückeln des Wildes gedient haben, das man in Fallen fing. Gegenüber dem Großwild war der Mensch mehr in der Rolle des Gejagten als des Jägers. Der Weiterbestand dieser kleinen Familiengruppen dürfte sehr oft unsicher gewesen sein. Daraus erklärt sich die außerordentliche Langsamkeit der technischen Entwicklung." [172]

Die gesellschaftliche Ordnung dieser Stufe ist die der Urgemeinschaft, ohne daß es uns möglich wäre, eine genaue Vorstellung von ihrem Aufbau zu haben. Der war auf jeden Fall noch sehr unentwickelt. Am Ende dieser ersten Periode steht die Trockenzeit, die auf die Kamasiazeit folgte und Afrika zur Hälfte unbewohnbar machte. Die Gesteinsindustrien des Chelléen und des Acheulléen erfahren in den wenigen bewohnbar gebliebenen Gebieten eine größere Vollendung. Zu diesen Gebieten gehört das Kongobecken, wo die Sangoan-Industrie Faustkeile hervorbringt, die zur Holzbearbeitung geeignet sind und deren Technik sich weit über diese Periode hinaus fortsetzen wird.

Die zweite dieser beiden Perioden der Industrie des gespaltenen Steins umfaßt das 3. Pluvial, das Gamblian-Pluvial [173], und fällt vielleicht zeitlich mit der Würm-Eiszeit in Europa, die 90 000 bis 10 000 v. u. Z. herrschte, zusammen. Die oft in bemerkenswertem Maße retuschierten Faustkeile wer-

[170] Der Name leitet sich von dem Namen des früheren Sees Kamasia (in Ostafrika) her, dessen Wasserspiegel 3000 m über dem des heutigen Victoria-Sees lag.

[171] Diese zweite Pluvialzeit umfaßt zwei Höhepunkte. Der zweite Höhepunkt wird manchmal *Kanjera-Pluvial* genannt.

[172] *R. Cornevin,* Histoire de l'Afrique, Bd 1, Paris 1962², S. 20.

[173] Nach dem Gamble-See in Kenia.

den weiterhin hergestellt, aber die Gesteinsindustrie vom Typ des Levalloisien und des Moustérien sind die charakteristische Neuerung dieser Periode. Die Verarbeitung retuschierter Abschläge zu Pfeilspitzen und ähnlichem zeugt von der wachsenden Bedeutung der Jagd als Mittel zur menschlichen Ernährung. Die Menschenfunde jener Zeit sind vom Neandertaltypus. Am Ende dieser 3. Pluvialzeit erscheint der Jetztmensch, während gleichzeitig die den Stein beherrschende Technik in eine Entwicklung eintritt, die zum Capsien Ost- und Nordafrikas führt. Die Erzeugung von Werkzeugen aus Scheiben, die vom Gesteinskern abgeschlagen worden sind, wobei als Rohstoff Feuerstein oder Obsidian diente, ermöglicht die Herstellung spezieller Instrumente und gestattet die Anfertigung einer größeren Anzahl von Werkzeugen unter besserer Ausnutzung des Rohstoffes. Die ersten bestatteten menschlichen Skelette zeugen von der Existenz religiöser Gedankengänge. Ferner findet man die ersten Ritzzeichnungen an saharischen Felswänden. Unter anderem bilden sie den für die Gamblianzeit charakteristischen, heute nicht mehr lebenden Büffel (Bubalus antiquus) ab. Nach R. und L. Makarius[174] ist der Jagd als vorherrschendem Wirtschaftszweig die Entstehung jener gesellschaftlichen Organisationsformen zuzuschreiben, die auf Exogamie der Clans und „totemistischen“ Verboten beruht.

Das Ende der 3. Pluvialzeit zeigt Eigenheiten, die denen des Jungpaläolithikums in Europa völlig gleich kommen. Mit diesem, das in das Ende der Würm-Eiszeit fällt, läuft es zeitlich vielleicht parallel. Die gesellschaftliche Stufe ist die der Urgemeinschaft, aber mit einer Organisation, die wahrscheinlich auf komplexen Verwandtschaftssystemen beruht, wobei Vorstellungen der Religion, der Magie und der Kunst auftreten. Die Entwicklung der Werkzeugtypen verläuft indessen nicht einheitlich. Im Äquatorialwald am Kongo und in der guineischen Zone geht die Entwicklung der Werkzeuge des Sangoantyps weiter, wobei weiterhin Faustkeile vom Acheuléentyp angefertigt werden, was vielleicht seine Erklärung in der Schwierigkeit der Bearbeitung des Quarzits findet, der hier oft den einzigen verfügbaren Rohstoff darstellt. Ein ähnlicher Werkzeugtyp sollte in Südafrika noch bis in unsere Tage bei den Buschmännern fortbestehen. Nach der kurzen Trockenzeit, die auf das Gamblian-Pluvial folgte (etwa 10 000 bis 8000 v. u. Z.), setzte eine verstärkte Entwicklung zum Neolithikum hin ein. Die herrschende Technik des Neolithikums ist die Technik des geschliffenen Steins.

Im Unterschied zu Europa, wo Rückgang der Vergletscherung und Klimawechsel einen Einschnitt in der urgeschichtlichen Entwicklung hervor-

[174] *R. u. L. Makarius,* L'Origine de l'exogamie et du totémisme, a. a. O.

gerufen zu haben scheinen, bedeutete für Afrika die auf die Gamblianzeit folgende Feuchtzeit von 8000 bis 2000 v. u. Z. eine klimatisch günstige Periode. Die Sahara und ein Teil des Sudan bildeten eine einzige große mit Bäumen bestandene Savanne, die für Jagd, Viehzucht und das Sammeln von Wildgräsern ideale Möglichkeiten bot. Der Übergang vom Paläolithikum zum Neolithikum erfolgt daher ganz allmählich. Das Neolithikum zeigt zwei verschiedene Kulturtypen. Die eine dieser Kulturen, die enge Beziehungen zur Kultur Nordafrikas (Neolithikum auf der Grundlage von Capsienkultur) hat, herrscht im Sudan vor, tritt aber von Guinea bis Kamerun immer spärlicher auf. Ihr Werkzeugbestand macht den Eindruck der Hinterlassenschaft von Jäger- und vielleicht von Fischer- und Viehzüchterbevölkerungen. An die Bedürfnisse Feldbau treibender Waldlandleute erinnert dagegen der Artefaktenbestand des zweiten der beiden Kulturtypen, dessen Hauptverbreitungsgebiet das Kongobecken ist und der sich mit dem ersteren im Norden überschneidet. Mittels der C^{14}-Methode wurde dieses „Lupembien“ [175] im Kongobecken auf etwa 7000 Jahre v. u. Z. geschätzt.[176]

Allerdings muß gesagt werden, daß der Ackerbau für diese neolithische Bevölkerung nicht die hauptsächliche Ernährungsquelle war. Die sehr einfachen Hacken, die man gefunden hat, sind mehr Grabstöcke als Bodenbearbeitungsgeräte. Sie dienten ursprünglich zum Ausgraben von wildwachsenden Knollengewächsen.[177] Es ist aber wahrscheinlich, daß diese Zivilisation die Kultur der Yamswurzel, der einzigen afrikanischen Kulturpflanze in der Waldzone, veranlaßt hat. Dieser einfache Ackerbau bildete zunächst nur eine Ergänzung zum Jagen und Sammeln.

Während in Zentral- und Südafrika die auf Jagd und Überlieferung der Technik des Paläolithikums beruhende Lebensweise weiterbestand, scheint die damals feuchte Sahara das Zentrum der Herausbildung der „neolithischen Revolution“ geworden zu sein. Bekanntlich bezeichnet die Technik des polierten Steins im wesentlichen die Zeit der ersten großen Arbeitsteilung, die mit dem Auftreten von Ackerbau, Viehzucht und Töpferei zusammenfällt. Auf dieser Stufe der technischen Entwicklung, mit der die Menschheit von der bloßen Nutzbarmachung der von der Natur gebotenen Hilfsmittel zur eigentlichen Produktion übergeht, bildet sich mit dem Ent-

[175] Das Lupembien faßte man früher mit älteren Industrien, deren echt paläolithischer Charakter nicht genügend erkannt war, zum „Tumbien“ zusammen.

[176] Vgl. *H. Alimen,* Préhistoire de l'Afrique, Paris 1955, S. 380.

[177] Vgl. *O. Davies,* Neolithic hoe-cultures in West-Africa, VIe Congrès des sciences anthropologiques et ethnologiques, Paris 1960.

stehen eines Mehrprodukts die materielle Grundlage des Übergangs von der Urgesellschaft zur Klassengesellschaft. Die jüngsten Entdeckungen in der Sahara stehen sowohl in der Tradition des Solutréen (Gemälde und Ritzzeichnungen an Felswänden, Pfeilspitzen und kunstvoll retuschierte, schön bearbeitete Lanzenblätter) wie im Zeichen der beginnenden Technik des polierten Steins (polierte Äxte, feststehende Handmühlen und dazugehörige Mahlsteine). Man nimmt daher an, daß in der Sahara der Herd der neolithischen Revolution lag. Mehrere Typen der Neolithkultur laufen hier nebeneinander her. Es sind zunächst Jägerkulturen, für deren gegenwärtige Vertreter man noch die Tubu halten könnte. Daneben existierten Rinderhirten, die die Vorfahren der Fulbe sein könnten, sowie schwarze Ackerbauern und Fischer, die in Auswirkung der Austrocknung der Sahara seit dem 2. Jahrtausend v. u. Z. nach Süden gewandert zu sein scheinen.

„Während des saharischen Klimaoptimums, also nach einer rohen Schätzung zwischen 8. und 3. Jahrtausend, war die Sahara das westliche Stück jenes klimatisch begünstigten Landschaftsgürtels des Erdballs, der die ersten großen Zivilisationen der Menschheitsgeschichte, China, Indien, Iran, Mesopotamien, Palästina, Ägypten, hervorgebracht hat. Auf Grund des reichen Vorkommens von Wildgräsern lag hier auch der Herd für die Gewinnung aller Kulturpflanzen, die in dem alten Kontinent angebaut wurden.“ [178]

Sehr berechtigt ist die Annahme, daß das Sorghum, die Kolbenhirsen, der afrikanische Reis (Oryza glaberrima), der Fonio und der afrikanische Baumwollbaum (Gossypium africanum) in der feuchten Sahara heimisch sind. Daraus zieht R. Cornevin den Schluß, daß der afrikanische Feldbau möglicherweise eine in der Sahara gemachte „Erfindung“ ist. Er ist auch der Ansicht, daß wenigstens ein Teil der Bevölkerung Nordafrikas, nämlich die des Maghrib und Ägyptens, aus der Sahara stammt. Darin sieht er die Erklärung für gewisse kulturelle Gemeinsamkeiten.

b) Auswärtige Kontakte: „Wagenstraßen“ und antike Quellen

Sehr spärlich und oft unsicher sind die Nachrichten des klassischen Altertums über Schwarzafrika. Es ist kein direkter Kontakt der antiken Welt über Ägypten mit Mittel- und Westafrika bezeugt. Lange vor dem Altertum hatten die Neolithiker aus der Sahara Anteil an der Besiedlung des Niltals.

[178] *R. Cornevin,* Histoire de l'Afrique, a. a. O., S. 59.

Für die Beherrschung der Wüstenwege durch die Ägypter waren die Kufra-Oasen der äußerste westliche Vorposten. Südlich davon liegen die unwirtlichsten Wüsten der Sahara. Man wird einwenden, daß vor einigen Jahrtausenden die Sahara für den Menschen einladender war als heute und wahrscheinlich den aus dem Niltal gekommenen Vorfahren der Fulbe als Durchzugsgebiet diente. Diese Bewegungen müßten sich allerdings sehr lange vor der Geburt der klassischen ägyptischen Zivilisation ereignet haben. Die Rinderhirten, die die Vorfahren der Fulbe gewesen sein können, waren vor dem 4. Jahrtausend in der östlichen Sahara wohnhaft. „Zumindest gegen 4000 v. u. Z. müssen jene großen Wanderungen von Rinderhirten begonnen haben, die die östliche Sahara verließen, um die besser bewässerten Bergmassive der Zentralsahara zu erreichen. Sie müssen sich während des ganzen ägyptischen Alten Reiches (3000–2400) fortgesetzt haben ... Ein Jahrtausend oder mehr sind diese Hirten im Tassili geblieben. Gegen 2500 begannen sie mit ihrem Abzug, um die sudanischen Gebiete zu erreichen." [179]

Eine „Kontaktmöglichkeit" zwischen Niltal und Westsudan, die Cornevin darin sieht, ist allerdings nicht so sicher. Tibesti, besonders aber Tassili stehen nicht in unmittelbarem Kontakt mit dem Niltal. Allerdings handelt es sich dabei weniger um natürliche Hindernisse als um solche, die in der Gesellschaftsordnung begründet liegen. Die Jäger- und Viehzüchterstämme in der nächsten Nachbarschaft des Niltals, die als Medium hätten dienen können, blieben der ägyptischen Kultur äußerst unaufgeschlossen.

Nach Süden – Nubien, Äthiopien – gab es ständige Beziehungen und selbst eine gewisse Symbiose mit der ägyptischen Kultur. Ein großes Hindernis für ein direktes Ausstrahlen ägyptischer Kultureinflüsse scheinen jedoch zumindest die Sümpfe des Bahr el Ghasal gewesen zu sein, über die der direkte Einfluß nie hinausreichte. Bleibt nur die Landschaft Darfur, durch die ohne allzu große Schwierigkeiten der Zentralsudan zu erreichen war. Wir werden später die Wichtigkeit dieses Verbindungsweges sehen. Benutzte man ihn schon im Altertum? Verliefen über ihn oder andere Wege beständige Beziehungen mit Ägypten? Dafür gibt es keine Beweise. Wieder ist es also die These des „ägyptischen" Ursprungs der schwarzafrikanischen Kulturen; ihre Unhaltbarkeit hatten wir bereits auf linguistischem Gebiet gezeigt.

Bis heute wurden in ganz Schwarzafrika drei Gegenstände gefunden, deren ägyptische Herkunft feststeht.[180] Das ist alles, was wirklich als Beleg dienen kann; zudem steht das Datum des Eindringens dieser drei Dinge nicht fest. Sehen wir uns die anderen Beweisstützen an:

[179] *R. Cornevin,* a. a. O., S. 90.

1. Die Grabbräuche des nubischen Königreichs Napata-Meroë sollen den für das Ghana des 9. Jh. bezeugten ähneln. Doch eine derartige Ähnlichkeit ist noch kein Beweis. Es ließen sich Ähnlichkeiten zwischen afrikanischen Sitten und solchen von Völkern herausgreifen, die niemals in irgendeinem möglichen Kontakt zu Schwarzafrika gestanden haben. Wenn jene Übereinstimmung Bedeutung hätte, so besäße sie diese für Nubien und nicht für Ägypten. Andererseits könnte sie sehr wohl auf eine jüngere Zeit zurückgehen (5. bis 8. Jh. u. Z.).

2. Die Königsfrisuren der Yoruba-Bronzen erinnern an die Kronen nubischer Herrscher. Auch diese Hypothese steht auf schwachen Füßen. Im Falle ihres Begründetseins würde sie nur Beziehungen zu Nubien beweisen. Auch dann könnte sie sich ebensogut auf das frühe Mittelalter beziehen.

3. Im Jahre 1936 an der Goldküste gekaufte Bronzelampen, die aus alten, im Norden von Kumasi gelegenen Gräbern stammen würden, sollen Kopien von ägyptischen Lampen der byzantinischen Zeit (5. bis 7. Jh.) sein.[181] Man vergleiche diese Tatsache mit dem Urteil des Archäologen R. Lantier über die Sao-Bronzen, die bei Ausgrabungen des Tschad gefunden wurden. Er ist der Ansicht, daß die Prototypen dieser Funde zur Ausstattung ägyptischer Friedhöfe des 8. Jh. gehört haben könnten.[182]

Im einen wie im anderen Fall ist also der Einfluß, soweit er bestanden haben sollte, in eine sehr späte Zeit zu datieren. Archäologische Entdekkungen haben enge Beziehungen zwischen Nubien und dem Tschadbecken wie auch die teilweise Besiedlung desselben durch Christen Nubiens in den Bereich der Wahrscheinlichkeit gerückt. Aber diese möglichen Ereignisse können nur der Zeit nach dem klassischen Altertum angehören.[183]

180 Es versteht sich von selbst, daß die Entdeckung dieser drei untereinander völlig unverbundenen Gegenstände nicht ausreicht, um die Behauptungen über den ägyptischen Einfluß zu beweisen, ebensowenig wie die Entdeckung eines sumerischen Rollsiegels im Besitz eines Schwarzen in Brasilien, der es von einem aus Afrika verkauften Vorfahren erhalten haben muß, als Stütze für chaldäische „Einflüsse" auf die Kultur Brasiliens oder Schwarzafrikas gelten kann.

181 *A. J. Arkell,* Gold Coast copies of Vth–VII th Century bronz lamps, in: Antiquity, XXIV, 1950, S. 38–40.

182 *J. P. Lebeuf* und *A. Masson-Detourbet,* La Civilisation du Tchad, Paris 1950, Anhang von *R. Lantier,* S. 177/78.

183 Vgl. *A. J. Arkell,* The Influence of christian Nubia in the Chad area between 800–1200 A. D., IVth Conference on African History and Archeology, London 1961.

Selbst wenn die Technik des Gelbgusses und die Verwendung des Kupfers durch die „Sao“ des Tschad und die Benin-Kulturen[184] Übernahmen gewesen sein sollten, kann man darin keine Bestätigung für die alte These E.-F. Gautiers sehen, die den Benin-Kulturen einen mittelmeerländischen Ursprung zuschreibt. Vielmehr bestanden diese Kulturen seit dem Ende des 1. Jahrtausends auf der Grundlage der Verwendung von Stein und Eisen (jedoch ohne Kupfer) im Zusammenhang mit rein afrikanischen Techniken und Kunststilen. Gegen weitläufige Kulturübertragungen spricht auch die im Süden des Tschad bis zum 18. Jh. geschlossen vorhandene Gruppe „palänegrider“ Kulturen, die als Abschirmung Benins vor Tschad-Einflüssen wirkte.[185]

4. Die Perlen aus Glasfluß (Aggri-Perlen), die als Schmuck oder Talisman verwendet wurden und häufig in Gräbern vorkommen, sollen ägyptischen Ursprungs sein.[186] Die Vermutung spricht dafür, daß die Schwarzafrikaner Glas wohl als Werkstoff behandeln, aber nicht erzeugen konnten; die Herkunft des Rohstoffes und der fraglichen Perlen ist jedoch ungewiß. Der Rohstoff kann venezianisch oder, wenn er auf das Altertum zurückgeht, karthagisch sein, was zumindest ebenso wahrscheinlich sein würde wie ein ägyptischer Ursprung.

Abschließend läßt sich sagen, daß die ins Feld geführten Tatsachen, vorausgesetzt, daß sie erwiesen seien – was mehrere unter ihnen durchaus vermissen lassen –, nicht für die Existenz von weiten und entwickelten Beziehungen, die vor den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung zwischen dem westlichen und zentralen Schwarzafrika auf der einen und Ägypten auf der anderen Seite bestanden haben sollen, beweiskräftig sind.[187]

[184] Diese gleichen Techniken am Tschad und in Benin sollen sich übrigens voneinander grundlegend unterscheiden, was jede direkte Übertragung von einem dieser zwei Gebiete auf das andere ausschließen würde.

[185] Vgl. *J. Bertho* und *R. Mauny,* Archéologie du pays Yorouba et du Bas-Niger, in: Notes africaines, Nr 56, Juli 1952.

[186] *J. Fourneau,* Sur les perles anciennes de pâte de verre provenant de Zanaga (Moyen-Congo), in: Bulletin de l'Institut Français d'Afrique Noire, XIV, Nr 3, 1952, S. 956–969, und *derselbe,* Recherche sur l'origine des perles de Zanaga, in: Bulletin de l'Institut Français d'Afrique Noire, (B) XVI, Nr 1/2, 1954, S. 1–21. Siehe auch *R. Mauny,* Que faut-il appeler pierres d'aigris?, in: Notes africaines, Nr 42, 1949, S. 33/34.

[187] Vergleiche in derselben Richtung *G. Parrinder,* The possibility of egyptian influence on west-african religion (IIIe Conférence internationale des Africanistes de l'ouest, Ibadan 1949), Lagos 1956, S. 61–67. Der Autor glaubt nicht, daß diese festgestellten Ähnlichkeiten mehr sind als das, was in jeder vergleichenden religionsgeschichtlichen

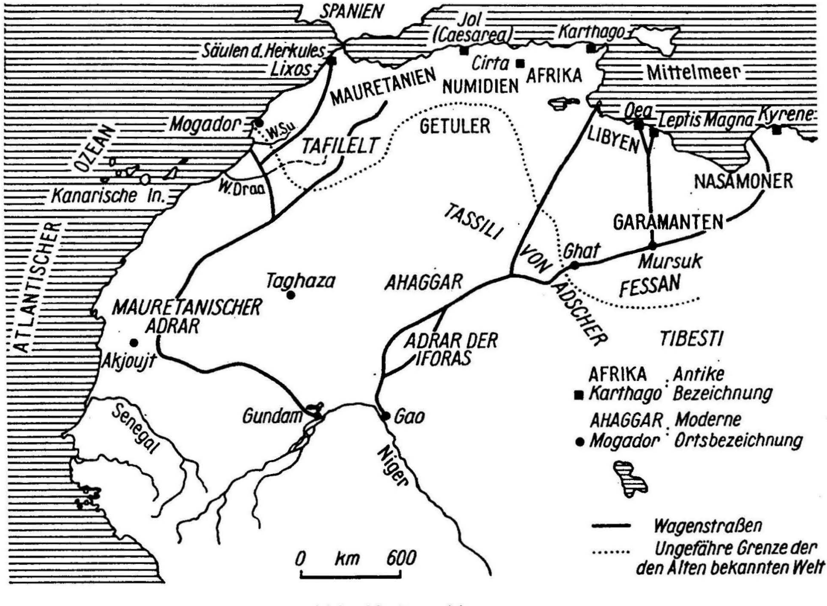


Abb. 13. Das Altertum

Hingegen bezeugt die Archäologie, daß zwischen Schwarzafrika und Nordafrika Beziehungen bestanden, die durch die Sahara verliefen. Man hat in der Wüste unzählige Felsbilder entdeckt. Einige derselben sind Wagendarstellungen. Diese treten in der Nähe von zwei großen Hauptwegen auf, die aus der Nähe des Mittelmeers an die Grenzen des Sudans führen und bis in die Gegenwart mit Abweichungen von den Karawanen benutzt wurden.[188]

Eine der zwei Straßen führte von der Küstenzone der libyschen Syrten nach Gao am Niger und verlief durch Fessan, Tassili von Adscher, Ahaggar

Studie anzutreffen ist. Ebenso macht der Ägyptologe *Jean Leclant* in einer Besprechung des neuen Buches von *Eva Meyerovitz,* The divine Kingship in Ghana and ancient Egypt, das dem Gesellschaftsaufbau und der Religion der Akan des heutigen Ghana einen ägyptischen Ursprung zu geben sucht, seine Vorbehalte geltend: Die vergleichende Untersuchung trage zum Begreifen der Verhältnisse des alten Ägypten bei, aber „weit entfernt, eine durchgängige Parallelität zu erschließen ..., unterstreicht sie sehr offensichtlich den Unterschied im Stilgehalt der zwei Kulturen". (Égypte pharaonique et Afrique noire, in: Revue historique, CCXXVII, April–Juni 1962, S. 327–336.)

188 Man ziehe dazu die in der Bibliographie erwähnten Beiträge und Arbeiten von *Th. Monod, H. Lhote* und *R. Mauny* zu Rate.

und den Adrar der Iforas. Die zweite benutzte die westliche Sahara. Sie führte von Südmarokko über den mauretanischen Adrar an den mittleren Niger in der Umgebung von Gundam.[189]

Die Tierzeichnungen bei Felsbildern der „Wagenstraßen" lassen eine annäherungsweise Zeitbestimmung zu. Das Dromedar erscheint in den Felsbildern erst spät, und Bilder von ihm sind nur kurze Zeit angefertigt worden. Die Masse der Felszeichnungen muß also vor den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung entstanden sein. Im allgemeinen werden in den Felsbildern Pferde und Wagen gemeinsam dargestellt, während die ältesten Bilder ausschließlich Rinder zeigen. Allerdings wurden Pferd und Wagen in Ägypten nicht vor dem 17. Jh. v. u. Z. eingeführt.[190] Es vergingen vielleicht einige Jahrhunderte, ehe sich ihr Gebrauch bis in die Sahara weiterverbreitet hatte. Es ist also gerechtfertigt, die „Wagenstraßen" der Felsbilder in das erste Jahrtausend v. u. Z. zu setzen.

Bisher konnte man die Völker der Wagenstraßen nicht genau identifizieren. Ganz sicher waren es aber Bewohner der Sahara. Diese unterschieden sich kulturell von der Bevölkerung des Sudans, die niemals Kenntnis von Wagen und Rad, das bis zum 19. Jh. unbekannt blieb, hatte. Gewagt ist es jedoch, wenn einige Autoren den Schluß ziehen, diese Sahara-Bevölkerung habe aus weißen „Berbern" und nicht aus Schwarzafrikanern bestanden.

Förderte die durch die Zentralsahara führende Straße ägyptische Einflüsse? Im Mittelalter setzte sich die aus dem Sudan nach den Syrten führende Straße die Küste entlang nach Ägypten fort. Aber in der Antike scheint dies nicht der Fall gewesen zu sein. Nach Lhote sind „Garamantenwagen" und die übrigen Zeichnungen auf solchen Felsbildern weit mehr mykenischem als ägyptischem Kunststil verwandt.[191] Mauny bemerkt andererseits, daß die

[189] Siehe *R. Mauny,* Autour de la répartition des chars rupestres du Nord-Ouest africain, in: Actes du Congrès panafricain du préhistoire, IIe Session, Algier 1952, Paris 1955, S. 741–746.

[190] Bisher wurde die Einführung von Pferd und Wagen in Ägypten den Hyksos zugeschrieben (16. Jh.). Wahrscheinlich wurde ihre Verwendung in Ägypten von diesen nur verallgemeinert. Die Entdeckung eines auf 1670 v. u. Z. datierten Pferdeskeletts in der Festung Buhen in Nubien im Jahre 1959 hat aber den Beweis erbracht, daß die Einführung des Pferdes schon vor den Hyksos liegt. (Vgl. *R. Mauny,* Protohistoire et histoire du Ténéré, du Kawar et des régions voisines, in: Mission Berliet Ténéré–Tchad, Paris 1962, S. 295–302.)

[191] *H. Lhote,* Le cheval et le chameau dans les peintures et gravures rupestres du Sahara, in: Bulletin de l'Institut Français d'Afrique Noire, XV, 1953, Nr 3, S. 1138 bis 1228.

von den Saharern verwendete libysche Schrift den ägäischen Schriftsystemen nähersteht als den punischen (phönizischen), von denen man sie oft hat ableiten wollen. Diese Hypothese deckt sich mit unserer Kenntnis von der Aktivität der „Seevölker", die die eigentlichen Herren der Küstenzone waren und deren Angriffen die Ägypter ausgesetzt wurden. In der Folge wurden die Küsten von den Phöniziern und den Griechen kontrolliert, von den Ägyptern niemals, jedenfalls nicht vor der hellenistischen Zeit.

Diente dieses Wegesystem einem bedeutenderen Handelsaustausch? Das ist zu bezweifeln. Man darf nicht vergessen, daß der antike Wagen Kriegswaffe und nicht Transportmittel für den Warenverkehr war. Die seltenen Bezugnahmen der antiken Autoren bestätigen nicht nur das Bild der Archäologie, sondern verneinen das Bestehen eines irgendwie bedeutenden Handels, dem diese Wege gedient haben könnten.

So berichtet uns Herodot das Abenteuer von der Wüstenreise der jungen Nasamoner. Diese Libyer der Küstenzone sollen jenseits der Wüste wieder eine mit Bäumen bestandene Ebene erreicht haben, wo kleinwüchsige schwarze Menschen sie in ihre „Stadt" geführt hätten. Diese Stadt habe in Nähe eines von Westen kommenden Flusses gelegen, in dem es Krokodile gab. Man sah in dieser Erzählung ein Zeugnis für die nördliche Verbreitung der Pygmäen im 5. Jh. v. u. Z., ohne daß man den angegebenen Ort zu identifizieren vermochte.[192]

Andererseits waren die Beziehungen der antiken Mittelmeerwelt zu den Garamanten, den Einwohnern des Fessan, von denen uns Herodot genau berichtet, beständigerer Art. Mit vierrädrigen von Pferden gezogenen Wagen und mit Ochsen als Reittieren machten die Garamanten auf „äthiopische Höhlenbewohner" (Troglodyten) Jagd, die als „schnellste Läufer" galten und deren Lebensweise an diejenige der Jäger-Viehzüchter der Sahara (Teda von Tibesti [193]) erinnert. Später soll der Karthager Magon mit ihrer Hilfe dreimal die Wüste durchquert haben.[194] Über das Reiseziel erfahren wir jedoch nichts. Die Expedition von Cornelius Balbus (19 v. u. Z.) nach dem Land der Garamanten scheint über den Süden des Fessan nicht hinaus-

[192] *Herodot,* Buch 2, Kap. 32. [193] *Herodot,* Buch 4, Kap. 183.

[194] *Athenäos,* Buch 2, Kap. 22. Aber der Verfasser (der aus zweit- oder drittrangiger Quelle schöpft) fügt eine verdachterregende Einzelheit hinzu: Magon hätte bei diesen Wüstendurchquerungen ausschließlich trockene Nahrung zu sich genommen und das Trinken unterlassen! „Das wasserlose Land", das er ohne zu trinken durchquert hätte, könnte sich nach Ansicht von R. Mauny auf einige begrenzte Dünen beschränkt haben. (Vgl. *R. Mauny,* Protohistoire et histoire du Ténéré, du Kawar et des régions voisines, in: Mission Berliet Ténéré-Tchad, a. a. O., S. 295–302.)

gekommen zu sein.[195] Im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung schließlich sollen die Garamanten ihren Einfluß weiter nach Süden ausgedehnt haben. Römische Expeditionen (Septimus Flaccus 70 u. Z., Julius Maternus 86 u. Z.) kamen ihnen in ihren Feldzügen gegen die „Äthiopier" (wahrscheinlich die Teda) zu Hilfe. Ihre Expeditionen scheinen jedoch den Sudan nicht erreicht zu haben. Es bleibt zu sagen, daß sich die Nachkommen der Garamanten, die heute arabisiert und, wie ihre Vorfahren, „sehr schwarz" sind, was Herodot schon von jenen behauptete, in der Neuzeit in das Tschad-Gebiet verbreitet haben, wo sie heute als „Uled-Sliman"-Araber leben. Es ist also möglich, daß die Garamanten zu jener Zeit den Sudan erreicht hatten. Wiederholt werden muß jedoch, daß zu der Annahme, es hätten *ständige* Beziehungen zwischen Libyen und dem Sudan bestanden, keinerlei Grund besteht. Zur Zeit der römischen Herrschaft gab es keine derartigen Beziehungen.

Der zwischen beiden Saharastraßen übereinstimmende Stil der Felsbilder bezeugt die kulturelle Einheit der Sahara im Altertum. Da der westliche der beiden Wege nicht direkt die Mittelmeerküste berührte, bleibt er in den literarischen Quellen unerwähnt, wenn auch auf seiner Strecke die ersten römischen Münzfunde in Westafrika gemacht wurden.[196] Oder sollte das Altertum schon den atlantischen Seeweg nach Tropisch-Afrika benutzt haben? Hier taucht eine große Schwierigkeit auf. Die Karthager behielten sich als Herren Nordafrikas das Schiffahrtsmonopol im Atlantik vor. Eifersüchtig bewachten sie die Säulen des Herkules, um mögliche Konkurrenten von der Durchfahrt auszuschalten. Sie haben das Geheimnis ihrer Handelswege immer

[195] Vgl. *J. Desanges,* Le triomphe de Cornelius Balbus (–19), in: Revue africaine, CI, 1957, Nr 480–481, S. 5–43, dessen Beweisführung vor derjenigen von *H. Lhote* (L'expedition de Cornelius Balbus au Sahara, in: Revue africaine, XCVIII, 1954, Nr 438/39, S. 41–83) den Vorzug zu verdienen scheint, H. Lhote suchte den von Plinius erwähnten Dasibari-Flumen mit dem Issa-Ber zu identifizieren und nachzuweisen, daß der römische General den Niger in der Umgebung von Gao erreicht hätte.

[196] Zwei in Gallien geprägte Silberdenare: der eine von annähernd 58 v. u. Z. (wenigstens falls es sich nicht um eine Umprägung aus der Zeit des römischen Kaisers Trajan handelt, der von 98 bis 117 regierte), der andere in der möglichen Zeitstellung von 2 v. u. Z. bis 11 u. Z. Der Fundort ist Akjoujt (Mauretanien). (Leutnant *Ziegler, J. Hallemans* und *R. Mauny,* Trouvaille de deux monnaies romaines, in: Libyca, Alger, Série Archéologie, Epigraphie, Bd II, 2. Halbj. 1954, S. 476/77). Vor diesem Fund war das älteste im ehemaligen Französisch-Westafrika entdeckte Münzstück eine in den Salzbergwerken von Taghaza gefundene Nürnberger Münze. (*R. Mauny,* Monnaies anciennes d'Afrique occidentale, in: Notes africaines, Nr 42, 1949, S. 60/61).

gehütet. Die Aufzeichnungen ihrer geographischen Kenntnisse sind verschollen; in griechischer Übersetzung erhaltene Reste sind äußerst unklar und zeugen oft von dem Wunsch nach Abschreckung und Entmutigung möglicher Konkurrenten. Die am besten belegten Reisewege, nach der Bretagne und den britischen Inseln, von wo sie das für die Mittelmeerwelt unentbehrliche Zinn bezogen, konnten niemals genau rekonstruiert werden. Ebenso wie die Reisen der Karthager muß auch die umstrittene Umschiffung Afrikas erwähnt werden, die phönizische Seefahrer auf Befehl des ägyptischen Pharao Necho um 600 v. u. Z. ausgeführt hätten.[197] Die Seefahrer seien über das Rote Meer aufgebrochen und über die Säulen des Herkules (Meerenge von Gibraltar) nach mehr als zweijähriger Abwesenheit zurückgekehrt. Nach dem ersten Teil ihrer Reise hätten sie die aufgehende Sonne zu ihrer Rechten gehabt, was für die wirkliche Umfahrung des Kap der Guten Hoffnung sprechen würde. Diese Nachrichten sind keineswegs unglaubwürdig, wenn die Reise, ihr wirkliches Stattfinden einmal vorausgesetzt, auch keinerlei Handelsbeziehungen nach sich zog.

Die Karthager haben ihre „Kolonien" genannten Handelsniederlassungen auch an der atlantischen Küste Marokkos gegründet. Öffneten ihre Forschungsreisen aber auch noch Schwarzafrika ihrem Handel? Der „Periplus des Hannon", wenn diese Erzählung auch unbestreitbar mit Erdichtetem vermischt ist, hat lange Zeit der Vorstellung Vorschub geleistet, die Karthager hätten wenigstens den Senegal erreicht. Heute scheint erwiesen, daß es sich hierbei um kein geographisches Werk, sondern um eine Schulübung handelt, in der sich die Phantasie mit einigen wirklichen auf die marokkanische Küste bezogenen Fakten vermischt, die anderen Autoren entlehnt sind.[198]

Herodot berichtet uns von einem „stummen Tauschhandel", den die Karthager an der Küste trieben (Handelsartikel gegen Goldstaub). Diese Art des Austausches wurde auch später an der afrikanischen Küste geübt, was Herodots Angaben bestätigt, der allerdings keinen Ort nennt.[199] Aber es handelt sich sehr wahrscheinlich um die marokkanische Küste, was die zweite Quelle bestätigt, über die wir noch verfügen: der herkömmlicherweise

[197] *Herodot,* Buch 4, Kap. 42.

[198] Vgl. *G. Germain,* Qu'est-ce-que le périple d'Hannon? Document, amplification littéraire ou faux intégral?, in: Hespéris, XLIV, 1957, S. 205–248: „Zu wenigstens drei Vierteln handelt es sich um die Schreibübung eines mittelmäßigen Schriftstellers, dessen Quellen, die ebenfalls oft literarisch sind, manchmal zum Vorschein kommen. Die Sprache und der Stil derselben lassen auf ihr verhältnismäßig junges Datum schließen." (In dem zitierten Artikel, S. 247/48.)

[199] *Herodot,* Buch 4, Kap. 196.

Scylax Caryandensis zugeschriebene „Periplus", der einen regelrechten Tauschhandel zwischen den an der Insel Cerne anlegenden Karthagern und den „Äthiopiern" des Festlandes erwähnt (Antilopenhäute und Elfenbein gegen Töpferwaren).[200] Diese mit Stoßlanzen, Bogen und Pfeil bewaffneten äthiopischen Reiter, die sich von Fleisch und Milch nähren, würden an eine saharische Bevölkerung erinnern. Des Näheren erfahren wir jedoch, daß sie eine Menge Wein aus eigenen Reben keltern und ausführen, womit der Ort unbestreitbar der mittelmeerländischen Zone angehört.[201]

Aber das Elfenbein? Der Goldstaub? Die Straußenfedern? Woher wären diese Produkte gekommen, deren Verkauf auf den karthagischen Märkten bezeugt ist und von denen die zwei ersten wenigstens zum Teil aus der atlantischen Küstenzone eingeführt wurden? Sie können sehr wohl aus Nordafrika selbst oder den unmittelbar angrenzenden saharischen Gebieten eingeführt worden sein. Es gab Elefanten in Nordafrika und Goldminen im Sûs. Ein Teil des Goldes konnte vom Sudan entweder direkt nach Mauretanien oder über den Saharaweg in die südmarokkanische Küstenzone gelangen.[202] Das gleiche gilt von dem zahlenmäßig spärlichen Handel mit schwarzen Sklaven, die wahrscheinlich aus den Nordgebieten der Sahara stammten, deren schwarze Bevölkerung damals sehr bedeutend war und heute noch nicht verschwunden ist. Die oft wiederholte Hypothese von „Karawanen schwarzer Sklaven", die auf dem Wege nach den Märkten von Karthago die Wüste durchzogen hätten, entbehrt einer sicheren Grundlage. Sie ist wahrscheinlich nur ein mehr oder weniger bewußter Versuch, den Sklavenhandel als „landläufige Tendenz" zu rechtfertigen. Während der Zeit der Antonier (2. Jh. u. Z.) war die Zahl der schwarzen Sklaven in Rom anscheinend am bedeutendsten, aber der Besitz solcher galt in der römischen Aristokratie als vornehmer Luxus. Die gelegentlichen Kriegszüge gegen die saharischen Grenzen, besonders gegen den „berberischen", aber schwarzen Volksstamm der Garamanten, mußten zur Befriedigung dieses „Luxushandels" ausreichen.

Nach allem ergibt sich, daß die Alten wohl gewisse Kenntnisse über die Bevölkerungen Schwarzafrikas, deren Lebensart sowie über die Fauna dieser Gebiete hatten, daß ihre Beziehungen zu Schwarzafrika jedoch zu episodisch

[200] Geographi Graeci minores, Paris 1861, Bd 2, S. 93/94.

[201] *R. Mauny* identifiziert die von Pseudo-Scylax erwähnte Insel Cerne mit der Insel Mogador (L'Ouest africain chez Ptolémée, in: IIe Conférence internationale des africanistes de l'Ouest, Bissao 1947, Lissabon 1950, Bd 1, S. 239–294).

[202] Vgl. *R. Mauny*, Essai sur l'histoire des métaux en Afrique occidentale, in: Bulletin de l'Institut Français d'Afrique Noire, XVI, Nr 2, 1952, S. 545–595.

waren, um genaue Nachrichten hinterlassen zu können. Diese Unkenntnis bestätigt in gewisser Weise das Werk des alexandrinischen Geographen Ptolemäus (2. Jh. u. Z.). Diese großartige Zusammenfassung des geographischen Wissens der Antike, die bis zur Renaissance ihresgleichen suchte, behandelt sehr eingehend die nördlichen Grenzgebiete der Sahara, wo man die Mehrzahl ihrer Ortsangaben identifizieren konnte, beruht jedoch für das südlich davon gelegene Gebiet auf reiner Phantasie.[203] Einzig die Archäologie kann uns enthüllende Rückblicke bieten, wie es die Entdeckungen bezeugen, die im Bautschiplateau in Nigeria bei Arbeiten zur Ausbeutung von Zinnminen gemacht wurden. Die zutage gekommenen Statuetten aus gebranntem Ton, deren Kunststil die Meisterwerke von Ife ankündigt, sind mit Kulturresten vergesellschaftet, welche den gleichzeitigen Gebrauch von Stein und Eisen zeigen. Es handelt sich um die sogenannte Nok-Kultur. Die Kulturreste werden auf das Ende des ersten Jahrtausends v. u. Z. datiert. Es kann aus ihnen nicht auf ein bestimmtes Niveau der gesellschaftlichen Entwicklung geschlossen werden. Daß es zu jener Zeit in diesem Gebiet organisierte Staaten gegeben haben kann, ist jedoch nicht ausgeschlossen.

Wie bereits gesagt wurde, legt die typisch afrikanische Metallverhüttung auf jeden Fall die Vermutung örtlich entwickelter Eisentechniken nahe. Für die westliche Sahara wäre nach R. Mauny eine *Kupferzeit* anzunehmen [204]; in Schwarzafrika erscheint dagegen das Kupfer selten und auch erst spät. Abgesehen von der Erzader in der Gegend von Nioro, die unter dem alten Mali-Reich ausgebeutet wurde, gehören alle Kupfervorräte, auf die sich Westafrika im Mittelalter stützte, der saharischen Zone an.[205] Die Bronze- oder Messinggüsse Benins, deren Rohstoff importiert war – die mittelalterlichen Texte bezeugen diese Einfuhr, die im Austausch gegen Gold erfolgte –, rühren von einer späteren als der Eisentechnik her. Der häufig verwendete Terminus „rotes Eisen" zur Bezeichnung dieses Metalles unterstützt gleicherweise den Gedanken einer Priorität des Eisens. Ganz im Gegensatz dazu erscheint in Ägypten das Kupfer schon seit dem 5. Jahrtausend v. u. Z., während das Eisen sich erst nach dem Vorstoß der Assyrer (7. Jh. v. u. Z.) in Ägypten verbreitet. Es ist möglich, daß die Eisenverfertigung im Königreich

[203] Vgl. *R. Mauny,* L'Ouest africain chez Ptolémée, am zitierten Ort.

[204] Nach diesem Autor wurde das Neolithikum von einer Kupferzeit ersetzt, die ungefähr von 1300 bis 600 v. u. Z. währte. Am Ende der Kupferzeit erschien das Eisen. (Vgl. *R. Mauny,* Un âge du cuivre au Sahara occidental, in: Bulletin de l'Institut Français d'Afrique Noire, XIII, Nr 1, 1951, S. 155–167.)

[205] Vgl. *R. Mauny,* Tableau géographique de l'Ouest africain au Moyen-âge, Dakar 1961. S. 306–313 und 360/361.

von Meroë (6. Jh. v. u. Z. bis 4. Jh. u. Z.), die sich in den letzten Jahrhunderten vor der christlichen Zeit in bedeutendem Maße entwickelte, zur Verbreitung der Verwendung des Metalls in der Sahara in der Umgebung des Tschadsees beitrug.[206]

Für die Hypothese eines ägyptischen Ursprungs der Eisenverhüttung reicht das jedoch nicht aus, da in der nigerianischen Nok-Kultur das Eisen bereits während der gesamten Periode von 500 vor bis zum Beginn unserer Zeitrechnung in Verwendung war. Hätten wir es mit einer „Übertragung" der Kenntnis der Eisenbearbeitung von Meroë nach Nok zu tun, so ließe sich eine Zeitabstufung und nicht, wie es tatsächlich der Fall ist, eine fast völlige Gleichzeitigkeit feststellen. Oder darf an eine Einführung der Eisenverhüttungskenntnisse durch die Karthager gedacht werden? Diese durch Mauny neu belebte These von S. Gsell mag vielleicht für die Sahara gelten; wie wir aber sahen, bestehen von der technischen und linguistischen Seite her ernste Einwände gegen ihre Gültigkeit für den Sudan.

2. *Mittelalter*

a) Quellen – Das frühe Mittelalter

Es könnte überraschen, in Hinblick auf Schwarzafrika vom Mittelalter zu sprechen. Es sei erklärt, daß diese Bezeichnung, die eine Zeitstellung – zwischen Altertum und Neuzeit – angibt, an keinen bestimmten Inhalt gebunden ist und daß der Inhalt in Schwarzafrika und Europa augenscheinlich nicht der gleiche ist. Dennoch bildet die Periode von den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung bis zum 15. und 16. Jh. hier – wie in Europa – eine Einheit. Der Einschnitt, der dieser Periode folgt, zeichnet gleicherweise die afrikanische Geschichte aus, und dieses Zusammenfallen ist nicht zufällig.

Unsere Quellen über das Mittelalter sind zwar nur sehr unzureichend, aber schon wesentlich reicher als die über das Altertum. Sie umfassen zunächst die von den Griots weitergegebenen afrikanischen Überlieferungen, die sehr weit zurückreichen, aber durch die Überlieferung selbst von Generation zu Generation verändert, von legendären Elementen überwuchert und oft auf genealogische Angaben beschränkt worden sind. Für sich genommen, würden sie nicht ausreichen, die Geschichte zu rekonstruieren, aber durch kritische Sichtung liefern sie dazu unentbehrliche Bausteine. Was davon zusammen mit

[206] Vgl. *P. Huard*, Contribution à l'étude du cheval, du fer et du chameau au Sahara oriental, in: Bulletin de l'Institut d'Afrique Noire, XXII, B, 1–2, 1960, S. 134–178.

der Geschichte der zeitgenössischen Ereignisse seit dem 16. Jh. sudanische Gelehrte in arabischer Sprache redigierten, ist eine unserer Hauptquellen. Besonders fallen hierunter Werke der Gelehrten Timbuktus, wie der *Tarich es Sudan* von Es Sadi, und der von Kati und dessen Enkel redigierte *Tarich el Fettach*.[207] In anderer Beziehung verfügen wir über Ermittlungsergebnisse der arabischen Historiker und Geographen Nordafrikas, die zum Teil selbst im Sudan reisten, wie Ibn Haukal (10. Jh.), Ibn Batuta (14. Jh.) und Leo Africanus (zu Anfang des 16. Jh.[208]), teils die Angaben anderer Autoren und Reisender verwerteten, wie El Bekri (11. Jh.), Edrisi (12. Jh.), Yakut (13. Jh.), Ibn Khaldun und Ali Omar (14. Jh.). Wie die „Überlieferungen", so vermengen auch die Quellen zweiter Hand Legende und Wirklichkeit, wodurch die Feststellung der historischen Tatsachen oft erschwert ist, wenn auch die großen Umrisse heute feststehen.

Ein erster wichtiger Vorgang, der in diese Periode fällt, sind Einführung und Verbreitung einer Reihe von Kulturpflanzen und Haustieren asiatischen Ursprungs in Schwarzafrika. Diese Übertragung muß im wesentlichen während des ganzen ersten Jahrtausends u. Z. vor sich gegangen sein. In dieser Zeit bürgerten sich die Baumwollpflanze, der Hennastrauch, die Indigopflanze, verschiedene Gemüse, eßbare Wurzelknollen und Fruchtbäume in Schwarzafrika ein. Um das 3. Jh. verbreitete sich das Kamel in Nordafrika und der Sahara.

Es hieße die Bedeutung dieser Zubringsel übertreiben, wollte man fragen, wovon die afrikanischen Völker zuvor ohne sie gelebt hätten. Weit entfernt davon, alle angebauten Pflanzenarten äußeren Entlehnungen zu verdanken, war das westliche Schwarzafrika ein ursprüngliches Zentrum der Entwicklung und Verbreitung derselben. Die hauptsächlichen Getreide – Sorghum, Kolbenhirse und Fonio – sind einheimisch. Der Reis hat sich im Lande selbst

207 Diese Gruppe von Quellen ist bei weitem noch nicht völlig ausgewertet. „Vieles will auf diesem Gebiet noch getan sein", bemerkt R. Mauny. „Man lese nur De Gironcourts lange Liste der aus dem Sudan gekommenen Manuskripte . . . , die in der Bibliothek des Institut de France liegen, sowie diejenige bei Vajda, betreffend die Manuskripte aus der Kriegsbeute über Ahmadu; man kann sich dann von der Größe der noch zu lösenden Übersetzungsaufgabe überzeugen. Wir können überzeugt sein, daß im Fundus verschiedener arabistischer Bibliotheken Manuskripte von unschätzbarem Wert ruhen." (History and archeology in Africa, School of oriental and african studies, University of London 1955, S. 69.)

208 Die Echtheit der Reisen von Leo Africanus im Sudan scheint festzustehen. (Vgl. *R. Mauny,* Note sur les ‚grands voyages' de Léon l'Africain, in: Hespéris 1954, S. 379–394, und *H. Lhote,* Jean-Léon l'Africain et le Sahara, in: Encyclopédie mensuelle d'outre-mer, Apr. 1955, S. 149–152.)

zu lokalen Abarten differenziert, die sich auf ein Verbreitungszentrum zurückführen lassen, das am Mittelniger liegt. Es liegt eine afrikanische und keine asiatische Wildform des Reises zugrunde.[209] Andere Kulturpflanzen afrikanischen Ursprungs haben an Wert verloren und sind heute mehr oder weniger vergessen. Wie später bei der Einführung von Pflanzen amerikanischen Ursprungs ist ein Ausleseprozeß vor sich gegangen. Produktivere Abarten haben einheimische ersetzt, die weniger produktiv und weniger widerstandsfähig waren und die seitdem aufgegeben wurden und zur Naturform zurückkehrten. Überschätzt hat man nach dem Beispiel E.-F. Gautiers anscheinend auch die Folgen der Einführung des Kamels (Dromedars) in Nordafrika. Obwohl dieses Tier im wilden Zustand schon während des oberen Pliozäns lebte, tritt es in den Felszeichnungen erst spät, und zwar als domestiziertes Tier, auf. In Nordafrika wird es erstmalig 150 v. u. Z. in einer Inschrift erwähnt. Danach wird das Kamel erst wieder von Julius Cäsar genannt, der berichtete, daß in der Schlacht bei Thapsus (46 v. u. Z.) 22 Kamele erbeutet wurden, die dem numidischen König Juba gehört hatten. Allgemein eingebürgert zu haben scheinen das Kamel die syrischen Hilfstruppen, die im Dienste der römischen Kaiser zur Verteidigung ihrer befestigten Grenzlinie („Limes") in der Sahara standen. Einführung und Ausbreitung des Kamels bedeuteten anscheinend keinen starken Bruch in der saharischen Wirtschaft.[210] Unbestreitbar ist allerdings zu jener Zeit und während der nachfolgenden Jahrhunderte eine Erhöhung des Standes der Produktivkräfte, mit der die Entstehung und Entfaltung entwickelter Gesell-

[209] Vgl. *A. Chevalier,* Sur l'existence d'une agriculture ancienne en Afrique occidentale, in: I re Conférence des africanistes de l'Ouest, Dakar 1945 (Comptes rendus, Dakar 1951, Bd 2, S. 34; *R. Portères,* Vieilles agricultures de l'Afrique intertropicale, centres d'origine, de diversification variétale primaire et berceaux d'agriculture antérieurs au XVIe siècle, in: L'agronomie tropicale, Sept./Okt. 1950, S. 489–507; Berceaux agricoles primaires sur le continent africain, in: Journal of African history, 1962, III 2, S. 195–210.

[210] Vgl. *H. Lhote,* Le cheval et le chameau dans les peintures et gravures rupestres du Sahara, a. a. O. Dennoch müssen die Schlußfolgerungen dieses Verfassers über eine Zurückdrängung der saharischen Schwarzen nach dem Süden vor der christlichen Zeitrechnung vorsichtig aufgenommen werden. Im Falle des Nachweises ihrer Richtigkeit für die Zentralsahara würde das nicht im gleichen Maße für die Westsahara gelten. Siehe auch *V. Monteil,* Essai sur le chameau au Sahara occidental, in: Études mauritaniennes, Nr 2; *Ch. Courtois,* Les Vandales et l'Afrique, Paris 1955, S. 98–104; *E. Demougeot,* Le chameau et l'Afrique du nord romaine, Annales Économies, Sociétés. Civilisations, 1960, Nr 2, S. 209–247, und *R. Mauny,* Tableau geographique, a. a. O., S. 287–291.

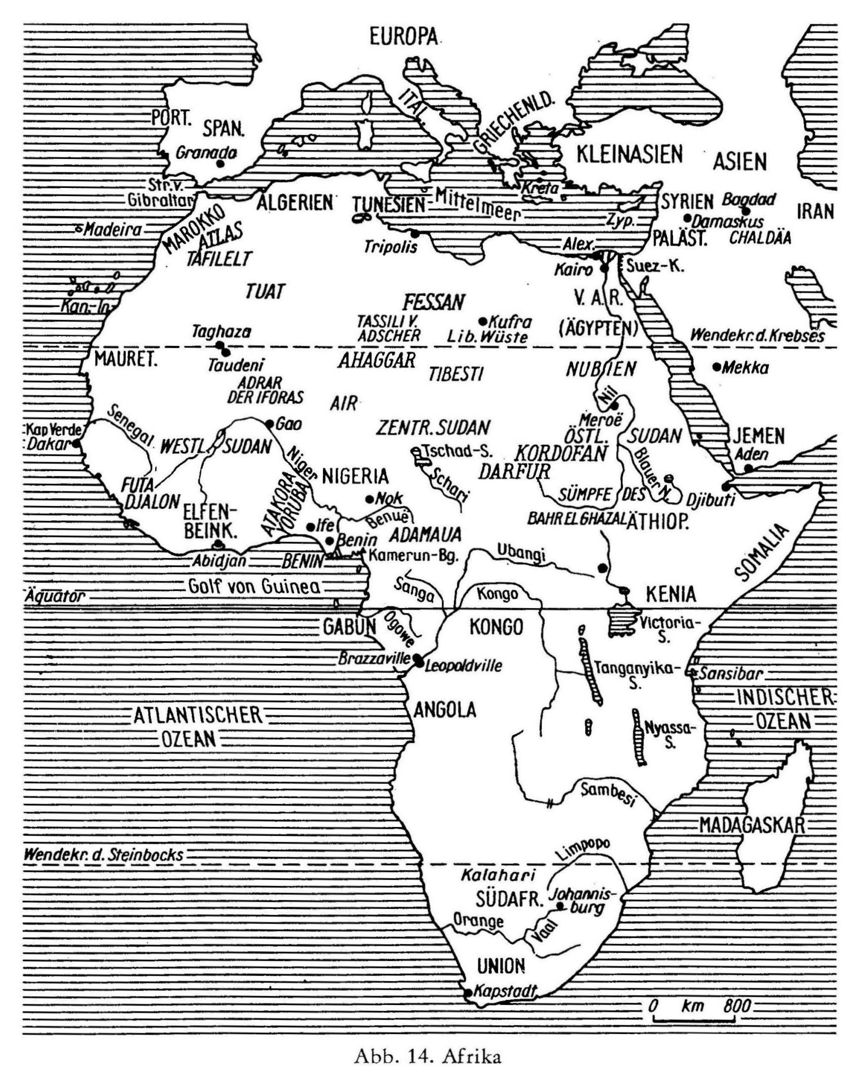


Abb. 14. Afrika
(zum Aufsuchen von Orten und Gebieten außerhalb unseres Untersuchungsfeldes)

schaften zusammenhängt, als deren Krönung die ersten großen Staaten erscheinen.

Auf welchem Wege kam es zu diesen Kulturübertragungen? Man spricht im allgemeinen – als Auswirkung der Manie, jede Kultur und Zivilisation

aus dem Mittelmeerbecken abzuleiten – Ägypten und Nordafrika als Zwischenträger an. Das trifft auf das Kamel zu und ist für verschiedene Kulturpflanzen möglich. Aber noch viel eher ist es möglich, daß die fraglichen Kulturpflanzen (Gombo, Taro, Bananenbaum), die im Mittelmeerklima schlecht gedeihen, sich unmittelbar über Ostafrika nach Zentral- und Westafrika verbreiteten. Die Herstellung von Geweben aus Baumwolle, und infolgedessen die Kultur der Baumwolle, wird im Tukulörgebiet zum ersten Mal von El Bekri (11. Jh.) erwähnt. Noch im 8. Jh. gingen die Saharer in Lederkleidung, wie noch heute die Nemadi-Jäger oder die Haddad im Tschadseegebiet, und die Sudaner waren, wie die heutigen Palänegriden, nur mit einem Lederschurz aus Fell oder Kork bekleidet. In der Tat scheint der Islam den Gebrauch der Kleidung und infolgedessen die Baumwolle eingeführt zu haben, die andererseits im 8. Jh. von den Arabern in Nordafrika und Spanien eingeführt wurde.[211] Dennoch hält R. Mauny eine direkte Einführung des Baumwollstrauchs aus Abessinien und Oberägypten durchaus für möglich.[212]

In den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung bildeten der Indische Ozean und der Golf von Oman zusammen mit der Malabarküste, Südarabien und der ostafrikanischen Küste eine Zone lebhafter Kulturkontakte. Die klimatischen Ähnlichkeiten Indiens mit Tropisch-Afrika sowie die Übereinstimmungen zwischen indischem und tropisch-afrikanischem Feldbau begünstigten ein schrittweises Überwechseln der erwähnten Kulturpflanzen. Bei Betrachtung der angeblichen Beweisstützen für „ägyptische Einflüsse“ zeigt sich die Möglichkeit, daß einzelne Elemente der kulturellen Spätblüte des Nilbeckens (Ägypten und christliches Nubien vom 5. bis 8. Jh.) sich nach Westen verbreiteten. Es wäre unlogisch, daraus auf ein Kulturbringertum zu schließen, für das es keinen Beleg gibt. Es sei nur daran erinnert,

[211] Vgl. *Ch. Monteil,* Le coton chez les Noirs, in: Bulletin du Comité d'Études historiques et scientifiques de l'A. O. F., 1926, Nr 4, S. 585–684.

[212] *R. Mauny,* Notes historiques autour des principales plantes cultivées d'Afrique occidentale, in: Bulletin de l'Institut d'Afrique Noire, XV, Nr 2, 1953, S. 684–730. Man muß allerdings in Betracht ziehen, daß es in der sahelischen Zone einen einheimischen Baumwollbaum (Gossypium africanum) gibt. Weiter besteht die Möglichkeit – wie D. A. Olderogge in seinem Bericht zu unserer Thesenverteidigung hervorhob –, daß der Griffwebstuhl, der sich noch heute in Gebrauch befindet, einen rein afrikanischen Ursprung hat. Er soll von einem Webstuhl herrühren, der ursprünglich zur Verwebung der Raphiafaser verwendet wurde. Diese Frage würde eine besondere Untersuchung erfordern. Auf jeden Fall leidet der arabische Ursprung der gewebten Baumwollkleidung anscheinend keinen Zweifel.

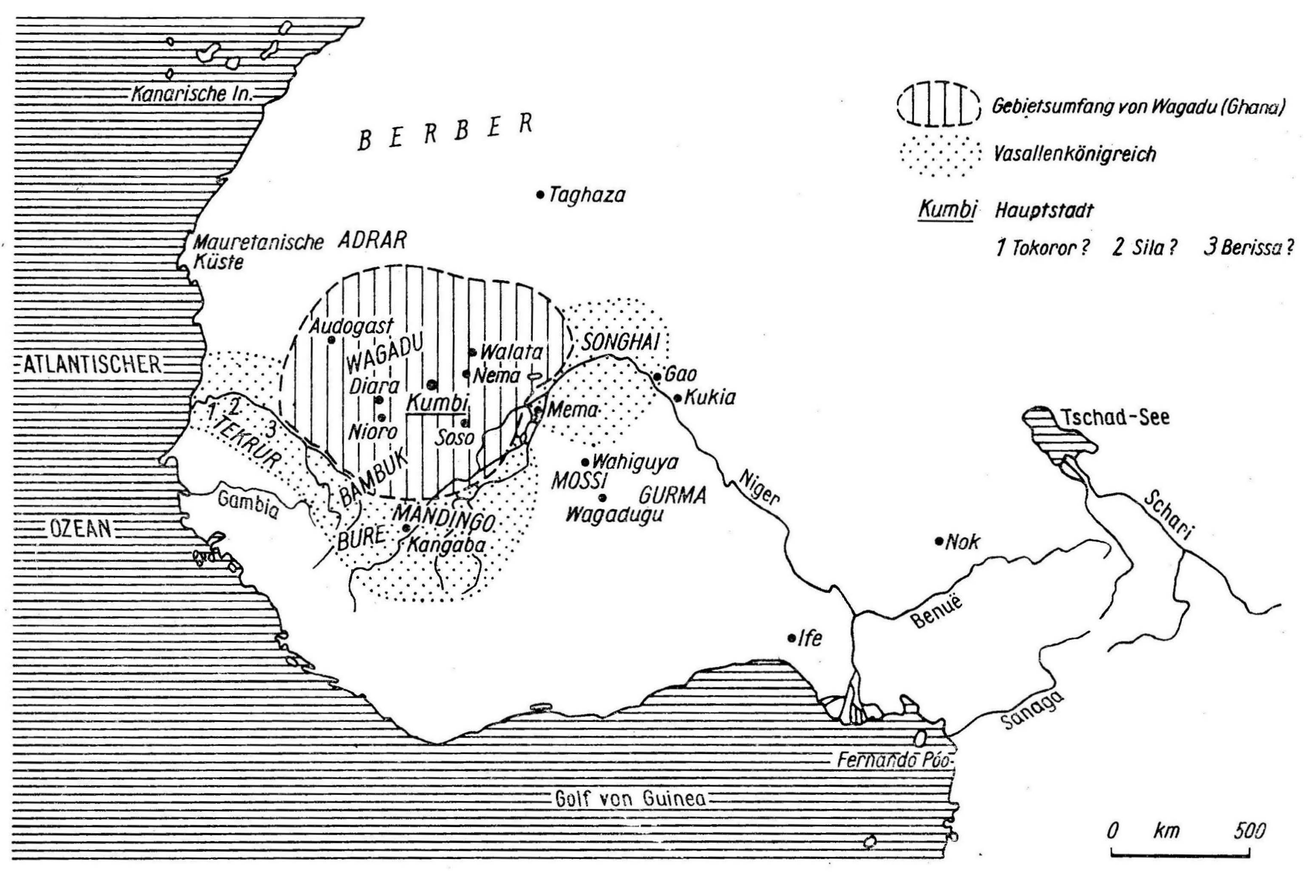


Abb. 15. Das Reich Ghana

daß es auch in der Neuzeit vom 15. bis 19. Jh. durch Verbreitung von Kulturpflanzen aus Amerika und durch Verwendung und Nachahmung europäischer Fabrikate aus den Sklavenhandelsschiffen keineswegs zur Übernahme europäischer Einrichtungen und der Kultur Europas kam.

Weder in der Nok-Kultur noch in den weiteren zwei vorgeschichtlichen Kulturzentren, die sich in Westafrika feststellen lassen, nämlich im zentralen Teil des Nigerdeltas und am Gambiafluß, konnten bisher irgendwelche auswärtige Einflüsse nachgewiesen werden. Bemerkenswert für diese Kulturen ist das Vorkommen von Grabhügeln und Megalithen (Steinhaufen). Beachtung verdient die Tatsache, daß diese zwei Kulturzentren mit den zwei ältesten Herden der Züchtung der verschiedenen Sorten des afrikanischen Reises zusammenfallen. Nach Ansicht von R. Portères hatte sich das erste dieser zwei Verbreitungsgebiete (am Mittelniger) bereits 1500 v. u. Z. und das zweite 1500 bis 800 v. u. Z. herausgebildet.[213] Allerdings sind die fraglichen archäologischen Reste, die R. Portères für das Gambiagebiet ausdrücklich zum Vergleich heranzieht, nach R. Mauny viel jünger und sollen dem Ende des 1. Jahrtausend oder gar der Zeit des Königreichs Ghana angehören.[214] Vielleicht müssen diese Datierungsversuche überprüft werden, möglicherweise sind sie nicht als einander widersprechend aufzufassen, da die archäologischen Überreste das Ende einer Kultur bezeichnen können, deren materielle Grundlage sich viel früher gebildet haben mag.

b) Das Königreich Ghana

Dagegen steht an der Wiege des ersten großen von der Geschichte des Landes belegten Staates, des Königreichs Ghana, unbestreitbar die Entwicklung der Austauschbeziehungen zwischen Sudan und Schwarzafrika. Die Einführung des Kamels in der Sahara erleichterte die Austauschbeziehungen im Zuge der alten „Wagenstraßen“. Die Karawanen vermittelten den Austausch des Goldstaubes aus den Goldfeldern von Bambuk (zwischen Senegal und Faleme) und Bure (im Norden von Siguiri) und wahrscheinlich auch aus südlicheren Vorkommen, gegen das saharische Salinensalz und verschiedene Fabrikate. Die hauptsächlichen Zwischenhändler waren die Bewohner der Übergangsgebiete, Sanhadja-Berber und schwarze Bauern. In der Tat war die westliche Sahara damals nicht nur von den Berberhirten der

[213] Vgl. *R. Portères,* Vieilles agricultures de l'Afrique intertropicale, a. a. O.

[214] *R. Mauny,* Tableau géographique, a. a. O. Man hat den Grabhügel von Kuga (Seengebiet des mittleren Nigerdeltas) mittels der Radium-Carbon-Methode auf etwa das Jahr 1000 geschätzt. (*R. Mauny,* Tableau géographique, a. a. O., S. 110).

Sanhadja mit ihren verschiedenen Unterstämmen (Goddala in der Nähe des Atlantik, weiter im Osten Lemtuna und Messufa), sondern auch von schwarzen Bauern – den „Bafur“ – besiedelt, aus denen im Westen Serer und Wolof, die zuerst zwischen Adrar und Senegal siedelten und später weiter nach Süden wanderten, im Osten Sarakolle und Wangara (die ältesten Stämme der Mandegruppe), die den Aukar und den Hodh besiedelten und sich erst später der Südwanderung angeschlossen hatten, hervorgegangen sein sollen.

Seit dem 8. Jh. erwähnen arabische Autoren Ghana als das „Goldland“ [215]. Schon 734 soll eine arabische Karawane aus dem Sûs und dem Sudan „eine beträchtliche Menge Goldes“ zurückgebracht haben.[216] Einige arabische Autoren, darunter Masudi, berichten von einem „stummen“ Tauschhandel; die nordafrikanischen Kaufleute aus der Oase Tafilelt, dem nördlichen Endpunkt des Karawanenweges, kamen zuweilen auf ihrer Reise bis an einen Fluß (den Senegal?), wo sie direkten Tauschhandel mit den Schwarzen der goldhaltigen Gebiete trieben, die nach ihrer Aussage nackt gingen. Von dieser Art des Austauschs berichtet auch noch der Venezianer Cadamosto im 15. Jh., nur daß in der Rolle der Kaufleute hier Schwarze aus dem Mali-Reich auftreten. Cadamosto erzählt, daß der Mali-Kaiser einen der Tauschpartner festsetzen ließ, was lediglich die Wirkung hatte, daß der Tauschhandel für einige Jahre zum Erliegen kam, da der Gefangene jegliche Nahrung verweigert und bis zu seinem Tode nicht gesprochen hätte.

Wahrscheinlich pflegte man diese Art des Austausches nur mit den unabhängigen Stammesbevölkerungen (Waldlandleute und Palänegride). Andere Texte bezeugen, daß das Gold hauptsächlich aus dem Machtbereich der großen Staaten stammte. An den Wasserströmen ging die gesamte Bevölkerung der Goldwäscherei nach, wobei ausschließlich dem Herrscher die gefundenen Goldklumpen gehörten.[217] Schwarze Kaufleute, vor allem „Wangara“ (dieser Name war eine Zeitlang stellvertretend für das Wort „Kaufleute“, was heute noch von den Dyula gilt), brachten den Goldstaub nach Ghana. Nichts deutet darauf hin, daß die Ausbeutung der Goldlager damals anders als heute vor sich ging, d. h. handwerklich und im Rahmen

[215] Al Fazari. Zitiert nach *R. Mauny,* L'Afrique occidentale d'après les auteurs arabes anciens, in: Notes africaines, Nr 40, 1948, S. 6/7.

[216] Nach Ibn abd el Hakam, zitiert in *R. Mauny,* Essai sur l'histoire des métaux en Afrique occidentale, a. a. O.

[217] Den Goldklumpen wird ein unheilvoller Charakter beigelegt, den nur die religiösen Kräfte des Königs bezwingen können. Noch heute wird die Entdeckung eines Goldklumpens in den Goldfeldern von Siguiri als unheilvolles Ereignis angesehen. Seine schädlichen Wirkungen werden durch zweckentsprechende Zeremonien gebannt.

der Gentileinrichtungen.[218] Der Reichtum des Herrschers ergab sich nicht nur aus der in Form von Goldklumpen entwickelten Steuer (der größte, ein Goldblock beträchtlichen Gewichts, war am königlichen Thron befestigt), sondern auch aus den Gebühren, die von den Karawanen erhoben wurden, besonders vom Salz und Kupfer, wofür El Bekri den Tarif angibt.

Der Staat Ghana soll im 4. Jh. von Berbern gegründet worden sein, zumindest nach Angabe des Tarich es Sudan, der für die ersten Jahrhunderte eine weiße Dynastie erwähnt. Sicher ist, daß im 10. Jh. schon seit langem die Sarakolle-Dynastie der Sise, also eine schwarze Dynastie, regierte. Auf seinem Höhepunkt erstreckte sich der Staat Ghana vom Atlantik bis zum Seengebiet westlich Timbuktu und von den Goldländern im Süden bis zur Sahara, wo ihm das Berber-Königreich von Audogast tributpflichtig war. Die afrikanische Überlieferung gedenkt dieses Reiches unter dem Namen Wagadu. Der Herrscher, „Ghana“[219] (als Erweiterung bezeichnete das Wort auch Stadt und Staat) oder „Tunka“ genannt, trug, ebenso wie seine obersten Würdenträger, besondere Gewänder, Juwelen und Schmuck, während ganz einfache Leute nur den Schurz tragen durften.[220] Der König sorgte durch einen täglichen Umritt, der ihn durch die ärmsten Quartiere führte, wobei er Klagen entgegennahm und sie auf der Stelle entschied, persönlich ständig für Rechtssicherheit. Vor ihm mußten seine Untertanen ihre Bekleidung ablegen, sich niederwerfen und ihr Haupt mit Staub bestreuen, ein allen Königreichen Schwarzafrikas eigentümlicher Brauch. Die Thronfolge war mutterrechtlich geordnet.

Die umfassendste Beschreibung der Hauptstadt verdanken wir El Bekri. Einen Teil derselben bildete die Königsstadt. Sie umfaßte den königlichen Palast und die Häuser der Würdenträger, die in Stein mit einem Zimmerwerk aus Akazienholz aufgeführt waren, schließlich Erdhütten mit Runddächern. Das Ganze war mit einer Einfriedung umgeben. Daneben befand sich ein heiliger Wald, in dem die mit der Ausübung des Kultus betrauten Priester wohnten. Dieser Wald enthielt die Idole, die königlichen Gefängnisse und die Königsgräber. Der hölzerne Innenbau dieser Gräber war kuppelförmig. Ihr Inneres nahm außer dem Herrscher seinen persönlichen

[218] Vgl. *Keita Fodéba*, Autour des placers de Siguiri, in: Notes Africaines, Nr 25, 1945, S. 16–18; *Keita Mamadou*, A propos des placers du cercle de Siguiri, in: Notes africaines, Nr 29, 1946, S. 29–32; *G. Balandier*, Zwielichtiges Afrika, Stuttgart 1959, S. 76 f.

[219] Das Wort „Ghana“ soll „Kriegshäuptling“ bedeuten. Die afrikanische Überlieferung gibt dem Herrscher ferner den Namen „Kaya Maghan“, „König des Goldes“.

[220] *D. Westermann*, Geschichte Afrikas, Köln 1952, S. 76.

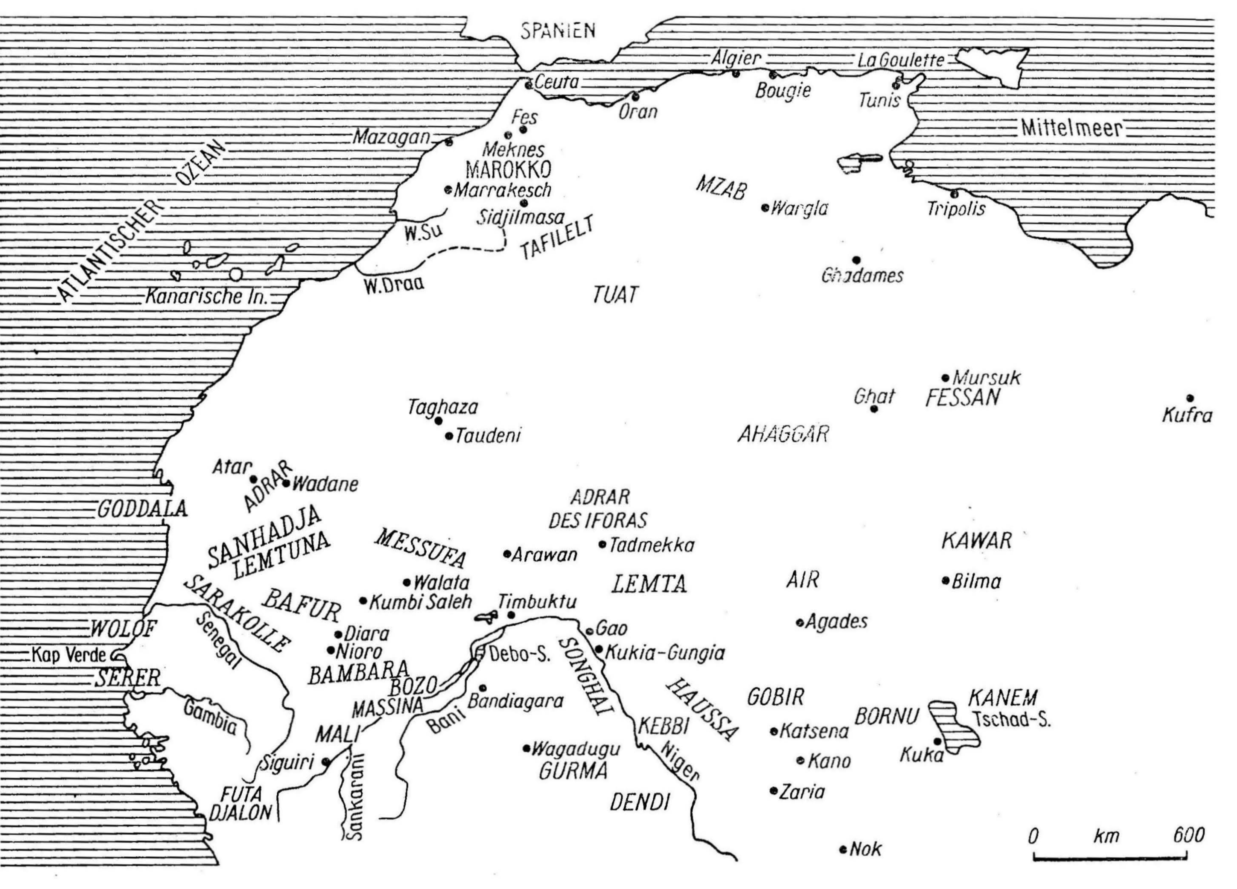


Abb. 16. Das Mittelalter

Besitz, die Köche und Brauer auf, die ihn in das Jenseits begleiten sollten, ehe man das Grab schloß und das Gebäude mit Erde bedeckte.

In verhältnismäßig großer Entfernung lag die Handelsstadt, die zugleich das mohammedanische Viertel war. In ihr befanden sich Basare und zwölf Moscheen, an denen islamische Gelehrte wirkten. In der Umgebung der Stadt dienten zahlreiche Brunnen der Trinkwasserversorgung der Stadt und der Bewässerung von Gemüsegärten. Als Überrest der Stadt Ghana ist fast sicher das 330 km nördlich von Bamako im Hodh gelegene Ruinenfeld Kumbi Saleh anzusehen. Hier fanden seit den ersten Untersuchungen durch Bonnel de Mézières (1914) mehrfach Ausgrabungen statt.[221]

Wie wir sahen, waren die schwarze Bevölkerung und der König Animisten.[222] Jedoch war die Handelsstadt im 11. Jh. mohammedanisch. Nach verschiedenen arabischen Autoren wurde sie früher, wahrscheinlich vor Einführung des Islams, von Christen und Juden bewohnt. Man darf nicht vergessen, daß bedeutende jüdische Gemeinden in Nordafrika und in den Oasen der nördlichen Sahara bestanden haben, die sehr lange religiöse Kraft bewahrten.

Es ist nicht leicht, die gesellschaftliche und politische Organisation des Reiches von Ghana zu rekonstruieren; allerdings lassen sich verschiedene Eigenheiten umreißen.

Die Spitze des Staates bildete die königliche Familie mit ihren Prinzen und Sklaven, wobei letztere zugleich Dienerschaft, Würdenträger und königliche Haustruppen stellten. Die als Steuer erhobenen Goldklumpen dienten vor allem der Schatzbildung und blieben als Reserve erhalten, während zur Deckung der laufenden Bedürfnisse die Handelssteuern und die Abgaben der Tributpflichtigen herangezogen wurden.

Die Herrschaft des königlichen Hauses erstreckte sich in dieser Organisation auf das umliegende, von den Sarakolle bewohnte Land. Dieser zentrale Reichskern hatte zweifellos den Hauptteil der Armee zu stellen, und zwar durch Rekrutierung der freien Bauern in waffenfähigem Alter.

221 Siehe *P. Thomassey* und *R. Mauny,* Campagne de fouilles à Koumbi-Saleh, in: Bulletin de l'Institut Français d'Afrique Noire, XIII, Nr 2, 1951, S. 438–462; und *R. Mauny,* État actuel de la question de Ghana, in: Bulletin de l'Institut Français d'Afrique Noire, XIII, Nr 2, 1951, S. 463–475; ferner von *P. Thomassey* und *R. Mauny,* Campagne de fouilles de 1950 à Koumbi-Saleh, in: Bulletin de l'Institut Français d'Afrique Noire, B, XVIII, Nr 1–2, 1956, S. 117–139.

222 Die Überlieferung hält die Erinnerung an den Kultus einer Schlange fest, der „Wagadu-Bida", die in einer Höhle des heiligen Waldes von Kumbi lebte und alljährlich Menschenopfer verlangte.

Ferner ist mit der Möglichkeit zu rechnen, daß zu verschiedener Zeit einige benachbarte Völker und Staaten von Ghana abhängig gewesen sein können. Im 10. Jh. war dies aber nicht mehr der Fall. Dies gilt auch für das Sanhadja-Königreich Audogast, von dem Ibn Haukal schreibt, daß sein Reichtum in Viehherden bestand. Nach Al Fazari – oder vielleicht doch nur nach der Auslegung seines Textes durch einige Autoren – soll Ghana im 8. Jh. seine Oberherrschaft vom Atlantik bis an den Nigerbogen ausgedehnt haben, und nur die Länder Waram und Ngala sollen dieser Vorherrschaft entgangen sein. Man nimmt an, daß unter dem Lande Waram vielleicht das Gebiet am unteren Senegal und unter Ngala vermutlich Kanem zu verstehen ist.[223] Wünschenswert wäre jedenfalls eine nähere Untersuchung des Textes von Al Fazari. Dann erst könnte man feststellen, ob er selbst genaue Angaben über die Ausdehnung Ghanas macht oder ob man aus seinem etwaigen Stillschweigen unberechtigte Schlüsse gezogen hat. R. Mauny stützt sich auf die arabischen Quellenaussagen seit Yakubi, d. h. seit dem Ende des 9. Jh. Er ist der Ansicht, daß die Oberherrschaft des Staates Ghana wohl kaum sehr weit über die Grenzen der Sarakolle-Länder hinausgegangen sein kann: „... Ghana dehnte seine Herrschaft nur über schwache völkische Minderheiten aus. Es scheint nicht sehr kriegerisch gewesen zu sein, vielmehr war es kommerziell und trug somit eher den Charakter eines Königreichs als eines Kaisertums.“[224] Bis zu einer eingehenden Untersuchung dieser Frage scheint diese Auffassung die angemessenste zu sein.

Unter den benachbarten Ländern, die man identifiziert hat, seien noch die Königreiche Tekrur und Sila genannt. Der König von Tekrur bekehrte sich im 11. Jh. zum Islam. Die Stadt Sila wird als unabhängig und mohammedanisch erwähnt. Sie lag wahrscheinlich am Senegal. Nicht bekannt ist, ob die Zwillingskönigreiche Du und Melel Vasallen Ghanas waren, wie es der Tarich El Fettach behauptet. Die Zeitgenossen äußern sich nicht darüber. Du ist das von El Bekri erwähnte Dodudu, das in den Mandingobergen im Südwesten von Bamako lag. Melel lag weiter im Süden in den Tälern des Niger und Sankarani. Auch die Goldlieferanten Ghanas, die Länder Galam und Bambuk, haben nicht zweifelsfrei zu Ghana gehört.[225] Andere

223 Vgl. *Tadeus Lewicki,* L'État nord-africain de Tahert et ses relations avec le Soudan occidental à la fin du VIIIe et au IXe siècle, in: Cahiers d'Études africaines, Nr 8, 1962, S. 513–535.

224 *R. Mauny,* Tableau géographique, a. a. O., S. 511.

225 *M. Delafosse,* Haut-Sénégal et Niger, II, S. 57, rechnet diese Länder zu Ghana. R. Mauny ist der Ansicht, daß die Grenzen Ghanas nicht über den Senegal und den

Städte und Länder lassen sich schwer identifizieren. Darunter fallen die Goldmärkte Ghîaru und Iresni, das Volk „El Bekem" sowie jene von El Bekri erwähnten „Honeihîn", nach seiner Meinung Nachkommen der gegen Ghana geschickten Soldaten der Omayaden-Kalifen, Weiße, die noch nicht in der schwarzen Bevölkerung aufgegangen waren, aber den Islam zugunsten der bodenständigen Religion aufgegeben hatten. Man nimmt an, daß Ghîaru vielleicht das 5 km südlich von Kayes gelegene Duguba sein kann. Nach einer anderen Annahme ist Iresni entweder mit Beledugu identisch oder im heutigen Gebiet Khita zu suchen. Das Volk „El Bekem" mit seiner Hauptstadt Sama gehörte zu den Vasallen Ghanas. Die Männer dieses Stammes gingen nackt und waren ausgezeichnete Bogenschützen. Man vermutet, daß dieses Volk vielleicht mit den Bambara identisch ist.

Der Herrscher von Ghana erhob von seinen Vasallen einen Tribut, der im Vergleich mit seinen Bedürfnissen und ordentlichen Einnahmen sehr mäßig war. Zuweilen unterhielt er bei ihnen einen Vertreter – zweifellos einen der Würdenträger, die ursprünglich Sklaven seines „Hauses" waren –, dem es oblag, mit Hilfe einer Garnison die einheimische Regierung zu überwachen, und der oft danach strebte, sich an deren Stelle zu setzen. Über das eigentlich „Ghana" genannte, von Sarakolle bewohnte Gebiet hinaus reichte also nur eine Kette sehr wenig fester Vasallitätsbeziehungen. Im 11. Jh. brach dieses Gebilde unter den Schlägen der Almoraviden zusammen. Bis zum 11. Jh. kann ganz offensichtlich von einem Handelsmonopol der seßhaften Bevölkerung gesprochen werden. Die Schwarzafrikaner beherrschten den Zugang zu den Goldländern und besorgten den Zwischenhandel mit ihnen. In ähnlich günstiger Position als Zwischenhändler befanden sich die islamischen Berber, sowohl ihre Kaufleute aus Nordafrika wie die fest ansässige Bevölkerung der saharischen Handelszentren, von denen Audogast und Walata Vasallen Ghanas waren. Die schleiertragenden Wüstennomaden, die sehr mäßig islamisiert waren, zahlten den einen wie den anderen Tribut und lebten in ärmlichen Verhältnissen.

Niger hinausgingen. Bei diesen Betrachtungen darf niemals aus dem Auge gelassen werden, wie sehr die Verhältnisse dieser Zeit – ebenso wie jene des europäischen Mittelalters – unseren Begriffen von gutgesteckten Grenzen fremd waren. Nach Ibn Haukal bestand das „Vasallenverhältnis" der Stadt Audogast zu Ghana in der Übersendung von Geschenken an den Herrscher dieses Landes, wie solche auch an den König von Kuga gesandt wurden, „um sie davon abzuhalten, Audogast mit Krieg zu überziehen". Nach El Bekri jedoch hätten die Almoraviden ihren Grund zur Plünderung Audogasts darin gefunden, daß diese Stadt die Oberherrschaft Ghanas anerkannte.

Damit Wanderhirten erobernde Reichsgründer werden konnten, bedurfte es einer inneren Umwandlung, deren typische Anzeichen – Annäherung der Nomaden an die Zivilisation der Handelsstädte – uns von gleichartigen Fällen her bekannt sind.

Nach El Bekri nahm der Häuptling der die atlantische Küste bewohnenden Stammesgemeinschaft der Goddala, die zu den Zenaga-Berbern gehörten, in der ersten Hälfte des 11. Jh. den islamischen Reformprediger Ibn Yasin aus Kairuan bei sich auf. Auf einer Insel, die im Unterlauf des Senegal oder – nach wahrscheinlicherer Annahme – an der mauretanischen Küste gelegen haben soll, begründete Ibn Yasin eine militärisch organisierte Brüderschaft (Ribat, Konvent), auf die die Bezeichnungen „Almoraviden" (marabté, Bewohner eines „Ribat") und „Marabut" zurückgeführt werden.

In der Folge festigt er die Goddala in einem gereinigten Islam, den er durch einen Glaubenskrieg auch den Lemtuna, einem anderen Zweig der Zenaga, aufzwingt. Gemeinsam erobern die zwei Stämme 1054 den Handelsplatz Audogast und plündern ihn als Vergeltung für seine Parteigängerschaft mit Ghana. Bis auf die Schwarzafrikaner von Tekrur dehnen die Almoraviden ihren Einfluß aus. Mit Truppenkontingenten aus diesem Lande schreiten sie nach der Mitte des 11. Jh. zur Eroberung Marokkos. Ende des 11. Jh. erobern sie mit den gleichen Hilfskräften Spanien. Ihr entscheidender Waffengang mit Ghana findet in der Zwischenzeit statt. Nach langem Widerstand fällt die Stadt 1077. Einwohner, die die Annahme des Islam verweigerten, werden getötet und der Herrscher Ghanas veranlaßt, zum Islam überzutreten und Tribut zu zahlen.[226] Er bleibt nicht lange abhängig. Elf Jahre später kann er die unter den Siegern ausbrechenden Meinungsverschiedenheiten nutzen und seine Unabhängigkeit wiederherstellen, wenn auch die große Zeit Ghanas vorüber ist. Die früheren Vasallen trennen sich endgültig von ihm, und das Ende ist für uns in Dunkel gehüllt. Delafosse nahm an, das Reich hätte die Plünderung der Stadt durch Sundjata von Mali im Jahre 1240 nicht überlebt. Monteil, der sich auf Al Omari und Ibn Khaldun stützte, konnte aber belegen, daß Ghana im 14. Jh. noch bestand.[227]

226 Wir geben hier die Version der Überlieferung bei Delafosse wieder. *R. Pageard* hat darauf aufmerksam gemacht, daß nichts zu der Versicherung berechtigt, daß Ghana 1076/77 von den Almoraviden angegriffen und eingenommen wurde. Zohri erwähnt für diese Zeit nur die Bekehrung zum Islam. Der Tarich el Fettach setzt diese Bekehrung etwas später an (1078–1083). (Contribution critique à la chronologie de l'Ouest africain, in: Journal de la Société des Africanistes, XXXII, 1, 1962, S. 91–178.)

227 Die Ausgrabungen von 1950 scheinen diesen langen Fortbestand zu bestätigen.

Als einziger der Vasallen Malis durfte der Herrscher Ghanas, was allerdings dem Beispiel der „Landhäuptlinge“ in vielen Gebieten Schwarzafrikas entsprach, den gleichen Titel führen wie sein Oberherr.

Das almoravidische Zwischenspiel war auch in anderer Beziehung folgenreich. Zahlreiche negroafrikanische Fürsten, deren Gebiete bereits in Abhängigkeit von Ghana gestanden hatten, ließen sich zum Islam bekehren. Anscheinend trat damals auch eine Reihe schwarzafrikanischer Kaufleute zum Islam über, deren Nachkommen sich in der gleichen Berufsausübung als energische Propagandisten des Islam betätigten. Auch der König des noch kleinen, zwischen oberem Senegal und oberem Niger gelegenen Reiches Mali (Melel), das bis dahin für seine Nachbarn eine Sklavenbezugsquelle gewesen war, und der König der Songhai in Gao sollen sich damals bekehrt haben. Nur die Masse der Bauern Ghanas scheint diese Islamierung kaum erfaßt zu haben. Die Völker der Bambara, Mossi und Fulbe zeigten sich äußerst unzugänglich für den Islam. Es ist allerdings nicht sicher, welches die wirklichen Ursachen der anscheinend in diese Zeit fallenden Südwanderung der Serer und Fulbe waren. Es liegt ebenso nahe, an ihre Ablehnung des Islam zu denken wie an die Verschlechterung der Lebensbedingungen durch die wachsende Austrocknung der Südsahara in Verbindung mit den Verwüstungen durch die wiederholten Beutezüge jener Zeit.

c) Das Mali-Reich

Das zerstörte Reich Ghanas sollte bald von einem neuen führenden Reich, dem Mali-Reich, abgelöst werden. In seinen uns bereits bekannten bescheidenen Anfängen konnte dieses „Königreich“ sich jedoch nicht sogleich mit den aus dem Zerfall Ghanas hervorgegangenen Staaten messen: mit Mema (in der Nachbarschaft von Massina?), Soso (im Norden des frühen Mali) und Diara (bei Nioro) [228], das zeitweilig Tekrur seiner Oberhoheit unterwarf. Diese Staaten wurden von Sarakolle-Königen regiert. Wahrscheinlich stammten sie von Gouverneuren Ghanas ab, die aus den Sklaven des Königshauses von Ghana ausgewählt worden waren. Nach El Bekri sei in der Mitte des 11. Jh. ein König von Mali unter folgenden Umständen für den Islam gewonnen worden. Sein Volk, das unter anhaltender Trockenzeit größte Hungersnot litt, drohte die alte Einrichtung des Königsmordes an ihm zu vollziehen, da er seiner Aufgabe nicht genügt habe, das rechtzeitige Eintreten der Regen zu sichern. – Wahrscheinlich ist in ihm also ein

[228] Vgl. *G. Boyer,* Un peuple de l'Ouest soudanais: les Diawara, Dakar 1953.

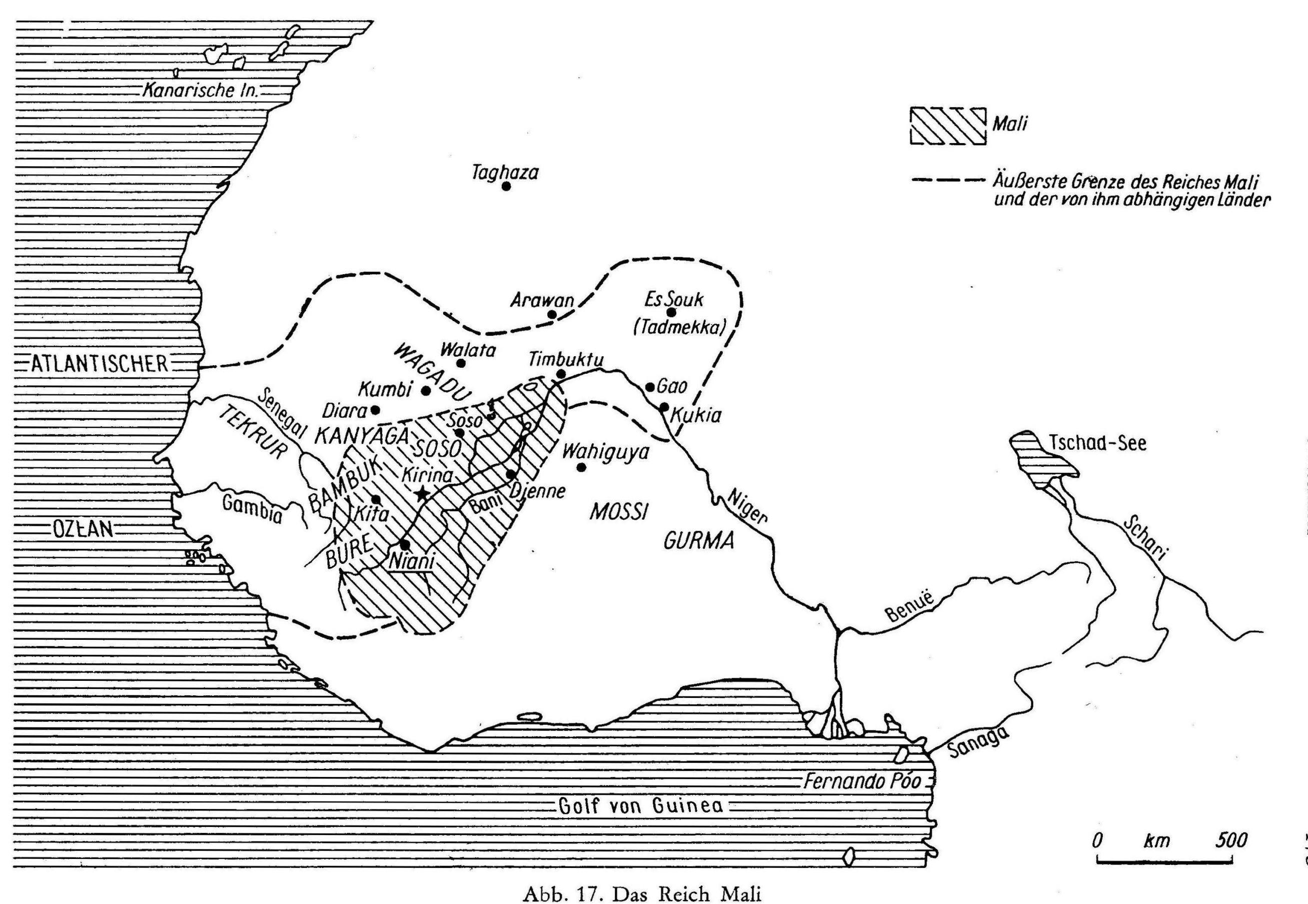


Abb. 17. Das Reich Mali

Stammesfürst zu sehen, der mehr als ein „König" auf die religiösen Befugnisse eines „Landhäuptlings" angewiesen war. – Währenddessen erwirkte ihm ein mohammedanischer Marabut den ersehnten Regen unter der Bedingung seines Übertritts zum Islam. Wie El Bekri sorgfältig unterscheidet, blieben seine Untertanen Götzendiener. Die Nachfolger dieses Königs hielten wahrscheinlich nicht am Islam fest. Eineinhalb Jahrhunderte später machte der König von Soso, Sumanguru Kante, der 1203 schon Ghana erobert hatte [229], auch Mali und seine Häuptlinge aus dem Geschlecht der Keita von sich abhängig. Diese Abhängigkeit, durch die die Keita erstmalig in unseren Gesichtskreis kommen, sollte von Mari Djata oder Sundjata (1230–1255), dem Enkel des Begründers dieser Dynastie, bald ruhmvoll aus der Welt geschafft werden. Nachdem er die Kräfte Malis am oberen Niger, im Süden des anfänglichen Reichszentrums, wiederhergestellt hatte, besiegte und tötete er Sumanguru in der Schlacht von Kirina bei Kulikoro (1235). Danach bemächtigte er sich der Staaten Sumangurus und auch Ghanas, das er 1240 der Plünderung preisgab.[230] Nach Ibn Batuta soll Mari Djata zum Islam übergetreten sein. Die Überlieferungen wissen jedoch von den außerordentlichen Kräften zu berichten, über die er als Zauberer verfügt habe. In der Legende, die sich seiner bemächtigte, lebte Sundjata in ähnlich bedeutsamer Rolle weiter wie Karl der Große in altfranzösischen Heldenliedern. Er darf in der Tat als eigentlicher Begründer Malis gelten, das mit seinem sehr viel weiter südlich liegenden Zentrum, der Hauptstadt Mali oder Niani am Sankarani [231], für mehrere Jahrhunderte die Nachfolge Ghanas antritt und seinen Einfluß von der Urwaldzone bis zur Sahara, vom Atlantik bis zum Mittellauf des Niger geltend macht.

[229] Zufolge Ibn Khalduns, wofür ich in keiner anderen Quelle eine Bestätigung finde. Die Jahreszahl 1203 wird von Barth angegeben, ohne daß bekannt ist, was ihn zu dieser Annahme führte.

[230] Nach der von Delafosse angeführten Version der Überlieferung. Die Genealogen unter den Griots der Keitafamilie übermitteln eine andere Form der Überlieferung. Sie schreiben einen Teil dieser Eroberungen, darunter die Ghanas, Nachfolgern von Sundjata zu.

[231] Über die Lage der Hauptstadt vergleiche *J. Vidal,* Au sujet de l'emplacement de Mali, in: Bulletin du Comité d'Études historiques et scientifiques de l'A. O. F., 1923, Nr 2, S. 251–268; *M. Gaillard,* Niani, ancienne capitale de l'empire mandingue, in: Bulletin du Comité d'Études historiques et scientifiques de l'A. O. F., 1923, Nr 4, S. 620–636, und *M. Delafosse,* Le Ghana et le Mali et l'emplacement de leurs capitales, in: Bulletin du Comité d'Études historiques et scientifiques de l'A. O. F., 1924, S. 479–542.

„Die Überlieferungen berichten, daß er alle Sorgfalt auf die Förderung des Ackerbaus verwandte, in seinem Lande Anbau und Verwebung der Baumwolle einführte und für vollständige Sicherheit in seinem gesamten Reich sorgte.“ [232]

Mari Djata starb 1255, als auf einem Fest aus Unachtsamkeit ein Pfeil auf ihn abgeschossen wurde.[233] Unter seinen unmittelbaren Nachfolgern scheint am befähigsten Sakura (1285–1300) gewesen zu sein, ein Freigelassener der Königsfamilie. Es ist in der langen Königsliste der Keita, die vom 12. Jh. bis in unsere Tage reicht, der einzige Fall eines Usurpators. Anscheinend hat Sakura nicht einmal als echter Thronräuber, sondern als Mitglied der königlichen Familie und in Übereinstimmung mit dem „Familienrat“ den Thron bestiegen, um Rivalitäten der prinzlichen Thronbewerber zu beenden. Sakura führte die Eroberungen seiner Vorgänger fort. Im Nordosten setzte er sich in den Besitz von Massina, im Nordwesten nahm er dem König von Diara, der sein Vasall wurde, Tekrur.

Den Höhepunkt der Entwicklung erreichte Mali vermutlich unter der Regierung Kango Musas [234] von 1307 bis 1332. Kango unternahm, wie verschiedene seiner Vorgänger, die Pilgerfahrt nach Mekka. Bei dieser Wallfahrt pflasterte er seinen Weg förmlich mit Gold, was den ägyptischen Goldpreis zum Sinken brachte. Mit dieser Freigebigkeit scheint er sich die Herzen der arabischen Autoren erobert zu haben. Wie schon die Macht Ghanas, so beruhte die Macht Malis auf seinem Goldhandel. Dabei waren die Lieferanten des Goldes im wesentlichen nicht mehr Galam und Bambuk, sondern wahrscheinlich vor allem Bure, das im Gebiet von Siguiri im eigentlichen Herzen des Mandingolandes lag. Bedeutung für Mali besaß auch das Gold von „Bitu“. Hinter diesem Namen verbergen sich die heutigen goldreichen Gebiete Ghanas und der Elfenbeinküste, in denen heute noch der „stumme Tauschhandel“ üblich ist. Die Mandingo-Kaufleute beziehen noch jetzt aus diesen Gebieten ihr Gold.

Man hat die beträchtliche Vergrößerung des Reiches um Walata, Timbuktu usw., die Unterwerfung des Songhai-Königreichs von Gao Kango Musa zugeschrieben.[235] Delafosse schreibt Kango Musa gleichermaßen die

[232] *M. Delafosse,* Les Noirs de l'Afrique, Paris 1921, S. 57.

[233] Nach anderer Version soll er im Sankarani ertrunken sein.

[234] Entstellte Form des Namens Kanku Musa – „Musa, Sohn von Kanku“ –. Kanku ist der Name seiner Mutter.

[235] Ch. Monteil bezweifelt, daß diese Ausdehnung wirklich auf Kango Musa zurückgeht. Nach Al Omari soll Kango Musa in Kairo seinen Gesprächspartnern anvertraut haben, daß eine seiner Hauptfinanzquellen in einer Kupfermine bestehe. Diese

Errichtung der großen Moscheen von Gao wie der Moschee und eines Palastes in Timbuktu zu. Architekt sei der Andalusier Es Saheli gewesen, der so die „sudanische“ Architektur eingeführt hätte, die in Wirklichkeit arabischer Inspiration sei. Ch. Monteil hat in dieser Frage ebenfalls widersprochen. Nach ihm existierten die Moschee und der Palast von Timbuktu schon vor der Regierung Musas, und Es Saheli sei nur die Erbauung eines Audienzsaals in der Hauptstadt Malis zuzuschreiben.

Es dürfte sicher sein, daß Musa glühender Mohammedaner war und seine Regierung eine neue Phase der Islamisierung bedeutete, die mit einer weiteren Entwicklung der Austauschbeziehungen zusammenfiel. Während zur Zeit Ghanas die saharischen Karawanen fast ausschließlich nach dem marokkanischen Süden gingen, wickelte sich der Handel Timbuktus und Gaos mit Sidjilmasa, aber mehr und mehr auch mit Tripolitanien und Ägypten ab. Marokkanische und ägyptische Kaufleute, aber auch Gelehrte und Rechtskundige, lassen sich in den Städten des Sudan nieder. Dennoch bleiben die Bauern, die Masse der Bevölkerung, animistisch. Kango Musa selbst kann nach seiner von den arabischen Autoren wiedergegebenen Stellungnahme kein Anhänger von Zwangsbekehrungen gewesen sein. Er begnügte sich mit der Anerkennung seiner Herrschaft und der Zahlung der Tribute.

Besonders wertvoll sind für uns die Angaben Ibn Batutas, da dieser 1352 Mali einen Besuch abstatten konnte.[236] Damals regierte Suleiman (1341 bis

identifizierte man mit Takedda, angeblich Azelik in der Nähe von Agadès. Ihr Kupfer ließ sich vorteilhaft gegen das Gold der Länder des Südens tauschen. Demnach soll Mali also seine Herrschaft bis nach Air ausgedehnt haben. Diese Takedda-Frage hat als eine der verworrensten der afrikanischen Geschichte eine umfangreiche Literatur ins Leben gerufen. Man vergleiche *Ch. Monteil,* Les Empires du Mali, in: Bulletin du Comité d'Études historiques et scientifiques de l'A. O. F., XII 1929; *H. Lhote,* Sur l'emplacement de la ville de Tademekka, antique capitale des Berbères soudanais, in: Notes africaines, Nr 51, 1951, S. 65–69; *J. Lombard* und *R. Mauny,* Azelick et la question de Takedda, in: Notes africaines, Nr 64, 1954, S. 99–101, und *H. Lhote,* Contribution à l'Étude des Touareg soudanais, in: Bulletin de l'Institut Français d'Afrique Noire, B–XVII, Nr 3–4, 1955, S. 334 bis 370, und B–XVIII, Nr 3–4, 1955, S. 391–407. Heute erscheint diese Frage als gelöst. Die von Al Omari erwähnte Mine (Dkra, fälschlich als Takedda transkribiert) soll die Kupfermine sein, deren Reste sich in der Nähe von Nioro gefunden haben. Das wirkliche Takedda (ebenfalls mit aufgefundenen Kupferminen) setzte seine Produkte in die Haussa-Länder sowie nach Bornu ab und gehörte niemals zu Mali. *(R. Mauny,* Tableau géographique, a. a. O., S. 139–141 und S. 310–313.)

[236] Vgl. Anmerkung 135.

1360), der Bruder von Musa. Sein Vorgänger, Musas Sohn, hatte das Ansehen des Reiches nicht völlig halten können. 1337 hatte der König von Mosi-Yatenga einen Beutezug gegen Timbuktu durchgeführt, und die Songhai-Könige von Gao waren wieder zu ihrer Unabhängigkeit gekommen. Dennoch wurden enge Beziehungen zu Marokko und Ägypten aufrechterhalten; Ibn Batuta lobt die im Reiche herrschende Ordnung und Sicherheit.

Im Unterschied zu Ghana wuchs Mali weit über seinen ursprünglichen ethnischen Kern hinaus. Der Ausgangspunkt dieses Staates war das von den Mandingo bevölkerte Gebiet am oberen Niger. Völlig zu Recht kann man hier von einem Kaisertum sprechen. Mali scheint bei der Herausbildung der westafrikanischen Kulturen eine beträchtliche Rolle gespielt zu haben. Neuere Ergebnisse der ethnologischen Forschung haben den Beweis für die weit zurückliegende kulturelle Einheit des Mandevolkes erbracht, die auf linguistischem Gebiet bereits erkannt war. Diese Einheit drückt sich in Ähnlichkeiten aus, die in den überlieferten religiösen Anschauungen und in der gesellschaftlichen Organisation bestehen. Das Mandevolk gliedert sich in Familien oder „Clans". Der Begriff Clan ist hier im weitesten Sinne des Wortes aufzufassen. Er setzt sich aus den Trägern eines gleichen Familiennamens (Diamu) zusammen. Die Ursprungslegenden der einzelnen Familien lassen Verwandtschaftsbeziehungen zwischen ihnen erkennen. Verschiedene Bevölkerungen, die ursprünglich nicht zu den Mande gehörten, die aber unter die Herrschaft der Keita gekommen waren, sollen ihr heutiges Kulturgut von den Mande und einen wesentlichen Teil ihres Wortschatzes aus der Mandingo-Sprache übernommen haben. Andere Gruppen hatten ursprünglich zum Mandevolk gehört, sind aber ausgewandert oder nicht aus der Absonderung herausgekommen. Dadurch verharrten sie auf ihren alten Überlieferungen und verloren zugleich mehr oder weniger das Bewußtsein ihrer Zugehörigkeit zu den Mande.

G. Dieterlen sieht darin die Auswirkung eines von den Keita in ihrem Reich durchgeführten Systems.[237] Ohne diese Deutung von vornherein ausschließen zu wollen, fragt man sich doch, ob die Erklärung für diese Umstände in so junger Zeit zu suchen ist oder ob eine vor den Mande liegende Zivilisation der Sarakolle zugrunde liegt, die ein höheres Alter als das Königreich Ghana haben würde. Es steht fest, daß die Herrscher von Mali, die sich offiziell zum Islam bekannten, den ihre Beamten und Kaufleute bis nach Gambia und an die Grenzen Bitus verbreiteten, dennoch niemals

[237] *G. Dieterlen,* Mythe et organisation sociale en Afrique occidentale, in: Journal de la Société des Africanistes, XXV, 1955, S. 39–76, und XXIX, 1959, S. 119–138.

aufgehört haben, als religiöse Häuptlinge in althergebrachter Weise ihren Einfluß auf die Bauernbevölkerungen auszuüben. Dieser Einfluß machte sich wahrscheinlich über geheime Einweihungsgesellschaften geltend. Zweifellos sahen die Mali-Herrscher in diesem politischen Verhalten keinen Widerspruch. Der Islam bot ihnen eine zusätzliche Sicherung, die sie keineswegs dazu verpflichtete, die volle Rückendeckung der alten Religion aufzugeben.

d) Timbuktu und Djenne

Als Mali auf seinem Höhepunkt war, begann der Aufstieg zweier großer Städte, mit deren Entwicklung die schon angedeutete Neuorientierung der Austauschverhältnisse im transsaharischen Handel Hand in Hand geht. Diese beiden Städte, Djenne und Timbuktu, standen in enger Verbindung miteinander, wobei Timbuktu die Rolle des „Hafens" der Sahara-Karawanen spielte, während das im Innern am Banifluß gelegene Djenne für sudanische Produkte und Importwaren des Saharahandels der Stapelplatz war.

Das im 13. Jh. von den Tuareg gegründete Timbuktu war zuerst ein einfaches Lager der Nomaden, die sich im Winter in der Nähe des Niger aufhielten, im Sommer aber das Gebiet von Arawan bewohnten. Hier bildeten sich bald ein Markt und ein Stapelplatz, deren Betriebsamkeit nach und nach die von Walata ersetzte, das bis dahin diese Rolle gespielt hatte. Die Stadt bestand zuerst aus Strohhütten, an deren Stelle bald aus Tonziegeln errichtete Häuser traten. Wenn auch nach Ibn Batuta die Bevölkerung zum großen Teil aus Tuaregs bestand, so erhielt sie doch sehr schnell von den verschiedensten Seiten einen schwarzafrikanischen Bevölkerungsanteil. Die handeltreibende Bevölkerung, die sich den Erpressungen der Tuareg-Nomaden nicht unterwerfen wollte, suchte beim Mali-Herrscher und später beim Herrscher von Gao Schutz. Der Tarich El Fettach [238] zählt, wahrscheinlich für das Ende des 16. Jh., 26 Werkstätten von Schneidern auf, die im Durchschnitt 50 Lehrlinge beschäftigten, einige davon sogar 70 bis 200. Es bestanden 150 bis 180 Koranschulen, von denen die angesehensten mehr als 100, ja sogar 150 Schüler hatten. Diese Angaben, verbunden mit unserer Kenntnis der Größe der Stadt im 15. Jh., erlauben die Schätzung der Einwohnerzahl während dieser Zeit auf etwa 25 000.[239]

Die Einwohnerschaft des zur gleichen Zeit gegründeten Djenne scheint von Anfang an ein buntes Völkergemisch gewesen zu sein, in dem Sanhadja-

[238] Ausgabe Paris 1913, S. 315/16.

[239] *R. Mauny,* Tableau géographique, a. a. O., S. 497.

Berber eine gewisse Rolle spielten, den beherrschenden Platz jedoch die schwarzen Wangara-Kaufleute einnahmen. Sein Oberhaupt, das um 1300 zum Islam übergetreten war, zahlte Mali Tribut. Die Stadt war ein Leibgedinge der Ehefrau des Mali-Herrschers, in deren Namen ein beamteter Sklave den Tribut einzog. Ihre Bevölkerungszahl darf für das 16. Jh. auf 10 000 bis 15 000 Einwohner geschätzt werden.[240]

Ungeachtet des politischen Umschwungs, der sich am Ende des 14. und im 15. Jh. vollzog, vermehrte sich der Reichtum dieser Städte unaufhörlich, um seinen Höhepunkt im 16. Jh. zu erreichen. Vielleicht waren es gerade die politischen Wechselfälle, die dieses Wachstum begünstigten, das sich im selben Maße vollzog, in dem die ökonomische Bedeutung der Hauptstadt Malis absank.

e) Das Reich Gao

In der Tat beginnt mit der zweiten Hälfte des 14. Jh. der Niedergang Malis. Seine Kräfte sind durch Auseinandersetzungen innerhalb der Königsfamilie geschwächt, die die Nachkommen des Sohnes Musas, dem der Vater entgegen dem Brauch die Nachfolge gegeben hatte, mit jenen von Musas Bruder Suleiman führten. Gegen 1390 – in diesem Jahr hören die Angaben Ibn Khalduns auf – hat das Mali-Reich noch den Hauptteil seines früheren Umfanges: Sila und Tekrur sind Vasallen, Goddala, Lemtuna und Messufa zahlen Tribut. Aber seit dem 15. Jh. ist es gehäuften Angriffen ausgesetzt. Um 1400 werden die östlichen Provinzen bis in die Gegend des Debo-Sees vom Yatenga-Naba geplündert, 1443 bemächtigt sich der Tuareg-Häuptling Akil der Städte Arawan, Walata und Timbuktu, 1468 werden Timbuktu und Djenne von den Songhai annektiert, 1480 folgt ein neuer Einfall seitens des Yatenga-Naba, der Walata plündert. Am Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jh. dehnt sich Gao weiter über das Nigertal, dann über die Sahel und bis nach Tekrur aus. Dennoch setzt Mali seine Gegenwehr fort und unterliegt endgültig erst nach dem Sturz seines Hauptfeindes, des Songhai-Reiches Gao.

Es ist nicht sicher, ob die arabischen Quellen, nach denen der Brennpunkt der sudanischen Kultur im Laufe der Jahrhunderte von Westen nach Osten gerückt ist, die wirkliche Perspektive nicht etwas verzerren.

In der Glanzzeit Ghanas war eine andere, am Mittelniger gelegene Stadt der Mittelpunkt eines bedeutenden Staates. Es handelt sich um die Stadt Kukia oder Gungia. Von ihrem König berichtet Ibn Haukal – was er auch

[240] Ebenda, S. 500.

vom König von Ghana behauptet –, er habe (im 10. Jh.) den Tribut des Berber-Königs von Audogast empfangen. Ein Jahrhundert später versichert uns El Bekri, daß die Einwohner dieser Stadt Mohammedaner sind, die Landbevölkerung der Umgebung jedoch Heiden seien. Man tauschte in Kukia Salz, Kaurimuscheln, Kupfer und Euphorbium gegen Goldstaub der benachbarten Goldfelder. „Von allen Negerländern", heißt es bei ihm, „ist es das, welches die größte Menge von diesem Metall hervorbringt". Wir haben allerdings keine genaue Kenntnis vom Abgangsort der Karawanen, die nach Gungia zogen. Möglicherweise verlief ihr Weg von Tripolitanien über die alte Wagenstraße der Zentralsahara. Man glaubt heute, die Lage von Kukia-Gungia stromabwärts von Gao festgestellt zu haben.[241] Der gleiche Autor erwähnt im 11. Jh. auch Gao am Niger.

Wie in Ghana unterschied man hier zwischen zwei Städten, von denen die eine von mohammedanischen Kaufleuten bewohnt, die andere königliche Residenz war. Der König war zum Islam bekehrt worden, die Einwohner werden als Götzendiener bezeichnet. Man kann für Gao mit demselben Recht wie für Kukia annehmen, daß zu jener Zeit Handelsbeziehungen zu Ghadames und Wargla bestanden haben und daß andererseits die ostsaharischen Karawanenstraßen ihr Ziel in Kukia fanden.

Das aus Dendi im Norden Dahomeys stammende Volk der Songhai zog der Überlieferung gemäß allmählich den Nigerstrom aufwärts. Die Einnahme ihrer Hauptstadt Kukia durch die Lemtaberber um das 7. Jh. war vielleicht der Grund, daß die Sorko genannten Fischer, die ein Teil der Songhai waren, auswanderten. Diese seien den Niger aufwärts gezogen, hätten Gao gegründet und wären bis Mopti vorgedrungen, wo ihnen der Widerstand der Bozo-Fischer Einhalt geboten habe. Die in Kukia regierende Dynastie der Dja oder Za[242] dehnte ihre Herrschaft nach Norden aus, indem sie sich 890 in den Besitz von Gao setzte. Der fünfzehnte „Za" sei unter dem Einfluß der mohammedanischen Kaufleute aus Gao zum Islam übergetreten und habe diese Stadt zu seiner Hauptstadt gemacht (1009 oder 1010).

[241] Siehe *J. Rouch,* Les Songhay, Paris 1954; *derselbe,* Contribution à l'histoire des Songhay, Dakar 1953.

[242] Vgl. *J. Boulnois* und *Boubou Hama* (L'Empire de Gao, Paris 1954). Der „Tarich es Sudan" schreibt dieser Dynastie einen „jemenitischen" Ursprung zu, was zu den zweifelhaftesten Überlieferungen dieser Art gehört. Es handelt sich bei diesem „jemenitischen Ursprung" sichtlich um eine Interpolation, die nach der Islamisierung vorgenommen wurde. Damit sollte der Dynastie ein arabischer Anstrich gegeben werden.

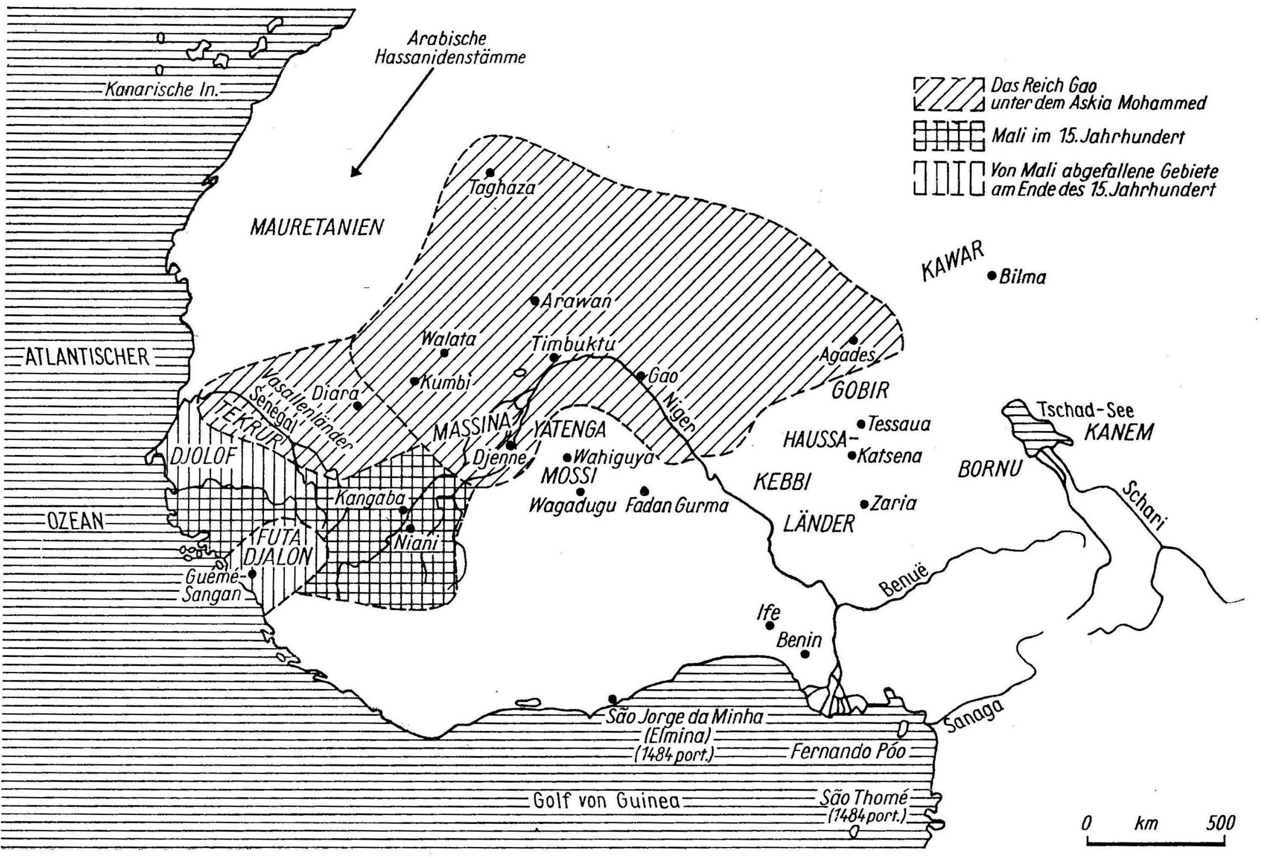


Abb. 18. Das Reich Gao

Das Songhai-Reich, über das wir in den folgenden Jahrhunderten keinerlei Nachricht haben, war im 14. Jh. Vasall Malis. Gegen Ende des 14. Jh. löste es sich von ihm. Sein Oberhaupt – das noch immer der gleichen Dynastie angehörte – nahm den Titel „Sonni" an. Der achtzehnte Sonni, Ali (mit dem Beinamen „der Große", 1464–1492), war der eigentliche Begründer des Reiches. Er bemächtigte sich Timbuktus, das er den Tuareg abnahm, wie auch Djennes, was für Mali den Todesstoß bedeutete. Ali war vor allem ein rastloser Krieger, der sich ständig auf Feldzügen befand, denn sein Reich, das den ganzen Nigerbogen zwischen Dendi und Mopti umfaßte, war von vielen Feinden bedroht, die ebenfalls das Erbe Malis beanspruchten. Vorstöße des Mossi-Herrschers von Yatenga gegen Walata und die Nigerufer galten ihm ebenfalls und noch mehr als Mali. 1483 verfolgt Sonni Ali den Yatenga-Naba, nachdem er ihn im Süden des Debo-Sees geschlagen hatte, bis in das Königreich Yatenga. Auf diesem Kriegszug greift Ali auch die Dogon an, ohne den Fluchtort dieses Volkes, den Felsrücken von Bandiagara, erobern zu können. Desgleichen kämpft er gegen die Fulbe, die sich im Massina-Gebiet festgesetzt haben und deren Ausdehnung nach Osten jetzt beginnt. Die mohammedanischen Autoren – insbesondere von Timbuktu – verziehen Ali niemals seine Gewalttätigkeiten an den islamischen Gelehrten. Obwohl selbst Mohammedaner, soll er nach der Einnahme dieser Stadt viele Gelehrte haben hinrichten lassen. Dementsprechend wußten mohammedanische Autoren von Ali in den schwärzesten Farben zu berichten.[243] Feststeht, daß Sonni Ali als Krieger und Eroberer Kaufleuten und orthodoxen Propagandisten des Islam wenig freundlich gegenüberstand.

Sein Sohn, der ihm nachfolgte, wurde nach einigen Monaten von einem Unterfeldherrn seines Vaters, Mohammed (Mamadu, 1493–1529), gestürzt. Man erwägt, ob die Bezeichnung „Towri", die ihm der Tarich El Fettach gibt, den Sarakolle-Familiennamen Touré vertritt oder ob sie einfach „Herkomme von Tekrur, Tukulör", bedeutet. Auf alle Fälle war Mohammed fremder Abkunft. Der Usurpator nahm den Titel „Askia" an und gründete eine neue Dynastie. Der Askia Mohammed war der „Verwaltungskönig" des Songhai-Reiches. Er vollendete die Isolierung des zusammengeschmolzenen Mali-Reiches, indem er seine Herrschaft über die Sahel bis an den Senegal ausdehnte. Am Senegal stößt er mit den Fulbe des Futa Toro zusammen und fügt ihnen eine Niederlage zu. Im Osten besetzt er Dendi und

[243] Sonni Ali gehörte der mohammedanischen Sekte der Kharedjiten an, während die Mohammedaner Timbuktus orthodoxe Sunniten waren. (Freundliche Mitteilung von D. A. Olderogge.)

benachbarte Gebiete, wo Sonni Alis Sohn wieder ein unabhängiges Königreich hergestellt hatte. Er dehnt seine Macht auf einen Teil des Haussa-Gebiets aus, schlägt die Tuareg und bemächtigt sich Agades', das tributpflichtig wird. Das Reich erstreckt sich nun vom unteren Senegal im Westen bis nach Air und den Grenzen Bornus im Osten, von Segu im Süden bis zur Zentralsahara.

Es war in vier Vize-Königreiche und mehrere Gouvernements eingeteilt. Der Askia Mohammed richtete ein reguläres Steuersystem ein. An die Stelle der Volksaufgebote, die bis dahin bei jedem Feldzug üblich waren, und das wahrscheinlich auch in Ghana und Mali, setzte er in der ersten Zeit seiner Herrschaft ein aus Sklaven und Kriegsgefangenen gebildetes stehendes Heer. Das Heer war über das Reich verteilt und wirkte als Polizei. Unterstützt wurde es durch eine Barken-Flottille auf dem Niger. In volkswirtschaftlicher Hinsicht war das Werk Mohammeds nicht weniger ansehnlich. Der Hebung der feldbaulichen Erzeugung dienten Bewässerungskanäle vom Niger und die Ansiedlung jüdischer Gärtner aus der Oase Tuat. Maße und Gewichte wurden vereinheitlicht. Der Askia beutete die Salinen von Taghaza aus, die schon seit der Zeit Ghanas den Sudan beliefert hatten, und zog tripolitanische Kaufleute nach Timbuktu und Gao.

Scheinbar ist es unerklärlich, wieso dieses Reich keine längere Lebensdauer hatte. Es verfügte über eine zentralisierte und hierarchische Organisation sowie über größeren Umfang als seine Vorläufer Ghana und Mali. In gewisser Beziehung war es entwickelter als diese.

Zu den Schwächen der vorhergehenden Reiche – besonders was die Auseinandersetzungen unter den verschiedenen Zweigen der herrschenden Dynastie betrifft – kommen im Songhai-Reich noch andere hinzu. Dem Reiche fehlte ein festes, zusammenhängendes geographisches Zentrum. (Das Nigertal, die Zentrallinie des Reiches, die sehr zerstreute Reichsteile verband, ist von Mossi und Fulbe bedroht.) Seine Einheitlichkeit war geringer als die seiner Vorgänger. Das Songhailand war nicht der ökonomische Brennpunkt des Reiches. Selbst die Hauptstadt Gao nahm sich, als Handelszentrum betrachtet, bescheiden aus. Das Königshaus war fremden Ursprungs.

Es treten bereits gewisse Entwicklungszüge hervor, die sich in der Folge verstärken werden. Im gleichen Maße, in dem die gesellschaftliche Entwicklung fortschreitet und der Staat durch Trennung vom Volke fortgesetzt schärfere Konturen erhält, büßt er von seiner Festigkeit ein. Einst strömte sie ihm aus der gentilen und stammesmäßigen Bindung zu, so daß der Familienrat des „königlichen Hauses" seinen Einfluß auf Könige und Thronbewerber erstreckte. Die Könige schmückte das Ansehen, das der Familie

„nationaler" – mangels besseren Ersatzes muß man diesen unpassenden, anachronistischen Begriff gebrauchen – Häuptlinge zukam, die durch beiderseitige Rechte und Pflichten miteinander verbunden waren, da die Solidarität des Volkes die Klammer des Reiches bildete.

Mohammed I. Askia suchte diese Schwäche auszugleichen, indem er sich auf den Islam zu stützen suchte, was bis zu einem gewissen Grade auch Kango Musas Ziel gewesen war. Mit dem marokkanischen Reformator Merhili stand er in fortgesetzter Verbindung. Während seiner Wallfahrt nach Mekka, die er 1497 unternimmt und von wo er sehr verschuldet zurückkehrt, spendet er zu religiösen Zwecken wiederholt große Beträge. Der Scherif von Mekka verleiht ihm dafür den Kalifentitel – Beherrscher der Gläubigen – für die Länder des Sudan.

Die von Sonni Ali vertriebenen Gelehrten ruft Mohammed zurück, andere sucht er nach Songhai zu ziehen. Unter seiner Regierung werden Timbuktu und Djenne mehr als je zu Kulturmittelpunkten. Gelehrte und berühmte Schriftsteller des Maghreb statten Timbuktu ihren Besuch ab, wobei sie die Vorlesungen ihrer schwarzen Kollegen hören. Hier entwickelte sich im 16. und 17. Jh. eine ganze Literatur in arabischer Sprache, während tiefgreifende Veränderungen als Vorboten des Verfalls sich in der gesellschaftlichen und politischen Ordnung bemerkbar machten.

Trotz der Bürgerkriege und der Kämpfe von Thronprätendenten, die sich nach der Regierung des erblindeten, 1528 von seinem eigenen Sohn abgesetzten Mohammed I. Askia entwickelten, behauptete sich Songhai bis zum Ende des 16. Jh. und erlebte unter dem Askia Daud (1549–1582) sogar eine neue Periode der Ruhe und der Wiederherstellung seines Einflusses. Da der Schwerpunkt des Songhai-Reiches weitab von der Küste im Osten lag, blieb der atlantische Küstensaum seinem Einfluß entzogen. Seit dem Beginn des 16. Jh. gehört durch das Vasallenkönigreich Diara Tekrur zum Songhai-Reich. Im Süden hatte sich im 14. Jh. das Königreich Djolof gebildet, das vom unteren Senegal bis an den Gambia reichte. Seine Vasallenstaaten (Walo, Kayor, Baol und Salum) begannen sich im 16. Jh. von ihm loszulösen.

Sein verhältnismäßiger Quellenreichtum war uns Anlaß, dem senegalesisch-nigerischen Sudan einen großen Platz zuzubilligen. Wir müssen nun der Entwicklung einer Reihe anderer Staaten in der gleichen Periode (10. bis 15. Jh.) unser Augenmerk zuwenden.

f) Die Haussa-Städte

So bildeten sich im Norden des heutigen Nigeria und im Süden der jetzigen Republik Niger um das 11. Jh. die Haussa-„Städte“ heraus, überlieferungsgemäß in der Siebenzahl, wogegen ihre wirkliche Zahl im Laufe der Geschichte wechselte. Ausgehend von der Mutterstadt Daura, verteilten sich die Haussa über dieses Gebiet und gründeten die Staaten Kano, Zegzeg (Zaria), Gobir, Katsena, Rano, Wangara. Die Mehrzahl dieser Staaten hatte eine befestigte Stadt zum Mittelpunkt. Diese war zugleich kommerzielles und handwerkliches Zentrum. In ihrer Bewohnerschaft verschmolzen ethnische Elemente sehr verschiedener Herkunft. Als geschickte Eisen-, Kupfer- und Wollverarbeiter exportierten die Handwerker ihre Erzeugnisse bald bis nach Nordafrika. Dennoch behielten die Haussa-Fürstentümer gewisse archaische Besonderheiten, die übrigens zu ihrer Widerstandskraft beitrugen. Die Bauern, hocherfahrene Landwirte, haben anscheinend lange Zeit ähnliche Lebensumstände wie Palänegride, die sie zu Beginn zweifellos waren, beibehalten. In den Städten, und vor allem in den Dynastien, scheinen von der legendären Gründerin Daurama bis zur Königin Amina von Kano im 15. Jh. Frauen eine bedeutende Stellung innegehabt zu haben. Erst im 14. Jh. bekehrten sich die Fürsten unter dem Einfluß von Mandingo-Kaufleuten zum Islam. Aber das flache Land blieb heidnisch, und die animistischen Gebräuche reichten unter schwacher islamischer Tünche bis in die Städte hinein.

Die Haussa waren keine Eroberer, vielmehr hatten sie wiederholt die Übergriffe und die Oberherrschaft der benachbarten Reiche (Songhai im Westen, Bornu im Osten) zu ertragen. Vom 15. bis zum Ende des 16. Jh. nötigte der König von Kebbi – dessen Bevölkerung vermutlich aus einer Verschmelzung von Songhai und Haussa hervorgegangen ist – den Haussa-Städten seine Schutzherrschaft auf. Aber ungeachtet dieser politischen Wechselfälle bewahrten die Städte bis zur fulischen Eroberung im 19. Jh. eine bemerkenswerte innere Festigkeit. Ihre Geschichte ist uns wenig bekannt, wenn auch im 16. und 17. Jh. Lokalgeschichten der einzelnen Haussa-Städte in arabischer Sprache verfaßt wurden. Diese Geschichtswerke wurden von den Fulbe in dem Bestreben vernichtet, die Erinnerung an ihre Vorgänger gänzlich zu beseitigen.

g) Das Reich Bornu

Weiter im Osten, an den Ufern des Tschad-Sees, entstand das Reich Bornu. Wir sind über seine Ursprünge, die im 9. (?) Jh. liegen sollen, wenig unterrichtet. Eine aus den Teda hervorgegangene heidnische Dynastie soll ihre Macht über eine Reihe von Gebieten tedasprachiger Bevölkerung (Tibesti) und kanurisprachiger Bevölkerung (Kanem im Norden und Bornu im Westen des Tschad) errichtet haben. Ihre Hauptstadt war Njimi [244] in Kanem. Einer der Könige dieser Dynastie (Hume, 1085–1097?) soll sich zur selben Zeit zum

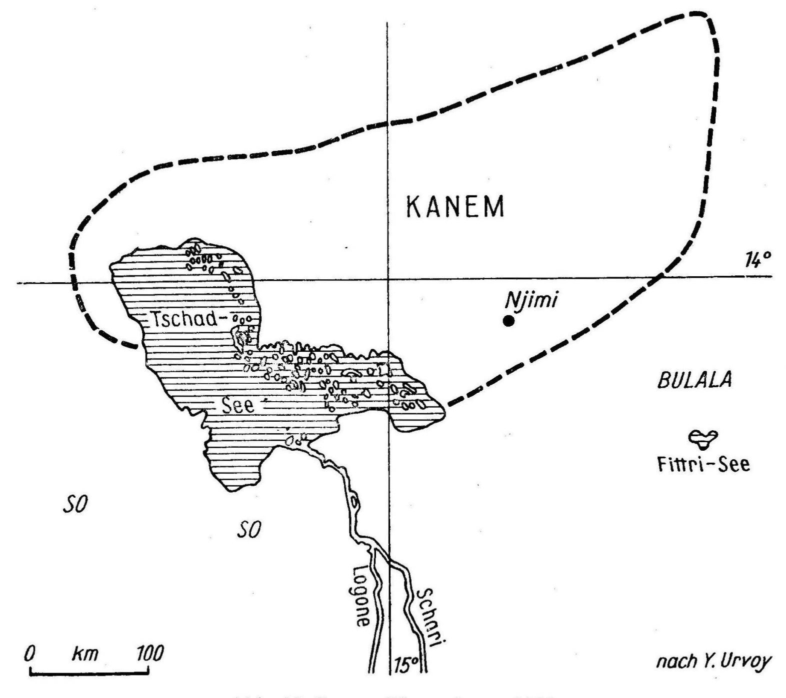


Abb. 19. Bornu (Kanem) um 1100

[244] Urvoy nimmt die Örtlichkeit Njimis im Osten des Tschad-Sees an. *A. D. H. Bivar* und *P. L. Shinnie* glauben, daß sich die Örtlichkeit Njimis an der Stelle der Ruinen von Garoumélé – im Westen des Tschad-Sees auf dem gegenwärtigen Territorium der Republik Niger – befunden habe. (Old kanuri capitals, in: Journal of African History, III, 1, 1962, S. 1–10)

Islam bekehrt haben, als die Almoraviden im Westen dem Islam die bereits erwähnten Fortschritte verschafften. Diese zeitliche Übereinstimmung zeigt die Berechtigung zu der Frage, ob über die Wirksamkeit der Almoraviden hinaus die Ausbreitung des Islam im Sudan während des 11. Jh. nicht tieferen Ursachen zuzuschreiben ist. Die alte Dynastie wurde am Ende des 12. Jh. durch eine mohammedanische, die aus Kanem stammte, ersetzt. Am Ende des 13. Jh. erstreckte sich das Reich mit Kanem als Mittelpunkt über Bilma und Tibesti im Norden, Bornu im Westen; zeitweilig habe es Fessan und das Königreich Kano in die Lage von Vasallen gebracht. Wahrscheinlich erklären die Beziehungen zum Mittelmeer, die über Fessan liefen, die ökonomische und politische Entwicklung dieses Gebiets. Die sehr genau geregelte Organisation der Monarchie erinnert an die anderer afrikanischer Staaten. Ein Großrat von zwölf Beamten, die mit gebietsweiser Befehlsgewalt ausgestattet waren, kontrolliert den Sultan. Es handelt sich um einen wahrhaftigen Familienrat des königlichen „Hauses", für den der König lediglich der beaufsichtigte Präsident ist. Y. Urvoy bemerkt hierzu: „Die militärische Macht war nicht das einzige Element des Ansehens der Sefuwas.[245] Die Entwicklung der Kultur, welche die neue politische Form und die Beziehungen zu Ägypten erlaubten, machte sich weithin bemerkbar. Kanem ist im Mittelalter wirklich der zivilisatorische Brennpunkt des mittleren Sudan gewesen, wie Mali als Erbe Ghanas für den Westsudan. Die heutige sudanische Kultur, die sich von der arabischen wie von derjenigen der negroafrikanischen Stämme des Südens derart unterscheidet, hat sich in diesen zwei Zentren herausgebildet." [246]

Die Umtriebe der Prinzen der Königsfamilie, die Revolten der Teda, bildeten seit dieser Zeit jedoch ein Hindernis für die innere Festigkeit. Im 14. Jh. erwähnt Ibn Batuta das Land Bornu als „bewohnt von Muselmanen, die die Herrschaft eines Königs namens Idris anerkennen. Dieser König zeigt sich niemals in der Öffentlichkeit, er spricht nur durch einen Vorhang" [247]. Vor diesem Herrscher (Idris I.) hatte unter der Regierung des Sultans Ibrahim (1288–1304) die Empörung des Vasallenstammes der Bulala begonnen, die die Könige dazu veranlaßte, Kanem aufzugeben, um Bornu zum Zentrum ihrer Besitzungen zu machen, was zur Zurückdrängung der So, der Vorbewohner der Ufer des Tschad-Sees, führte. Zu Beginn des 16. Jh. gelang Idris II. die Rückeroberung Kanems.

[245] Name der regierenden Dynastie.

[246] Y. *Urvoy,* Histoire de l'empire de Bornou, Paris 1949.

[247] Ein häufiger Charakterzug der afrikanischen Monarchien. *Ibn Batuta,* Voyage dans le Soudan, Traduction Slane, a. a. O., S. 51.

h) Die Mossi-Königreiche

Weiter im Süden boten seit ihrer Gründung im 14. Jh. die Mossi-Königreiche, deren Struktur weiter oben beschrieben wurde, das Beispiel einer bemerkenswerten Stabilität.[248] Ihren jetzigen Umfang und ihre endgültige Organisationsform erreichten sie wahrscheinlich im 15. Jh. Von diesen Königreichen trat einzig Yatenga auf Grund seiner Lage in der Nachbarschaft des reichen Nigertals mit kriegerischen Vorstößen gegen die Nachbarstaaten hervor, die schon erwähnt wurden. Diese Streifzüge lösten Gegenunternehmungen der Nachbarn der Mossi-Reiche, speziell der Songhai, aus, ohne daß die Staatsgewalt der Nabas dadurch aus den Fugen geriet. Die schwache Entwicklung des Handels, der unter Staatskontrolle von einer kleinen Anzahl mohammedanischer Sarakolle- oder Mandingo-Kaufleute ausgeübt wurde – sie bildeten eine Art Kaste, die der „Yarse" –, erklärt ohne Zweifel die Stabilität der gesellschaftlichen und politischen Organisation, die somit vor Keimen der Auflösung geschützt geblieben war.

i) Benin

Eine der belangreichsten und schwierigsten Fragen haben wir noch zu klären, und zwar die der Yoruba-Städte, deren außerordentliche Wichtigkeit wir bereits erwähnten. Ihre Kultur, wie sie die Ausgrabungen in Ife zutage förderten, übertrifft in ihren Kunstgegenständen die Kultur der sudanischen Länder. Ohne Zweifel erreichte diese Kultur ihren Höhepunkt im 13. Jh. Aus Mangel an schriftlichen Quellen ist uns ihre Geschichte aber nicht bekannt. Soweit sich die Organisation ihrer Staaten nach den neuzeitlichen ethnologischen Quellen über diese Städte und Königreiche beurteilen läßt, war sie von Resten der Stammesorganisation durchsetzt (stark beschränkte Monarchie, ethnische Solidarität). Sie beruhte jedoch auf der Entwicklung einer städtischen Zivilisation (befestigte, oft sehr bevölkerte Städte), die gewisse Ähnlichkeit mit jener der Haussa-Länder aufwies.

Im eigentlichen Yorubabund stand jede Stadt unter ihrem besonderen König oder Häuptling, der den Titel Oba führte. Alle diese Häuptlinge

[248] Die bisher anerkannten Chronologien führten die Gründung der Mossi-Reiche auf das 11. bis 12. Jh. zurück. Die neuesten Untersuchungen haben eine beträchtliche „Verjüngung" dieser Chronologien erbracht. (Vgl. Y. *Person,* Tradition orale et chronologie, in: Cahiers d'Études africaines, 1962, S. 462–476.)

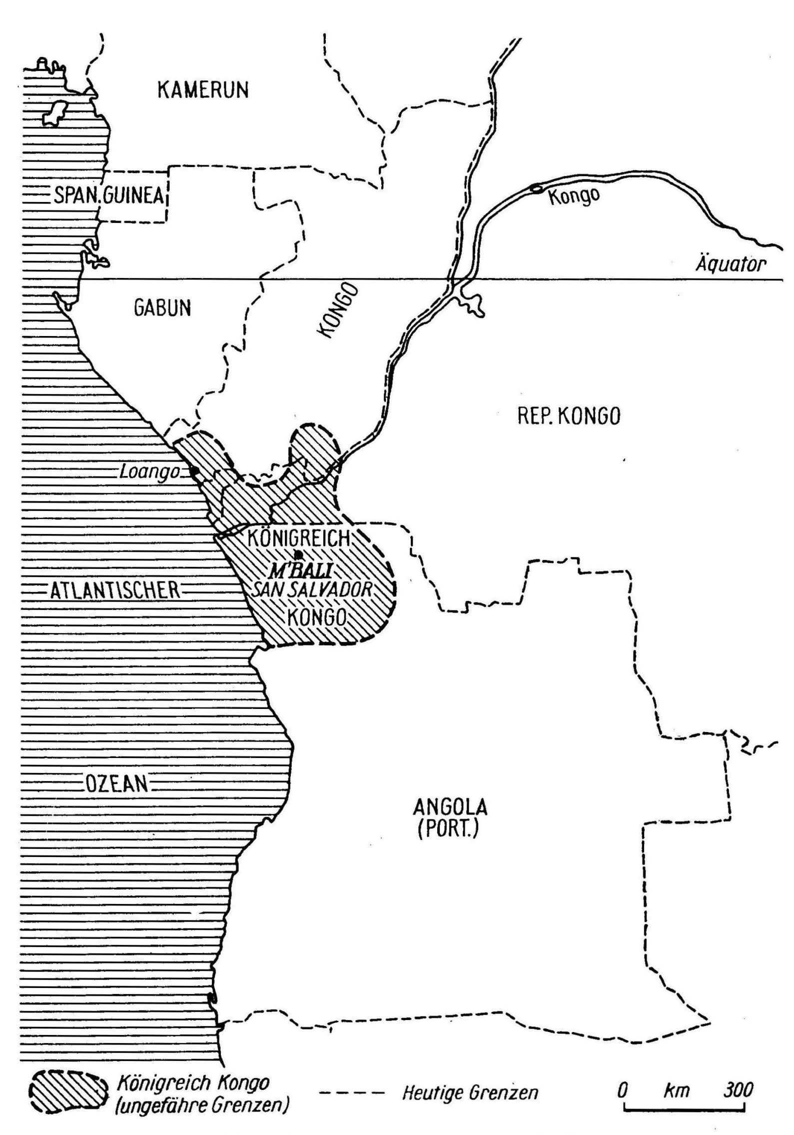


Abb. 20. Das Reich Kongo im 16. Jh.

erkannten jedoch die Oberherrschaft des Alafin von Oyo [249] und die oberste Zuständigkeit in religiösen Fragen des Oni von Ife an. Die tatsächliche Macht aber lag in den Händen eines Rates vornehmer Beamter, der jährlich die Frage prüfte, ob der gerade regierende Alafin seine Regierung fortsetzen oder seinem Leben ein Ende machen solle. In diesem letzteren Falle übersandte man ihm Papageieneier. Dieser Amtsadel (Oyo misi) wiederum befand sich unter der Kontrolle der Geheimgesellschaft der Ogboni. Die Ogboni waren eine zweigradige, abgeschlossene Geheimgesellschaft, die nur gewisse Ältere beiderlei Geschlechts aus der Stammesaristokratie aufnahm.[250] Das Königreich Bini oder Benin war nach der Überlieferung von einem aus Ife stammenden Yoruba-Mann gegründet worden. Das Gebiet dieses Reiches entsprach dem Siedlungsgebiet der Stammesgruppe der Edo. Im 12. Jh. soll sich Benin gegenüber Ife verselbständigt haben. Dem zweiten König, der im 13. Jh. regierte, schreibt man die Errichtung einer befestigten Umwallung und die Einführung der Bronzegießkunst mit Hilfe eines aus Ife bestellten Gießmeisters zu.

Der Islam spielte für das Yoruba-Land keine bedeutende Rolle, wie sich auch überhaupt keinerlei äußere Einflüsse in diesem Gebiet belegen lassen. Damit stehen uns für die ältere Zeit nur archäologische Quellen zur Verfügung. Es ist aber sehr schwer, damit die ökonomischen und gesellschaftlichen Zustände dieser Städte im 13. Jh. und 14. Jh. zu rekonstruieren, wenn auch die Tatsache ihres späteren Verfalls unbestreitbar ist.

j) Kongo

Außerhalb der von uns aufgezählten Länder gibt es in unserem Untersuchungsgebiet keine Beweise für die Existenz organisierter Staaten.[251] Die „Königreiche" von Loango und Kongo – das letztere bildete sich im 13. Jh. heraus – waren anscheinend nur Stammesbünde, die das Stadium der staatlichen Organisation noch nicht erreicht hatten, als die Portugiesen mit ihnen in Kontakt traten. In diesen Ländern beherrschte man die Kupfer- und Eisenverhüttung und stellte durch Verweben der Raphiafaser Stoffe her. Eine Muschelart, die man am Strande der Luanda-Insel sammelte, wurde als

[249] Ife ist die religiöse Zentrale, Oyo die politische Hauptstadt. Oni und Alafin stellen Titel dar.

[250] Vgl. *P. Morton-Williams,* The Yoruba ogboni cult in Oyo, in: Africa, XXX, 4, Okt. 1960, S. 362–374.

[251] Unser Untersuchungsgebiet schließt Ost- und Südafrika aus.

Geld verwendet.[252] Der Kontakt mit den Portugiesen und die Entwicklung des Austauschs beschleunigten die Entwicklung (Erbauung der Königsstadt Mbali – San Salvador – und Ausbreitung des Christentums), führten jedoch, nachdem der Sklavenhandel der Hauptzweck der portugiesischen Wirksamkeit geworden war, zum völligen Zusammenbruch des Staates und zu einer rückläufigen Entwicklung. Damit sehen wir uns einer neuen Periode der afrikanischen Geschichte gegenüber.

3. *Zeitalter des Sklavenhandels*

Vom 16. bis zur zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts

a) Die ursprüngliche Akkumulation und der Sklavenhandel

Bis zum 16. Jh. hatte Schwarzafrika, seinem eigenen Entwicklungsweg folgend, vorgeschrittene Zivilisationen hervorgebracht; im 11. Jh., zur Zeit Ghanas, wäre der Vergleich mit dem Westeuropa jener Zeit auf vielen Gebieten zum Vorteil Schwarzafrikas ausgefallen. Die Kontakte mit der Außenwelt, im wesentlichen mit der arabischen Welt, wirkten auf diese Entwicklung in günstiger Weise ein. Diese Entwicklung zeigte ohne Zweifel widersprüchliche Seiten. Das Entstehen der großen Reiche, das auf einer wachsenden Differenzierung nach antagonistischen Gesellschaftsklassen beruhte, hatte zum Nutzen von Minderheiten (Kriegsadel, städtische Kaufleute) die Lage der bäuerlichen Massen verschlechtert. Aber diese Erscheinung ist ein durchgehender und allgemeiner Charakterzug. Die Entwicklung solcher ausbeuterischer Minderheiten, die von der quälenden Sorge des Existenzkampfes und den Mühen der Handarbeit befreit sind, sorgte in allen Zivilisationen für geistige Fortschritte und bereitete den Übergang zu entwikkelteren Produktionsweisen vor. Wären die Kontakte mit der europäischen Zivilisation jener Zeit nach dem Beispiel jener mit der arabischen Zivilisation auf der Basis eines Handels zwischen gleichberechtigten Partnern verlaufen, hätten sie positive Wirkungen ausüben und die Reifung einer großen, eigenwüchsigen Kultur beschleunigen können. Die historischen Umstände bewirkten, daß diese Kontakte im wesentlichen eine negative Wir-

[252] Diese *nzimbu* genannten Muscheln (wahrscheinlich *olivancillaria nana Lamarck*, Varietät *minor Dunker)* werden im 16. Jh. durch von den Portugiesen importierte Kauris ersetzt. Wie die *nzimbu* fanden auch diese zu magischen Zwecken und als Geld Verwendung. *(F. Pigafetta* und *D. Lopez.* Description du royaume du Congo et des contrées avoisinantes, 1591, Übersetzung von W. Bal, Louvain 1963, Anm. 37.)

kung hatten. Um die Gründe dafür zu verstehen, erscheint es notwendig, an die grundlegenden Umwandlungen zu erinnern, die im Mittelalter die europäische Gesellschaft erlebte.[253]

Das Ende der antiken griechisch-römischen Sklavenhalterkultur bedeutete zunächst einen Rückgang auf allen Gebieten. Der mittelmeerländische Markt verschwand, mit ihm zum Teil die Städte, die im allgemeinen verkümmerten. Die Kultur verfiel überhaupt. Die Rückkehr zu einer selbstgenügsamen abgeschlossenen Wirtschaft, wo jedes Dorf oder jedes Gebiet seine Bedürfnisse aus eigenen Hilfsmitteln, die fast ausschließlich landwirtschaftlicher Herkunft waren, bestritt, diente den feudalen Gesellschaftsverhältnissen zur Grundlage. Eine Klasse von Feudalherren, die entweder Krieger oder Geistliche waren, lebte von dem Mehrprodukt aus der Arbeit der Bauern.

Aber in diesem so finster und barbarisch wirkenden europäischen Mittelalter reiften die Keime künftigen Fortschritts. Indem die Arbeit des Sklaven durch die des Bauern mit selbständiger Wirtschaft ersetzt wurde, der selbst in der härtesten Leibeigenschaft am Fortschritt seiner eigenen Produktion interessiert war, befreite der Feudalismus die von dem alten Gesellschaftssystem gefesselten Produktivkräfte. Im Vergleich zur Antike waren diese finsteren Jahrhunderte solche des technischen Fortschritts, des Fortschritts der Landwirtschaft, der Verbreitung der Wassermühle, der Einführung des modernen Pferdegespanns, der Verbesserung der Steuertechnik der Schiffe.

Seit den Kreuzzügen erlaubt das Anwachsen des Mehrprodukts infolge der bis dahin eingeführten technischen Fortschritte die Wiedergeburt der Kaufmannswirtschaft. Aus derselben Ursache erklären sich ein neuer Aufschwung der städtischen Kultur und die Entwicklung einer selbständigen handwerklichen Kleinproduktion in den Städten. Der Kaufmann bereichert sich, macht den Feudalherrn ökonomisch von sich abhängig und verdrängt ihn oft. Besonders in den Städten Italiens erscheinen die ersten kapitalistischen Produktionselemente. Aber im allgemeinen entwickelte sich die Kaufmannswirtschaft weiterhin „in den Poren" der feudalen Gesellschaft, die sie mehr und mehr von sich abhängig macht, ohne die Feudalverhältnisse, die noch mehrere Jahrhunderte (in Frankreich bis 1789) bestehen werden, wirklich aufzulösen.

[253] Über diese Probleme, die hier nur sehr kurz erwähnt werden können, vergleiche *F. Engels,* Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates, in: *Marx/Engels,* Ausgewählte Schriften, Bd 2, Berlin 1960; Recherches Internationales, Nr 2, Mai/Juni 1957 (État et classes dans l'Antiquité esclavagiste), und *K. Marx,* Das Kapital, besonders Buch I, 7. Abschn., 24. Kap., „Die sogenannte ursprüngliche Akkumulation", in: *Marx/Engels,* Werke, Bd 23, Berlin 1962.

Diese Ausbreitung der Kaufmannswirtschaft versetzt die europäische Gesellschaft in die Lage, sich die neuen technischen Fortschritte zunutze zu machen und sie weiterzuentwickeln, wobei deren Keime oft anderen Zivilisationen (besonders der arabischen und chinesischen) entstammten. Gerade diese Zivilisationen traten aus Gründen, auf die wir hier nicht eingehen können, in eine Periode der Stagnation ein und konnten ihre Erfindungen daher nicht für sich ausnutzen. Solche waren Feuerwaffen, Kompaß, Buchdruckerei und Entdeckungen auf dem Gebiete der Mathematik.

Das 15. Jh. eröffnet in Europa die Periode der ursprünglichen Akkumulation, die in diesem Gebiet des Erdballs das Auftreten des Industriekapitalismus zuerst ermöglichen wird. Zum Industriekapitalismus gehörten bestimmte Voraussetzungen. Diese waren technischer, aber vor allem ökonomischer und gesellschaftlicher Art. Die technischen Voraussetzungen wurden im 18. Jh. mit der wachsenden Mechanisierung der Textilindustrie und besonders mit der Vollendung der Dampfmaschine verwirklicht. Die ökonomischen und gesellschaftlichen Voraussetzungen waren das Vorhandensein großer Kapitalkonzentrationen und einer Masse „freier“ Arbeiter, das heißt solcher, die aller Mittel einer selbständigen Existenz entblößt waren.

Diese Verhältnisse bereiten sich seit dem 15. Jh. vor, nicht etwa als Wirkung irgendeiner Vorherbestimmung, sondern durch die natürliche Bewegung der Produktion, die von der Kaufmannswirtschaft gefördert wurde. Der Kaufmann oder Abenteurer des ausgehenden Mittelalters ist neben den altberühmten Kreisen der Feudalgesellschaft der Held einer Zeit, in der das Gold als allgemeines Äquivalent plötzlich zum Inbegriff der gesellschaftlichen Macht wird. Mit Gold kann man zu allem gelangen, selbst zum Adel. Mit dem Einfluß, den das Gold verschafft, läßt sich immer noch mehr davon erwerben, nicht durch produktive Anlage als Kapital, sondern als Spekulationsmittel im Wuchergeschäft und Großhandel. Die „Investierung“ im modernen Sinne des Wortes findet sich kaum anders als in Form des Landerwerbs. Übrigens erfolgt sie nicht nur wegen der mit ihr verbundenen Einnahmen, sondern wegen des damit verbundenen gesellschaftlichen Ansehens.

Im Innern der europäischen Welt geht diese Genesis des Kapitalismus durch die Enteignung des unabhängigen Kleinbauern vor sich, wofür England das dramatischste historische Beispiel bietet. Ein anderer Weg ist der fortschreitende Ruin des Kleinbauern mittels der Steuer und der Staatsschuld, wie er sich zur Zeit der „Generalsteuerpächter“ in Frankreich vollzog. So wird das Kapital allmählich von der Arbeit geschieden, und die angeführten Voraussetzungen finden sich verwirklicht.

Der Merkantilkolonialismus, der als Folge der „großen geographischen Entdeckungen“ des ausgehenden 15. Jh. betrieben wurde, wird in der ursprünglichen Akkumulation, die für die Genesis des modernen Kapitalismus unabdingbar ist, eine wesentliche Rolle spielen.

„Die Entdeckung der Gold- und Silberländer in Amerika, die Ausrottung, Versklavung und Vergrabung der eingeborenen Bevölkerung in die Bergwerke, die beginnende Eroberung und Ausplünderung von Ostindien, die Verwandlung von Afrika in ein Geheg zur Handelsjagd auf Schwarzhäute, bezeichnen die Morgenröte der kapitalistischen Produktionsära. Diese idyllischen Prozesse sind Hauptmomente der ursprünglichen Akkumulation.“ [254]

Mehr noch als in Europa, wo die Gewalt eine außerordentliche Rolle spielte, aber auf ernste Hindernisse stieß, war hier brutaler Zwang und Gewalt das wesentliche Mittel, das angewandt wurde, um den Reichtum, den die Völker Afrikas, Amerikas und Asiens produziert oder akkumuliert hatten, in die Taschen der europäischen Kapitalisten gleiten zu lassen.

„Die Barbareien und ruchlosen Greueltaten der sogenannten christlichen Rassen, in jeder Region der Welt und gegen jedes Volk, das sie unterjochen konnten, finden keine Parallele in irgendeiner Ära der Weltgeschichte, bei irgendeiner Rasse, ob noch so wild und ungebildet, mitleidlos und schamlos“ [255], erklärte vor mehr als einem Jahrhundert ein englischer Bourgeois, dessen Puritanismus kein bloßer Panzer der Heuchelei war. Wenn man von den eingeborenen Bevölkerungen der Antillen, von verschiedenen Teilen Zentral- und Nordamerikas absieht, die gänzlich ausgerottet wurden (oder fast gänzlich), so waren es ohne Zweifel die Bevölkerungen Schwarzafrikas, die den schwersten Tribut für den Goldrausch Europas zu entrichten hatten. Die Ausrottung der Indianer besiegelte übrigens auch das Schicksal eines bedeutenden Teils der Bevölkerung Schwarzafrikas. Die Schwarzen wurden deportiert, um die ausgerotteten Urbewohner in den tropischen Plantagen Amerikas zu ersetzen. Sie besaßen die Arbeitsgewohnheiten und die Praxis in den Methoden für den tropischen Feldbau, die weder die Indianer Amerikas noch die europäischen Einwanderer hatten. Der Verfall der arabischen Welt und besonders die Zersetzung des Maghrib zu Beginn des 15. Jh. veränderten die Natur der Beziehungen zwischen Schwarzafrika und der mohammedanischen Welt gleicherweise in einem ungünstigen Sinne. An

[254] *K. Marx,* Das Kapital, Bd I, Buch 1, 7. Abschn., in: Marx/Engels, Werke, Bd 23, Berlin 1962, S. 779.

[255] *W. Howitt,* Colonisation and Christianity, A popular History of the treatment of the natives by the Europeans in all their colonies, London 1838 (zit. von *Karl Marx,* a. a. O., in: *Marx/Engels,* Werke, Bd 23, Berlin 1962, S. 779).

die Stelle der Nachfrage nach dem Gold trat diejenige nach Sklaven zur Versorgung der Harems des Ottomanischen Reichs und seiner Vasallenstaaten mit Frauen und Eunuchen.

Es ist schwierig, die Bedeutung des Aderlasses richtig einzuschätzen, den Schwarzafrika erlitt. Der heutige Umfang der schwarzen Bevölkerung in Amerika erlaubt an sich keine genaue Schätzung der Größe der Transporte. Pater Dieudonné Rinchon bemerkt hierzu: „Eines ist fraglich, wieso sind die Neger, die in so großer Zahl nach Westindien gebracht wurden, niemals dazu gelangt, sich im ausreichenden Maße zu vermehren, so daß man es nicht nötig hatte, den Sklavenhandel in Anspruch zu nehmen? (Allein auf Santo Domingo, wo in fünfzig Jahren 2,2 Millionen Sklaven eingeführt wurden, zählt man nicht mehr als 600 000 Schwarze.) Diese Frage läßt sich auch einem Brief des Gouverneurs der Martinique, Fénelon, vom 11. April 1764 an seinen Minister entnehmen: ‚Es hat mich schon lange gewundert', schreibt Fénelon, ‚daß sich die Bevölkerung dieser Art seit Gründung der Kolonien nicht soweit vermehrt hat, daß auf Zuschiffungen von der Küste Afrikas völlig verzichtet werden kann. Es müßte aber wenigstens ein Bevölkerungsstamm da sein, dessen jährlicher Zuwachs diese Neulieferungen von Fall zu Fall überflüssig machte.'

Der Verfasser dieses Briefes legt anschließend dar, was nach seiner Meinung die Ursachen des geringen natürlichen Wachstums der schwarzen Bevölkerung sind: schlechte Ernährung, Übermaß an Arbeit, selbst bei schwangeren Negerinnen, sehr häufige Erkrankungen der kleinen Negerkinder beiderlei Geschlechts, die von den Müttern vernachlässigt werden müssen und, wie die Erwachsenen, den ganzen Tag schutzlos auf offenem Felde der Sonne preisgegeben sind.

Degrandpré beziffert die jährliche Sterblichkeit der Schwarzen in Santo Domingo auf 30 000, den jährlichen Zuwachs durch Neugeburten und Ausschiffungen zusammengenommen auf 44 000. ‚Man muß bekennen', setzt der Sklavenhändler hinzu, ‚daß wir auf das Übermaß ihrer Arbeit spekulierten und nicht darum verlegen waren, sie vor Entkräftung zugrunde gehen zu lassen, sobald sich der Preis, den wir aus ihrer sauren Arbeit zogen, ihrem Kaufpreis gleichstellte.'

Ohne den Sklavenhandel würde die Sklavenbevölkerung der Antillen in einem Zeitraum von etwa vierzig Jahren schließlich völlig verschwunden gewesen sein!"[256]

[256] *D. Rinchon,* La Traite et l'esclavage des Congolais par les Européens, Paris 1929, S. 97/98.

In gleicher Hinsicht bemerkt Gaston Martin: „Hilliard d'Auberteuil schreibt über Santo Domingo, das er aus zwölfjährigem Aufenthalt gut kennt: ‚Man hat seit 1680 mehr als 800 000 Neger in die Kolonie gebracht ... Inzwischen leben [dort 1776] nur noch 290 000 ... Ein Drittel der Neger von der Guineaküste stirbt gewöhnlich in den ersten drei Jahren ihres Aufenthalts in der Kolonie, und das in diesem Lande verbrachte Arbeitsleben eines Negers kann auf nicht mehr als 15 Jahre veranschlagt werden.'" [257]

Die statistischen Angaben über die jeweilige Stärke des Sklavenhandels sind leider sehr bruchstückhaft. Am Ende des 18. Jh. grenzte die Zahl der jährlich nach Amerika „Transportierten" an (wenigstens) 100 000. D. Rinchon veranschlagt allein die Zahl der transportierten Kongolesen auf 13 250 000. W. E. B. Du Bois gibt die folgenden Schätzungen der „Transporte" nach dem amerikanischen Kontinent: 900 000 im 16. Jh., 2 750 000 im 17. Jh., 7 Millionen im 18. Jh. und 4 Millionen im 19. Jh., insgesamt 15 Millionen. Daß es sich um weniger als 10 Millionen Schwarze gehandelt haben könnte, die nach Amerika transportiert wurden, ist nach Du Bois nicht der Fall.[258] Ch. de La Roncière [259] schätzt die Gesamtzahl für das 17. und 18. Jh. auf 15 Millionen, und anhand der britischen Parlamentsberichte für den Zeitraum 1798–1848 auf 5 weitere Millionen. Nach ihm betrug die Gesamtzahl wenigstens 20 Millionen. Allgemein wird die Zahl der nach Amerika gelangten Schwarzafrikaner mit wenigstens 15 bis 20 Millionen angenommen.

Wir haben hier nicht die Möglichkeit, diese Zahlen genau nachzuprüfen, müssen aber unterstreichen, daß sie den wirklichen bevölkerungsmäßigen Verlust, den Afrika dadurch erlitten hat, nicht zum Ausdruck bringen können. Zu den „Transportierten" sind noch die viel zahlreicheren weiteren Opfer des Sklavenhandels hinzuzunehmen, das heißt alle die, die während der Überfälle und in den zum Zwecke der Sklavenjagden unternommenen Kriegen getötet wurden, und jene, die auf den langen Märschen zum Meer oder an Bord der Schiffe der Sklavenhändler umkamen. W. E. B. Du Bois veranschlagt, daß auf einen nach Amerika gelangten Sklaven fünf in Afrika getötete oder auf dem Meer umgekommene zu rechnen sind. Seine Schlußfolgerung daraus ist, daß der amerikanische Sklavenhandel Afrika 60 Millionen Menschen gekostet hat. Zusammen mit der Zahl der für den Orient [260]

[257] *M. Gaston-Martin,* Histoire de l'esclavage dans les colonies françaises, Paris 1949, S. 124/25.

[258] *W. E. B. Du Bois,* The Negro, London 1915, S. 155.

[259] *Ch. de La Roncière,* Nègres et négriers, Paris 1933.

[260] Eine solche Stärke des Sklavenhandels nach dem Orient ist aber bei weitem nicht anzunehmen. Siehe in der Darstellung weiter unten.

bestimmten, erreicht er die Gesamtziffer von 100 Millionen Menschen. A. Ducasse[261] kommt sogar auf 150 Millionen. J. D. Fage schätzt, daß ein Sechstel der Transportierten während des Transports gestorben ist, woraus sich ergeben würde, daß ihre Zahl nicht mit 15 bis 20 Millionen, sondern gering bemessen mit 18 bis 24 Millionen zu nennen ist. Unter Einschluß der Opfer der Sklavenjagden ergäbe sich eine Zahl von 30 bis 40 Millionen.[262]

Als sicher können wir annehmen, daß die wirklichen Verluste an Menschen wenigstens das Doppelte der tatsächlichen Ausschiffungen betragen haben müssen. Die Zahl kann aber durchaus höher gelegen haben, wenngleich eine genaue Schätzung noch nicht möglich ist.

Man muß schließlich wissen, daß sich der Sklavenhandel hauptsächlich auf die kräftigsten und gesündesten Teile der Bevölkerung erstreckte, die auf den amerikanischen Märkten sehr gesucht waren, und daß es dadurch zu schweren Eingriffen in die Lebenskraft und Vermehrungsfähigkeit der übrigbleibenden Bevölkerung gekommen ist. In einer Zeit rascher Vergrößerung der Erdbevölkerung ist der Bevölkerungsstand Afrikas stehengeblieben, wenn er sich nicht sogar vermindert hat. Der Anteil der Bevölkerung dieses Kontinents an der Weltbevölkerung ging beträchtlich zurück.

„Der Bevölkerungsstand Afrikas, der seit drei Jahrhunderten stehengeblieben ist, hat im Verhältnis zur Weltbevölkerung zwei Drittel von der zahlenmäßigen Bedeutung verloren, die ihm im 17. und 18. Jh. zukam. In jenen Jahrhunderten konnte man im wesentlichen sagen, daß die Bevölkerung dieses Erdteils und die Europas je ein Fünftel, die Asiens mehr als die Hälfte der Erdbevölkerung ausmachten! Heute hat sich der Anteil Afrikas auf weniger als ein Dreizehntel verringert. Obwohl man der schwarzen Rasse eine große Vermehrungsfähigkeit zuschreibt, hat sie seit zwei- oder dreihundert Jahren sehr an Bedeutung verloren.“[263]

Es ist notwendig, in dieser Hinsicht gewisse perspektivische Fehler richtigzustellen, die darauf hinauslaufen, die Bedeutung des europäischen Sklavenhandels vom 15. bis zum 19. Jh. zu verwischen. Ein erster Irrtum besteht in der Annahme, der Sklavenexport sei ein altüberkommener Handelszug gewesen, der lediglich die Richtung gewechselt hätte. In den großen Tagen Ghanas und Malis wurden schwarze Sklaven aus den unabhängigen Stämmen

[261] *A. Ducasse,* Les Négriers, Paris 1948.

[262] *J. D. Fage,* Introduction to the History of West Africa, Cambridge 1955, S. 82–87.

[263] *M. Halbwachs,* Encyclopédie française, Bd VII, 7. 78. 9 (1936).

erbeutet und in der arabischen Welt verkauft. Bei den arabischen Autoren weist nichts auf eine besondere Stärke dieses Handels hin. Er ging in seiner Bedeutung nicht über jenen Handel hinaus – vielleicht war er noch geringer als dieser –, der die arabische Welt mit Sklaven aus Europa versorgte. Die Christen verkauften „heidnische" Germanen und Sklaven, die sie an den Grenzen des römischen Christentums gefangen hatten, ohne Gewissensbisse an die „Ungläubigen". Ibn Haukal (10. Jh.) versichert, es haben sich unter den „Exporten" des Maghrib nach dem Orient Mulattinnen und „Eunuchen, die aus dem Lande der Neger und jenem der Slavonier bezogen worden seien", befunden. Unter den für die Harems bestimmten Mulattinnen seien „Mütter von mehreren Sultanen". Zu jener Zeit war die Verschneidung zu Eunuchen, die für die arabischen Länder bestimmt waren, in der Stadt Verdun der aktivste Gewerbezweig. Am Adriatischen Meer betrieb Venedig den gleichen Handel lange auf Kosten der Slaven.[264] Besonderen Umfang konnte dieser Handel nicht annehmen, da die Sklaverei in der arabischen Welt – im Unterschied zum kolonialen Amerika – keine bedeutende Rolle in der Produktion spielte. Er diente vielmehr zur Versorgung der Harems und der Hofhaltungen mit Konkubinen und Hauspersonal. Dieser Handel hatte übrigens nicht nur eine Richtung; die Kaiser von Mali hatten unter ihren Pagen weiße Sklaven, die in Ägypten gekauft waren.

Ein weiterer Irrtum liegt darin, daß der Sklavenhandel in Richtung arabische Länder und Ottomanisches Reich für die Zeit nach dem 11. Jh. überschätzt wurde, ja man schrieb ihm sogar eine entscheidende Rolle zu. Aus den schon angeführten Gründen war seine Bedeutung gering. Dieser Handel hat auch keine bemerkenswerten Spuren in der Bevölkerung der von ihm belieferten Länder hinterlassen. Bedeutung nahm er erst im 19. Jh. an, als er dazu diente, an der Ostküste Afrikas eine Plantagenwirtschaft zu unterhalten. Hier hatten die Araber wieder den Platz eingenommen, der ihnen von den Portugiesen im 16. Jh. an dieser Küste geraubt worden war. Der Strom des Sklavenhandels nach Amerika war damals im Versiegen.[265]

[264] Die neue Bezeichnung „Sklaverei" erklärt sich aus der häufigen Versklavung von Slaven in jener Zeit. Im besonderen ist das Wort Sklave von „Slavonier", Einwohner „Sloveniens", abgeleitet. Es verdrängt in der Folge das alte lateinische Wort „servus", das sich in der französischen Bezeichnung „serf" für den Unfreien in der Feudalgesellschaft erhält.

[265] Um 1840 verkaufte man auf dem Markt von Sansibar jährlich ungefähr 15 000 Sklaven (*H. Brunschwig*, L'expansion allemande outre-mer, Paris 1957, S. 76). Nach Livingstone und den Angaben, mit denen ihn der englische Konsul Rigby versah, habe die Zollverwaltung von Sansibar den Durchgang von jährlich 19 000 Sklaven,

Der Sklavenhandel lähmte die Entwicklung der Produktivkräfte in Schwarzafrika: zunächst durch den ungeheuren Verlust an Arbeitskräften, dann aber auch durch seine wirtschaftlichen und indirekten politischen Folgen.

Im Austausch für Sklaven lieferte Europa an Afrika nur Fabrikate von lächerlichem Wert, Ramsch, der auf Grund seiner Seltenheit und seiner „Exotik“ auf afrikanischer Seite überschätzt wurde, daneben Schießpulver und Feuerwaffen (die im wesentlichen für die Sklavenjagd bestimmt waren), sowie verfälschten Alkohol. Das waren die hauptsächlichen „Waren zum Eintausch gegen Sklaven“.

Im allgemeinen verzichtete Europa darauf, die Sklavenjagd direkt zu betreiben. Der „Kauf“ bei den Afrikanern selbst auf der bereits obenange-

die allein aus dem Nyassaseegebiet kamen, registriert (*A. Ducasse,* Les Négriers, a. a. O., S. 233). In einer Besprechung des vorliegenden Werkes warf mir *Raymond Mauny* eine zu geringe Bewertung des arabisch-türkischen Sklavenhandels vor. (Bulletin de l'Institut Français d'Afrique Noire, XXI–B, Juli/Okt. 1959, Nr 4). Er hielt meinem Hinweis, daß dieser Sklavenhandel keine bemerkenswerten Spuren in der Bevölkerung hinterlassen habe, die rassenmäßige Zusammensetzung der saharischen Bevölkerung entgegen, die nach *Capot-Rey* (Le Sahara français, Paris 1953, S. 167–172) einen bedeutenden schwarzrassigen Anteil enthält.

In Beantwortung der Kritik R. Maunys habe ich ausgeführt, daß auch nach *Capot-Rey* (Le Sahara français, a. a. O., S. 167–171) keineswegs erwiesen ist, daß die saharischen Schwarzen sämtlich Nachkommen von Sklaven sind, sondern zu ihnen wahrscheinlich Nachkommen der einheimischen saharischen Schwarzen gehören, deren Siedlung in der Sahara bereits für das Neolithikum gut gesichert ist. Selbst wenn die saharischen Schwarzen sämtlich Nachkommen von Sklaven wären und 45 % der Saharabevölkerung umfaßten, würde das höchstens eine Million Menschen bedeuten, was keinen Vergleich mit den Globalziffern der schwarzen Bevölkerung Amerikas aushält. Zu beachten bliebe ferner, daß die Bestimmungsländer des arabisch-türkischen Sklavenhandels nicht die Sahara, sondern der Maghrib, Ägypten und der Mittlere Orient waren. (Réflexions sur un compte-rendu critique, in: Recherches africaines, 1960, Nr 4, S. 60/61.)

Seitdem wurden meine Argumente von *R. Mauny* (Tableau géographique de l'Ouest africain au Moyen âge, Dakar 1962, S. 379) bestätigt, indem er den Umfang der Sklavenausfuhr vom Sudan nach dem Mittelmeergebiet während des Mittelalters je Jahrhundert auf 2 Millionen schätzte. *H. Brunschwig,* der der Parteilichkeit in dieser Frage wenig verdächtig ist, bemerkt dazu: „... Welche Bedeutung der alte asiatische oder transsaharische Sklavenhandel auch hatte, verglichen mit dem regelmäßigen und beständigen Strom, der während mehr als drei Jahrhunderte die Afrikaner nach Amerika führte, scheint er mehr die Rolle einer tropfenweisen Auswanderung gespielt zu haben.“ (Histoire, passé et frustration en Afrique Noire, in: Annales Économies-Sociétés-Civilisations 1962, S. 873/74.)

führten Basis bot viel größere Vorteile und enthielt unendlich weniger Risiken. So wurden die Afrikaner zu Schmieden ihres eigenen Ruins, einzig zum Nutzen der europäischen Sklavenhandelsinteressen. An Stelle der produktiven Aktivität wurde der Krieg mit seinem Gefolge menschlicher und materieller Vernichtung, der eigens zum Erwerb von „Handelssklaven“ geführt wurde, zur gewinnbringendsten Beschäftigung. Dabei bot er auch dem Sklavenjäger das Risiko, eventuell selbst zum Kriegssklaven zu werden und, wenn sich das Blatt wendete, mit der Fußfessel des Sklaven den mit Gebeinen gesäumten Weg, der nach den Häfen führte, zu beschreiten, den er zuvor seine Brüder hatte gehen lassen. Beständige Unsicherheit, niemals endende Kriege und Raubzüge, die Elend und Hunger hinterließen, wurden erst damals, und nur damals, zu charakteristischen Wesenszügen.[266]

[266] In einem Aufsatz Histoire, passé et frustration en Afrique Noire, in: Annales Économies-Sociétés-Civilisations, Sept./Okt. 1962, S. 873/84, sowie in seinem Buch L'avènement de l'Afrique noire, Paris 1963, S. 16, bestreitet *H. Brunschwig* diese These, ohne allerdings zu erwähnen, von wem sie vertreten wird. Er sieht in ihr eine These der „Afrikaner“ und will nicht wahrhaben, daß auch Europäer, zum Beispiel Basil Davidson und ich, sie vertreten. Da Brunschwig keine Originalstelle beibringt, kann er die von ihm kritisierte These in seiner eigenen Lesart wiedergeben, die er offenbar nicht ungern widerlegt ... Abschließend heißt es bei ihm: „Wir begegnen hier ... einem jener in der Geschichte der Schwarzen so häufigen Probleme, die die politische Leidenschaft schnell für gelöst hält, mit deren Anerkennung die Wissenschaftler jedoch infolge der Unsicherheit der Fakten vorsichtig sind“ (L'avènement de l'Afrique noire, a. a. O., S. 16).

Was schreibt also Brunschwig? „Diese Auswanderung betrug niemals mehr als jährlich 1–2 % der Bevölkerung des Erdteils. Gerade die von ihr berührten Gebiete haben heute die dichteste Bevölkerung. Kann man da wirklich mit Sicherheit sagen, die Zahl der Schwarzen wäre ohne diesen Aderlaß größer geworden? Geburten- und Sterbeziffern hängen von allzu verschiedenen und verwickelten Voraussetzungen ab, als daß so unbedingt darauf zu schließen wäre. Die europäische Auswanderung nach der Neuen Welt im 19. Jh. ließ die Länder auch nicht verarmen, von denen sie ausging. Das Wachstum ihrer Bevölkerung kam deswegen nicht zum Stillstand. In Afrika hätten die Dürren, Epidemien, die mörderischen Kriege, die dem Aufwachsen der Säuglinge so hinderlichen alten Sitten die Bevölkerungszahl vielleicht auch ohne den Sklavenhandel auf einem begrenzten Stand gehalten.“ (Ebenda.)

Diese Argumentation geht doch wohl am Kern der Sache vorbei, da sie sich nur mit der bevölkerungsmäßigen Seite der Frage beschäftigt und darüber das Wesentliche, ihre *ökonomische und gesellschaftliche Seite,* außer acht läßt. Nicht der bevölkerungsmäßige Aderlaß, sondern die *ökonomischen und gesellschaftlichen Folgen, die der Sklavenhandel in einem bestimmten gesellschaftlichen Rahmen* hervorruft, sind das Entscheidende.

Die Beziehungen zu Europa und dem kolonialen Amerika hatten nicht nur negative Folgen. Sie erlaubten, wie in Europa, die Einführung neuer Kulturpflanzen wie Mais, Maniok, Erdnuß. Wie wir schon bei den asiatischen Pflanzen sagten, vermehrte sich nur die Zahl der angebauten Pflanzenarten, wenn nicht produktivere Pflanzen – so die Erdnuß – ähnliche afrikanische Abarten, die damit außer Kultur kamen, verdrängten. Es handelte sich nicht um eine Revolution in den Produktivkräften, die geeignet gewesen wäre, die unheilvollen Auswirkungen des Sklavenhandels aufzuwiegen.

Die Ausdehnung des Sklavenhandels entwickelte andererseits die allgemeinen Handelsbeziehungen zu solchen einer ganz besonderen Art, wobei der Sklave mehr und mehr zur gängigen Münze wurde, im selben Sinne wie das Stück Vieh, der Salzbarren oder die Kaurimuschel. Daraus ergab sich, daß der Vorgang der sozialen Differenzierung nach antagonistischen Klassen sich fortgesetzt vertiefte und an Ausdehnung gewann. Aber das geschah auf einer Basis des Elends und des Rückgangs der Produktivkräfte, auf der diese Differenzierung einzig eine Quelle von zusätzlichem Elend für die Massen war und in keiner Weise ein Faktor von Kultur und Fortschritt.

Die europäische Auswanderung des 19. und 20. Jh. war eine Folge der Entwicklung der kapitalistischen Gesellschaft, des beschleunigten Fortschritts der Produktivkräfte *innerhalb dieses kapitalistischen Gesellschaftsrahmens.* Ohne deshalb ein Hindernis für diesen Prozeß zu sein – was um so weniger möglich war, als ein beträchtlicher gleichzeitiger natürlicher Bevölkerungszuwachs erfolgte –, bewirkte sie sogar eine zeitweilige Abschwächung verschiedener Widersprüche, die dieser Prozeß im Innern eben derselben kapitalistischen Gesellschaft hervorrief. Dagegen entsprang der europäische Sklavenhandel nicht einem innergesellschaftlichen Prozeß, sondern einer von außen kommenden Nachfrage.

Selbstverständlich konnte der Sklavenhandel nur auf Grund des gesellschaftlichen Entwicklungsstandes Afrikas, wo fast überall (in patriarchalischer Form) die Sklaverei bestand, eingeführt werden. Aber gerade *innerhalb dieser Gesellschaftsstruktur* führte er zwangsläufig zu einer *Rückbildung der Produktivkräfte,* und zwar in den verschiedenen Formen und aus den Gründen, auf die wir hingewiesen haben, von denen H. Brunschwig jedoch keine Kenntnis nimmt. Das ist der wirkliche Kern des Problems, während der örtlich unterschiedliche Umfang des Bevölkerungsverlustes und die mehr oder weniger starke Belastung eines Gebietes durch den Sklavenhandel im Vergleich dazu zweitrangige Fragen sind.

Bemerkt sei noch, daß es für einen Wissenschaftler wie H. Brunschwig richtiger gewesen wäre, die von ihm angegriffenen Argumente zu zitieren, zumal in einem Buch, das ohnehin eine große Menge bibliographischer Hinweise enthält. Wir möchten hoffen, daß bei dieser Unterlassung nicht „politische Leidenschaft" mitwirkte ...

Diese Bemerkungen mögen zum Verständnis der nun folgenden historischen Ereignisse dienen. Der Niedergang der arabischen Welt am Ende des Mittelalters begünstigte die europäische Expansion ganz besonders in Richtung auf den Maghrib. Auf der iberischen Halbinsel vollenden Portugiesen und Spanier die „Reconquista“ gegen die Mauren. Weiterhin wirken die allgemeine Kreuzzugsideologie, besonders aber (wie in den vorhergehenden Kreuzzügen nach dem Heiligen Land) Beutelust, Gerüchte von den Schätzen und märchenhaften Reichtümern, die es in der arabischen Welt geben soll, die Hoffnung, die Quellen dieser Reichtümer, die Gold- und Gewürzländer, deren Zugänge sich in mohammedanischen Händen befinden, zu erreichen. Noch ehe die mohammedanische Festung Granada in Spanien bezwungen ist, gehen die Portugiesen zur Offensive gegen das afrikanische Festland über. Die Spanier folgen ihrem Beispiel. Die Portugiesen setzen sich an der atlantischen Küste Marokkos (Ceuta, Mazagan), die Spanier an der algerisch-tunesischen Küstenlinie (Oran, Bougie, La Goulette) fest. Von ihren befestigten Häfen aus gehen sie zu Raubzügen gegen das Innere des Landes vor, ohne eine ausgedehnte Besetzung des Landes im Sinne zu haben. Die Suche nach Gold und Gewürzen führt sie in Gebiete, die vom Maghrib entfernt sind. Den Folgen hiervon wird sich der Leser bald gegenübersehen.

Unterdessen hatte der christliche Angriff im Maghrib wichtige Folgen gehabt. Er rief eine Aktivierung des Islams hervor, wovon die Wirkungen noch in der Sahara fühlbar wurden. Aber dieser Islam ist nicht mehr derjenige der Kaufleute, nicht mehr der städtische Islam der vorhergehenden Zeit. Es handelt sich um einen feudalen und ländlichen Islam, um einen solchen der Bruderschaften und Marabuts, der in der Tradition der Almoraviden steht. In Marokko führte diese Bewegung zum Sturz der Meriniden, die einst Beziehungen zu Mali unterhalten hatten. Sie werden durch die Scherifendynastie der Saadier ersetzt. Diese führt ihre Abstammung auf Mohammed zurück, um dessen Lehre des Heiligen Krieges zur Vertreibung der Länderräuber zu übernehmen. Dadurch wird der Islam Ausdruck des nationalen Widerstandes und gewinnt somit die große Mehrheit der Berber für sich, die bis dahin seine krassen Gegner gewesen waren. Die Arabisierung der Berber machte daher Fortschritte. Die arabischen Hassanstämme, die sich im 13. Jh. in Marokko festgesetzt hatten, wandern langsam bis an den Senegal und werden zur Kriegeraristokratie der westlichen Sahara. Allmählich assimilierten sie in diesem Teil der Sahara die Sanhadja-Stämme, die seit dem 15. Jh. langsam damit aufhören werden, den Schleier zu tragen, und die dann Sitten und Sprache der Araber annehmen. Von Algerien bis

Ägypten übernimmt die Verteidigung des bedrohten Islams das Ottomanische Reich. Die Barbarossas, Korsaren des Ägäischen Meeres, nehmen 1516 Algier und stellen sich in den Dienst der Türken, die sich 1551 in Tripolis und 1674 in Tunis festsetzen. Ägypten war 1517 türkische Provinz geworden. Die türkische Schutzherrschaft stellt wieder Ordnung her, aber im Rahmen einer Feudalorganisation, die bald abbröckelt. Ohne daß Nordafrika sich in der Anarchie befand, die die Lobsänger des Kolonialismus ihm zur Rechtfertigung der kolonialen Eroberung andichteten, fand es doch nicht die ökonomische Lebenskraft wieder, die es ihm in den Jahrhunderten zuvor ermöglicht hatte, für den Sudan eine so positive Rolle zu spielen.

Kehren wir zu den Folgen der portugiesischen Expansion zurück. Sie sind für lange Zeit von äußerster Wichtigkeit, da sie erstmalig den direkten Kontakt zwischen Europa und Schwarzafrika herstellten. Während des ganzen 15. Jh. beschäftigen sich die Portugiesen mit der Erkundung der afrikanischen Küsten, wobei sie beständig weiter nach Süden vordringen. An die Stelle der auf Schätzung beruhenden Küstenverzeichnung tritt eine genaue Festlegung mit Hilfe von Quadrant und Astrolabium. Die portugiesischen Seefahrer erkunden zunächst die Guineaküste. Gegen Ende des Jahrhunderts finden sie das Kap der Guten Hoffnung (1488), umfahren es und erreichen dabei Indien (1497/98 unter Vasco da Gama).

Durch die portugiesischen Entdeckungen veränderte sich im westlichen und zentralen Schwarzafrika zunächst kaum etwas. Für die Suche nach Gold und Gewürzen bedeutete die Guineaküste eine gewisse Enttäuschung. Die Portugiesen bekamen schnell heraus, daß die „direkte" Ausbeutung dieser Hilfsquellen (einschließlich des Elfenbeins) nur begrenzte Perspektiven bot. Nach dem Scheitern einiger solcher Versuche zogen sie es vor, sich mit Küstenkontoren zu begnügen. Die Portugiesen nahmen Beziehungen zu Mali auf. Sie überschätzten aber die Macht dieses Reiches, als sie alten Nachrichten folgten. Die Tatsache, daß Mali, das von allen Seiten bedroht und im Zurückweichen war, seine Autorität noch bis zum Unterlauf des Gambia aufrechterhielt, trug zur Nährung ihrer Illusion bei.[267] Mali versucht 1484 (unter Mansa Mahmud I.), dann erneut 1534 (unter Mansa Mahmud II.), die Hilfe der Portugiesen gegen seine Kontrahenten zu erlangen. Die Portugiesen schickten nur eine Gesandtschaft und allgemeine Versprechungen.

[267] Nach Duarte Pacheco Pereira (gegen 1506 bis 1508) erstreckte sich die Autorität Malis noch am Beginn des 16. Jh. auf den ganzen atlantischen Küstenstreifen vom Gambia (Südgrenze des Königreichs Djolof) bis zum Rio Geba.

Abgesehen von einigen lokalen Zwischenfällen, wurde den Portugiesen anfangs an der afrikanischen Küste ein sehr freundlicher Empfang zuteil. Dominikanern und Jesuiten war eine gewisse Anzahl von Bekehrungen möglich. Im Reiche des „Mani-Kongo“ sicherte ihnen die Taufe dieses Herrschers einen überwiegenden Einfluß, bis ihn bald Habgier und Erpressungen abenteuerlicher Elemente wieder erschütterten.

Die Gründung der Festung Elmina an der Goldküste hatte nichtsdestoweniger der arabischen Welt das Gold der Fundstätten des Südens entzogen. Die Portugiesen machten sich zu überseeischen Zwischenhändlern zwischen Nordafrika und Schwarzafrika. Sie verkauften am Kap Verde und südlich davon Waren, wie sie diese Gebiete schon früher aus dem Maghrib bezogen hatten. Die Portugiesen zogen so einen Teil des alten Handelsverkehrs der arabischen Welt mit Schwarzafrika sowie den dazugehörigen Handelsprofit an sich. Für die arabische Welt viel schwerwiegender waren aber die Folgen des portugiesischen Eindringens in den Bereich des Indischen Ozeans. Sie verlor ihre gewinnbringende Rolle als Zwischenhändler zwischen Indien und dem Fernen Osten auf der einen und den europäischen Ländern auf der anderen Seite. Die Portugiesen richteten die arabischen Seereiche der Ostküste Afrikas zugrunde und verriegelten, nachdem sie 1509 die ägyptische Flotte zerstört hatten, die Zugänge zum Roten Meer und zum Persischen Golf. Das seiner alten kommerziellen Rolle beraubte Ägypten fällt acht Jahre später in die Hände der Türken.

An der Westküste bahnte sich indessen eine Wandlung im Charakter des Handels an. Die Ausrottung der Urbewohner der amerikanischen Küstenzone, die Entwicklung von Plantagen in den spanischen Kolonien Amerikas und im portugiesischen Brasilien schufen eine Nachfrage nach unfreier Arbeitskraft und einen Ausfuhrstrom von Sklaven, dessen Monopol die Portugiesen bis 1580 besaßen. Die (zeitweilige) Annexion Portugals durch Spanien löste zu dieser Zeit den Ansturm der europäischen Seemächte auf die afrikanische Küste aus. Holländer und nach ihnen Franzosen und Engländer errichteten sehr viele Kontore. Selbst Dänemark und Brandenburg beteiligten sich daran. Mit der Geschichte der Handelskriege unter den europäischen Mächten und ihren Rückwirkungen auf die afrikanische Küste, über die sehr viele Bücher geschrieben worden sind, können wir uns hier nicht beschäftigen. Wir können aber feststellen, daß der Sklavenhandel im europäischen Handel eine wachsende Bedeutung erhielt und seinen Höhepunkt im 18. Jh. erreichte. Vom Senegal bis Angola wuchs die Zahl der Sklavenhandelskontore und der Faktoreien, die von den „Forts“ der privilegierten Handelskompanien geschützt wurden. Der Senegal war vor allem

französischer Einflußbereich, Holländer und Engländer waren an der Goldküste gleich mächtig. Die Beninküste, die von Portugiesen, Engländern und Franzosen besucht wurde, lieferte im 17. und zu Beginn des 18. Jh. die große Masse der menschlichen „Ware". In der zweiten Hälfte des 18. Jh. waren Kongo und Angola die Hauptlieferanten von Sklaven.

Weder die protestantischen Kirchen noch die katholische Kirche (die übrigens in den ersten Jahrhunderten des Christentums die Sklaverei gerechtfertigt und jeden, der den Sklaven Empörung oder Ungehorsam predigen würde, mit dem Bann bedroht hatte) äußerten Protest. Im Gegenteil, die Theologen, die sich auf das Alte Testament beriefen, um die Sklaverei mit der Notwendigkeit der Heidenbekehrung zu rechtfertigen, erklärten, daß diese sich mit den Absichten der Vorsehung decke. Eine besondere Rolle spielte dabei der Rassismus. Man berief sich auf die Schwärze der Haut der Opfer des Sklavenhandels, um darin ein schließliches Zeichen des ihnen vorherbestimmten Schicksals zu finden. Einige wenige Denker und Philosophen traten gegen diese Barbarei auf. Erst am Ende des 18. Jh. wuchs ihre Zahl. Ein erstes Verbot der Sklaverei sprach im Jahre 1794 der Konvent aus; doch das Konventsdekret wurde in den afrikanischen Kontoren nicht durchgeführt, und bald stellte Bonaparte als I. Konsul den vorherigen Zustand der Dinge wieder her.

Während dieser Periode verschließt sich in scheinbar paradoxer Weise das Innere des Kontinents vor Europa. Die Portugiesen des 15. und 16. Jh. waren, wie wir gesehen haben, sehr ungehindert und weit in das Innere Schwarzafrikas vorgedrungen. Die mittelmäßigen ökonomischen Möglichkeiten, der zu erwartende Widerstand der Bevölkerung, die sich rasch mit dem Gebrauch der Feuerwaffen vertraut machte, und vor allem die größeren Möglichkeiten, die Amerika dazu bot, entmutigten anscheinend die Versuche zu einer „gründlichen" Kolonisation. Nach der Einrichtung des Sklavenhandelssystems verschlossen die Küstenbevölkerungen den Zugang zum Innern, so daß sie sich die profitable Rolle der Zwischenhändler vorbehielten, wobei sich die europäischen Sklavenhändler bis zum 19. Jh. sehr gut standen.[268]

[268] Siehe hierzu L'Afrique noire entre hier et aujourd'hui. Un colloque, in: Annales Économies-Sociétés-Civilisations, 1958, Nr 1, S. 64–66.

b) Der Zerfall der alten Reiche

Während die katastrophalen Folgen des Sklavenhandels nur langsam zur Auswirkung kamen, waren die großen Umwälzungen, die sich seit dem 15. Jh. in Europa vollzogen hatten, und ihre Rückwirkungen auf die arabische Welt, auf Schwarzafrika, im besonderen auf den Sudan, nicht ohne unmittelbare Ergebnisse geblieben.

Die Herrscher des erneuerten, aber durch die christliche Offensive isolierten Marokko träumten davon, ihre Hilfsquellen durch die Eroberung der Reichtümer des im Sudan gelegenen Reiches Gao zu vergrößern. Sultan Achmed Ed-Dehebi [269] sucht sich in den Besitz der Salzbergwerke von Taghaza zu setzen, die unter der Herrschaft Gaos standen und den Hauptteil des nach Schwarzafrika importierten Salzes lieferten.[270] Dann entscheidet er sich dafür, Herr des Sudan und der Goldfundorte zu werden. Ein Korps von tausend spanischen „Renegaten", die mit Musketen bewaffnet sind, vernichtet das Heer des Askia, das über keine Feuerwaffen verfügt. Das Songhaireich ist damit zerstört, Timbuktu, Djenne, Gao werden eingenommen und geplündert (1591). Ebensowenig wie die Portugiesen, waren die Marokkaner imstande, sich in den Besitz der Goldfelder zu setzen. Schon die Art der Ausbeutung (besonders die individuelle Goldwäscherei) stand dem entgegen, und die Felder selbst blieben ihnen unerreichbar. Die abenteuerlichen Renegaten, die unter der Maske des Islams die Raubgier und die Zerstörungswut der Konquistadoren mit sich trugen, hielten sich für ihre Enttäuschung durch besonders viele Raubzüge und Verwüstung des ganzen ihnen erreichbaren Nigertals schadlos. Die Nachkommen der Renegaten verschmolzen mit der alten Aristokratie der Songhai und gingen überaus schnell in den Negern auf. Sie brachten die Kriegeraristokratie der „Arma" hervor, die bald aufhörte, spanisch zu sprechen, um das Songhai anzunehmen. Marokko zog aus diesem Abenteuer keinerlei Vorteile. Die anfangs vom Sultan ernannten Paschas von Timbuktu waren in Wirklichkeit unabhängig. Von 1612 bis 1660 wurden sie von den Soldaten gewählt.

[269] Mulay Ahmed Al Mansur mit dem Beinamen Ed-Dehebi (der Goldene). „Es ist wahrscheinlich", bemerkt *Ch.-A. Julien,* „daß die sprichwörtlichen Reichtümer des Sudans nie an den Wert der portugiesischen Lösegelder herankamen, die Al Mansur den Beinamen des Goldenen eingebracht hatten" (Histoire de l'Afrique de Nord, Paris 1951, Bd 2, S. 215).

[270] Über die Einzelheiten siehe *G. Pianel,* Les préliminaires de la conquête du Soudan par Mulay Ahmed Al Mansur, in: Hespéris 40, 1953, S. 185–198.

So wichtig das marokkanische Eindringen auch war, indem es das letzte große westsudanische Reich zerstörte und dem Handel sowie dem Wohlstand der Nigerstädte einen tödlichen Schlag versetzte, es brachte ohne Zweifel nur eher eine Entwicklung zum Abschluß, die schon unter der Regierung der Askia begonnen hatte. Die portugiesischen Entdeckungen hatten die Handelswege des Goldes zum Nachteil des Nigertals, der saharischen Handelsetappen, des Maghrib und Ägyptens nach dem Atlantik abgelenkt. Seit dem Verfall von Sidjilmasa im 16. Jh. hat die vom Wadi Nun ausgehende Straße der Westsahara zukünftig nur noch einen beschränkten Handel. Nur alle zwei bis drei Jahre bricht im 18. Jh. eine Handelskarawane nach Timbuktu auf. Belebter bleiben die Straßen der Zentralsahara (ausgehend von Tunesien und vor allem von Tripolis), aber der Handel auf ihnen hat bestimmt nicht mehr die Bedeutung wie einst.[271]

Zweifellos ist diese Einbuße nicht zu trennen von dem allgemeinen (zweiten) Zurückweichen des Islams und von dem Hervortreten neuer, hauptsächlich bäuerlicher, heidnischer Staaten, während sich Mali und Songhai auf den Islam und die Stadtkultur gestützt hatten. Die Mossi-Königreiche, die Völker der Gurmantsche und Serer treten aktiver auf. In der Mitte des 16. Jh. bricht der Fulbe-Häuptling Koli (Sohn des 1512 von der Songhai-Armee besiegten und an die Grenze Futa Djalons geflüchteten Tengela) [272], begleitet von Fulbe- und Mandingo-Anhängern, zur Eroberung Tekrurs auf. Er gründet im Futa Toro ein Königreich, in dem die heidnische Fulbe-Dynastie der Denianke bis 1776 regieren wird. (Gegen diesen Gegner richtete Mansa Mahmud II. an die Portugiesen seinen Hilferuf.) Die Überbleibsel des im Nordwesten angegriffenen Mali sehen sich bald Angriffen im Nordosten ausgesetzt. Vergeblich macht Mali nach der Zerstörung des Songhai-Reiches den Versuch, sich wieder in den Besitz von Djenne zu setzen. Ungeachtet der Hilfe der Fulbe von Massina wird Mansa Mahmud III. von den Feuerwaffen des Pascha Einhalt geboten (1599). Gegen 1660 erheben sich die in den Tälern des Bani und Niger ansässigen

[271] Vgl. *M. Emerit,* Les liaisons terrestres entre le Soudan et l'Afrique du Nord au XVIIIe et au début du XIXe siècle, in: Travaux de l'Institut de Recherches sahariennes, Algier 1954, Bd XI, S. 29–47.

[272] Kolis Zeitbestimmung ist unsicher. Nach neuesten Auslegungen hätte sich Koli am Ende des 15. Jh. im Futa Djalon von Mali unabhängig gemacht. (Siehe *A. Teixeira da Mota,* Nota sobre a historia dos Fulas ..., IIIe Conférence Internationale des Africanistes de l'Ouest, Bissao 1947, Lissabon 1956, Bd V, S. 55–69.) Es ist wahrscheinlich, daß es mehrere Koli gab, die in den Grenzgebieten des Futa Djalon aufeinanderfolgten.

Bambara, obwohl sie selbst ein Zweig des Mandingo-Volkes sind, und bilden die rivalisierenden, betont heidnischen Königreiche von Segu und Kaarta. Biton Kulibali, der Schöpfer des Königreichs Segu, organisiert eine stehende Armee, die nach dem Beispiel der Askia aus Sklaven gebildet ist, zu der ein Mineurkorps und eine aus Somonofischern bestehende Nigerflottille gehören. 1670 verweist er Mali endgültig auf den oberen Niger. Die Keita, die auf das Dorf Kangaba und seine Umgebung beschränkt werden, kommen in die Rolle von kleinen Lokalfürsten, Biton dehnt seine Macht bis nach Djenne aus und errichtet seine Oberherrschaft über Massina und Timbuktu. Die Nachkommen der Hispano-Marokkaner in Timbuktu werden genötigt, Tribut an den König von Segu und die Tuareg zu zahlen. Die Nachfolger der Dynastie der Djara (nach 1750) behaupten die Macht des Königreichs Segu auch weiterhin.

Zur selben Zeit (gegen 1600) nutzen die Haussa-Städte den Zusammenbruch des Songhai-Reiches, um sich von der Schutzherrschaft des Kebbi zu befreien, die Einmischungen Bornus zurückzuweisen und ihre Unabhängigkeit wiederherzustellen. Sie haben so noch zwei Jahrhunderte der Islamisierung widerstanden. Der Zeitabschnitt, der mit dem 16. Jh. beginnt, kennt dennoch nicht nur Anzeichen des Rückgangs, wenn diese auch deutlich vorwiegen. Der Verfall der Reiche alten Typs, die mit den städtischen Märkten verbunden sind und ihre Hilfsmittel aus Handelssteuern und mäßigen Tributen der Vasallen beziehen, hat das Erscheinen eines neuen Staatstyps zur Folge. Dieser neue Staatstyp zog seine Hilfskräfte zu einem großen Teil aus Raubzügen und der Sklavenjagd, wobei ihm ein Kern von bewaffneten Kräften zur Verfügung stand. Untertanen und Vasallen erlegte er größere und oft mit militärischen Mitteln eingezogene Tribute auf. Es handelte sich um eine weniger beständige, in gewisser Beziehung „barbarischere" Staatsform, die schließlich auch entwickelter war. Der Bambara-Staat von Segu ist dafür ein Beispiel. Ein weiteres Beispiel liefert Bornu, das sich den neuen Verhältnissen „anpaßte". Idris III. (1571–1603) bildet mit Hilfe der aus Tripolis erhaltenen Feuerwaffen ein Musketierbataillon aus Sklaven und gibt dem erneuerten Bornu seine größte Ausdehnung. Zeitweilig erstreckt sich sein Reich über alle Ufer des Tschad, im Westen über Kano, über Air und die gesamten Teda-Länder. Unter seinen Nachfolgern lockerte sich jedoch die Verbindung zu den Tributpflichtigen. Zu Beginn des 17. Jh. gewinnen weiter im Osten die Königreiche von Bagirmi, Wadai und Darfur ihre endgültige Form und werden islamisch. Im 17. Jh. bilden sich in augenscheinlicher Beziehung zu der kommerziellen Entwicklung der europäischen Kontore der

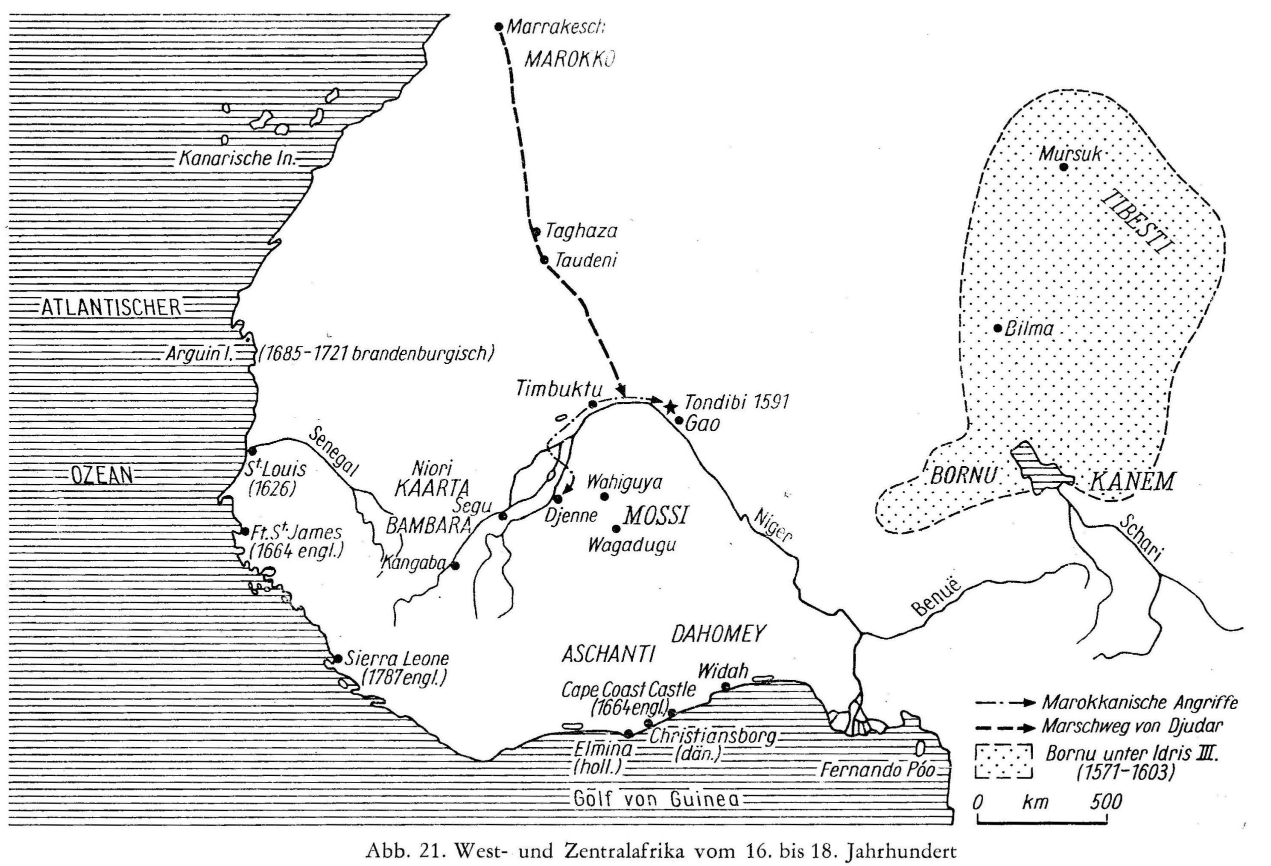


Abb. 21. West- und Zentralafrika vom 16. bis 18. Jahrhundert

Küstenlinie die animistischen und kriegerischen Königreiche von Aschanti und Dahomey, in deren Organisation sich indessen bedeutende stammesmäßige Überbleibsel erhalten.

c) Die Bildung der Fulbe-Staaten

Das 18. Jh. eröffnet einen neuen Zeitabschnitt, in dem die Fulbe eine bedeutsame Rolle spielen. Wir sind weiter oben schon auf die Theorien, genauer gesagt Hypothesen, die sich auf ihren Ursprung beziehen, zu sprechen gekommen. Als Nomaden im Gebiet von Termes treten sie in die Geschichte ein. Dieses Gebiet hatte das Herz des Königreichs Ghana gebildet. Gemeinsam mit den Seßhaften dieses Gebiets, d. h. anscheinend seit dem 13. Jh., wandern die Fulbe allmählich nach Südwesten (Futa Toro, oberer Gambia, Grenzen Futa Djalons) und Südosten (Massina) ab. Im 16. Jh. gelingt ihnen in diesen Gebieten die Gründung eigener Staaten („Denianke"-Staat in Futa Toro, „Diallube"-Häuptlingschaft – als Vasall Segus – in Massina). Ihre Bewegung gehört der antiislamischen Gegenströmung dieses Zeitabschnitts an. Die Fulbe und ihre Staaten sind zu dieser Zeit heidnisch und betont islamfeindlich. Den Islam lehnen gleicherweise die kleinen Gruppen ab, die allmählich weiter nach Süden (Futa Djalon) oder nach Osten (Yatenga, Gobir, Bagirmi) abgewandert sind. Ein genaues Datum dieser Bewegung, deren größte Stärke in das 17. bis 18. Jh. zu fallen scheint, läßt sich nicht angeben.

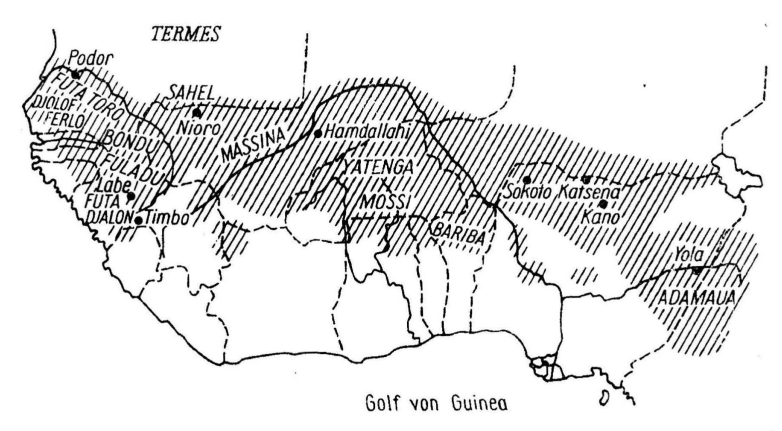


Abb. 22. Ausdehnungsgebiet der Fulbe

Der scharfe Einschnitt, den die Islamisierung der Fulbe schafft, kann nur seine Erklärung in der ökonomischen und gesellschaftlichen Entwicklung gewisser Gruppen finden. Diese Gruppen sind teilweise seßhaft, haben aber durch ihre Spezialisierung als Hirten eine privilegierte ökonomische Position erworben. Von dieser Entwicklung machen einige Gruppen eine Ausnahme, die der ursprünglichen Lebensweise sowie den Resten der Stammesorganisation und dem Animismus treu bleiben. Da, wo der Handel eine gewisse Stärke erreicht hat, ist das Vieh die gängige Münze, die Form, in welcher die Schatzbildung vor sich geht und der Reichtum in Erscheinung tritt. Reich geworden durch ihr Vieh, als Hüter des Viehs der Bauern, die die Gewohnheit annehmen, in dieser Form einen Teil ihrer akkumulierten Mittel „anzulegen", verstehen sie bald den Vorteil, den sie aus dieser Situation ziehen können. Es behagt ihnen daher immer weniger, gesellschaftlich und politisch als unbedeutendes Element betrachtet zu werden, während sie ökonomisch eine Schlüsselposition innehaben.

Weder die überkommene Stammesorganisation noch der althergebrachte Animismus waren die geeigneten Formen, in denen die Revolution vor sich gehen konnte, nach der sie strebten. Die Bekehrung zum Islam, die Bildung einer Kriegeraristokratie (aus gewissen Gruppen und Familien der Fulbe), die Schaffung von Staaten in den Händen dieser Aristokratie, waren die Formen, die sich gleichzeitig in sehr verschiedenen Gebieten einstellten, in denen sich eine ähnliche Situation gebildet hatte. Die Rolle der Marabuts von Mauretanien, der Lehrer der künftigen Häuptlinge des Futa Djalon, diejenige der mohammedanischen Tukulörs, die das Pular sprachen und die unter heidnischen Gebietern das Banner des Islam aufrechterhalten hatten (vielleicht seit der almoravidischen Expansion), war hier nicht entscheidend. Die einen wie die anderen spielten die Rolle von „Katalysatoren". Sie lieferten einer reifenden gesellschaftlichen und politischen Bewegung die Formen, in denen sie sich am besten ausdrücken konnte.

Es ist zunächst die Revolution im Futa Djalon, durch die 1725 ein feudaler und kriegerischer Staat der Fulbe entsteht. Es handelt sich um eine Konföderation von neun Provinzen, die unter der Leitung eines „Almami" (Imam) steht. Seit Ende des 18. Jh. wird der Almami abwechselnd zu je zwei Jahren aus den beiden Familien der Alfa und Sori gewählt. Dann stürzen die Tukulör im Futa Toro, dem früheren „Tekrur", die heidnische Fulbe-Dynastie der Denianke. Die Tukulör bilden hier einen Staat, der in seinem Typ demjenigen des Futa Djalon sehr ähnlich ist und von einem „Almami" regiert wird (1776). Zwischen diesen beiden Staaten setzte die gleiche Bewegung in Bondu einen dritten fulischen Almami ein. In Massina

bildet (1810) der Seku Hamadu Bari eine mohammedanische Anhängerschaft, mit der er den heidnischen Fulbe-Häuptling („Ardo") aus der Dynastie der Diallo stürzt, dem das Volk Unterwürfigkeit und Schlaffheit gegenüber den Erpressungen der Bambara- und Tuareg-Herrscher vorwirft. Hamadu bemächtigt sich Djennes und Timbuktus und begründet nebst einer neuen Hauptstadt, Hamdallahi, das Fulbe-Königreich von Massina, das mit einer zuverlässigen Verwaltung und gut organisiertem Finanzsystem bis 1862 bestehen wird.

Um die gleiche Zeit (1801) empören sich auch die Fulbe von Gobir im Haussa-Land gegen ihre Beherrscher. Mit Hilfe einer Gruppe von Kriegern aus den Fulbe- und Tukulör-Ländern (Massina und Futa Toro) läßt sich der Gelehrte Osman dan Fodio als Scheich und dann als Kalif der Gläubigen anerkennen und bildet an ihrer Spitze ein großes Reich. Von seiner Hauptstadt Sokoto aus beherrscht er bald die Haussa-Länder Kebbi und Nupe. Mit knapper Not kann ihn ein anderer, diesmal einheimischer Scheich, Mohammed el Amin el Kanemi, an der Eroberung von Bornu hindern. Er rettet damit die einheimische Dynastie, maßt sich jedoch die Stellung eines „Hausmeiers" an, auf Grund deren sein Sohn 1846 den „faulen" Sultan absetzt und dessen Platz einnimmt. Die wenigstens moralische Autorität Osmans erstreckt sich bis nach Kamerun. Der von ihm belehnte Häuptling Adama bringt die Fulbe zum Aufstand, und diese gründen unter seiner Leitung ein weiteres Fulbe-Reich, das er nach sich benennt (Adamaua).[273]

Wie konnten die Fulbe Osman dan Fodios, zumal sie eindeutig in der Minderzahl waren, festgefügte Staaten mit alter Kultur bezwingen? Nach D. Olderogge wurde diesen ihr Entwicklungsstand verhängnisvoll.[274] Die Fulbe fanden Unterstützung bei den unterdrückten Klassen der Haussa-Gesellschaft (Sklaven, tributpflichtige Bauern). Schließlich tauschten diese nur die Herrschaft einer Aristokratie gegen die einer anderen aus, die sie noch mehr unterdrückte. Für die Masse des Haussa-Volkes wurde das bald spürbar.

Osman dan Fodio, der mehr Mystiker als Kriegsheld war, überließ die Leitung der militärischen Feldzüge vor allem seinem Bruder Abdullahi. Sein Sohn und Nachfolger Mohammed Bello (1843–1855) mußte zu Beginn seiner Regierung eine allgemeine Erhebung seiner Untertanen unterdrücken.

[273] Siehe *P.-F. Lacroix,* Matériaux pour servir à l'histoire des Peuls de l'Adamaoua, in: Études camerounaises, Nr 37/38, 1952, S. 3–62, und S. 39/40, 1953, S. 5–40.

[274] *D. A. Olderogge,* Der Westsudan vom 15. bis 19. Jh., Moskau-Leningrad 1960. (Trudy Instituta Etnografii i. m. N. N. Miklucho-Maklaja. Novaja Serija, Tom LIII.)

Seine Stärke lag weniger auf dem Gebiet der Kriegskunst als auf dem der Staatsverwaltung. Er war ein glänzender Schriftsteller, der zahlreiche Werke in arabischer Sprache verfaßt hat. Nach seiner Regierungszeit schwächten dauernde Aufstände und wachsende Unabhängigkeit der Gouverneure das Sokoto-Reich.

d) El Hadj Omar

Um diese Zeit bildete sich im Westen eine neue Vorherrschaft heraus. Mit ihr erscheint eine der größten Gestalten Afrikas im 19. Jh., El Hadj Omar Saïdu Tall. Er wurde gegen 1797 in der Umgegend von Podor in Futa Toro, im Tukulör-Land geboren und war der vierte Sohn des Marabut Saïdu Tall. Durch seine Familie gehörte er zu jener Gruppe, die wenig zuvor die heidnische Fulbe-Dynastie der Denianke gestürzt hatte. Mit 23 Jahren unternahm er die Pilgerfahrt nach Mekka; dort läßt er sich in die Bruderschaft der Tidjania aufnehmen und kehrt nicht nur mit dem Titel „Hadj", der damals in Afrika sehr selten war, sondern mit dem Kalifenmandat der Tidjania für den Sudan zurück. Diese Titel, und außerdem sein Wissen als mohammedanischer Gelehrter, gestalten seine Rückkehr zu einem Triumph. El Kanemi, der Scheich von Bornu, dann sein Landsmann Mohammed Bello in Sokoto, überhäuften ihn mit Ehren, Geschenken und Frauen. Mohammed Bello gibt ihm zwei seiner Töchter zu rechtmäßigen Ehefrauen. Mit viel weniger Begeisterung, wenn auch nicht ohne Zuvorkommenheit, wird er vom Fulbe-König von Massina, Seku Hamadu, empfangen. Dieser letztere, ein harter und sittenstrenger Mohammedaner, mißbilligt das Gepränge, mit dem sich der pilgernde Gelehrte umgibt, und sieht vielleicht die Gefahr, die dessen Ansehen für die bestehende Macht bedeutet. Er soll sogar versucht haben, ihn nach seiner Abreise aus Hamdallahi ermorden zu lassen. Der heidnische König von Segu bekundet seine Abneigung noch deutlicher. Nachdem er ihn empfangen hat, setzt er ihn fest, läßt ihn dann frei und versucht ebenfalls, ihn nach seiner Abreise ermorden zu lassen. Dagegen bereitet ihm der Erbe der Keita einen guten Empfang. Das gleiche gilt vom Almami des Futa Djalon, der ihm gestattet, sich eine Zeitlang in seinen Staaten zur Ruhe zu setzen und dort eine „Zauïa" (religiöse und militärische Gemeinde nach dem Beispiel der „Ribât", welche einst Zentralpunkte der Almoraviden gewesen waren) zu gründen. Zur selben Zeit beschäftigt er sich mit der Ausbeute der Goldfundorte des Gebietes von Siguiri. Nach einem Abstecher an den Senegal, einer Propaganda- und

Rekrutierungsreise, läßt er sich 1850 in Dingiray nieder, wo er eine Festung errichtet. Auf dieser Reise war er 1847 vom französischen Kommandanten von Bakel empfangen worden. Omar erlebte hier eine ebenso zurückhaltende Begrüßung – und zwar aus denselben Gründen – wie bei mehreren einheimischen Herrschern. Omars Auftreten erhöhte einerseits sein Prestige, während es andererseits Befürchtungen entstehen ließ. Für beides gibt es Gründe. In Gesellschaften, in denen die aus der Gentilzeit überkommene Stammesorganisation sich in allseitiger Auflösung befindet, ist der Islam der geeignetste religiöse, politische und gesellschaftliche Rahmen, um die neuen Verhältnisse zum Ausdruck zu bringen.

Aber diese Revolution vollzieht sich nicht auf einen Schlag. Zwischen dem islamisierten Königtum der Keita des 14. Jh., wo die gentilen gesellschaftlichen Organisationsformen noch weiterbestehen, und der fulischen Organisationsform des Futa Djalon mit gleichzeitig gentilen und neuen theokratischen und territorialen Einrichtungen liegt eine weite Entwicklung. El Hadj Omar und die Tidjania gehen einen Schritt weiter.

In den bis dahin verbreiteten mohammedanischen Bruderschaften (am Anfang des 19. Jh. handelt es sich im wesentlichen um die Quadriya) bestehen so zahlreiche mystische Übergangsstufen, die von den einfachen Eingeweihten zu dem religiösen Oberhaupt führen, daß nur wenige Begnadete diesen Weg durchmessen können. In der Tat sorgt die Vielfalt dieser Stufen dafür, daß nur eine Minderheit, die einer kleinen Anzahl von Familien entspricht, in den Genuß des direkten und vollständigen Kontaktes mit dem religiösen Häuptling und seiner materiellen und mystischen Wohltaten kommt. Diese Stufenleiter setzt im Islam die Privilegien der Stammesaristokratie fort.

Die Tidjania schafft diese Hindernisse ab und stellt den direkten Kontakt zwischen den einfachen Eingeweihten und dem Kalifen her. Sie verschafft damit allen die Aussicht, durch Mut oder Wissen zu den höchsten Würden zu gelangen. Dadurch hat sie in ihrem Innern einen revolutionären und verhältnismäßig demokratischen Charakter. Aus diesem ergeben sich der gewaltige Erfolg von El Hadj Omar, die Achtung und auch die Furcht, die er den altangesehenen, gesellschaftlichen Mächten einflößt. Denn in einer Zeit, wo die bürgerliche Gesellschaft und die Religion in enger Wechselwirkung stehen, bereiten die Fortschritte der Bruderschaft und das wachsende religiöse Ansehen des Kalifen seine militärische und politische Machtübernahme vor.

Diese Grundlage des Ansehens und der Volkstümlichkeit von El Hadj Omar ist nicht zu übersehen. In dieser Beziehung erinnert seine Rolle an die

Napoleons in Frankreich, der ebenfalls in den Augen vieler Menschen des Volkes als Symbol der scheinbar gleichen Möglichkeit galt, zu höchsten Würden aufzusteigen. Dabei muß man natürlich die grundlegenden Unterschiede berücksichtigen, die zwischen diesen zwei Ländern in ihrer Gesellschaftsordnung bestanden.[275] Gerade die gesellschaftlichen Verhältnisse begrenzten die Möglichkeiten der Unternehmungen El Hadj Omars. Robert Delavignette schrieb mit Recht, daß Omar mehr war als ein Vorläufer von Samori und von Rabeh[276], was vielleicht bei ihm eine kleine Abwertung gegenüber den beiden letzteren sein sollte. Inwieweit diese berechtigt ist, wird sich später ergeben. Aber Delavignette hat nicht die Grenzen umrissen, welche für Omar die gesellschaftlichen Verhältnisse bedeuteten und sein teilweises Scheitern erklären. Dagegen scheint es andererseits eine zu starke Vereinfachung zu sein, wenn Richard-Molard[277] schreibt:

„In einem dreiviertel Jahrhundert hatte sich die Fulbe-Macht in ihrem ganzen gutverteilten Umfange von solcher Stärke erwiesen, daß für die Verwirklichung einer islamo-fulischen Vorherrschaft über die Savannen Westafrikas alles vorbereitet schien ..." Das gleiche gilt von seiner Schlußfolgerung: „Es kann sein, daß Westafrika in seiner Mehrheit ohne Frankreich in die Hände des Torodo-Häuptlings gefallen wäre."[278]

Ohne Zweifel baute El Hadj Omar auf dem Boden der vorhergehenden islamo-fulischen Bewegungen weiter, aber im Vergleich zu ihnen stellte er eine höhere Stufe dar und stieß mit den Staaten, die sie geschaffen hatten, ebenso zusammen wie mit den feldwirtschaftlichen und animistischen Königreichen. Seitdem er in Dingiray die Rolle eines Staatsoberhauptes spielt, stößt er auf die erklärte Feindschaft des Almami von Futa Djalon, der seine Anfänge begünstigt hatte. Von 1850 bis 1854 ruiniert er die alten feldwirtschaftlichen Königreiche der Keita und der Kulibali-Massassi (das heidnische Bambara-Königreich von Kaarta, dessen Hauptstadt Nioro war). Aber als er sich jedoch nach Westen wendet, kollidiert er mit dem mohammedanischen Königreich von Khasso (Medina) und den mohammedanischen „Torobe"-Häuptlingen seiner eigenen Heimat, des Futa Toro. In diesem

[275] Länger als eine Generation erhielten sich – begünstigt von den Umständen seines Todes – die Legende von seinem Weiterleben und die Erwartung seiner Wiederkehr an der Seite des Mahdi.

[276] Siehe Les Techniciens de la colonisation, recueil sous la direction de *Ch.-A. Julien,* Paris, *Robert Delavignette:* Faidherbe.

[277] *Richard-Molard,* Afrique Occidentale Française, a. a. O., S. 68/69.

[278] Torodo: Den mohammedanischen Tukulör, welche die Denianke stürzten, beigegebener Name (ungefährer Sinn: Anbeter Gottes).

Lande, in dem er zweifellos die größte Zahl von Schülern hatte, gehen einige Häuptlinge unter dem Volksdruck auf seine Seite über, aber die meisten, die sich damit zugleich gegen ihr eigenes Volk wenden, leisten ihm heftigen Widerstand und treten gegen ihn und seine Statthalter mit den Franzosen in Verbindung.[279] Ohne diese Häuptlinge hätte Faidherbe ihn wahrscheinlich niemals aus Futa Toro vertreiben können. Zweifellos hätte El Hadj Omar die günstigsten Bedingungen für den Aufbau eines festen Staates neuen Typs im Senegal gefunden, wo das Eindringen der Franzosen mehr als anderwärts die Zersetzung der alten gesellschaftlichen Verhältnisse beschleunigt hatte.

Ein nicht zu beseitigendes Hindernis [280] dafür war jedoch die Anwesenheit der Franzosen in diesem Lande, die am Unterlauf des Flusses die militärische Überlegenheit besaßen und von einer aristokratischen Opposition im Futa Toro unterstützt wurden. Mangels Kanonen scheitert El Hadj Omar

[279] Vgl. *P. Marty,* L'Islam en Mauritanie et au Sénégal, Paris 1915/16, Les groupements tidiania dérivés d'El Hadj Omar, S. 176/77. Siehe auch *A. Gouilly,* L'Islam dans l'Afrique occidentale française, Paris 1952, und Vie d'El Hadj Omar, übersetzt von Salenc, in: Bulletin du Comité d'Études historiques et scientifiques de l'A. O. F., 1918, Nr 3/4, S. 405–431, wo auf Seite 423 der Traum einer seiner Brüder erzählt wird. Er sieht Mohammed und empfängt von ihm eine Botschaft für Omar: „... Sage ihm schließlich, er soll sich nicht mit den Einwohnern des senegalesischen Futa abgeben, denn das sind Verräter." Die von den Tukulör gegebene Auslegung, wonach dieser Satz nur die Einwohner von Bossea beträfe, ist kaum überzeugend. Im gleichen Sinne *Cultru,* Histoire du Sénégal du XVe siècle à 1870, Paris 1910: „Vielleicht war sein erster Gedanke die Beherrschung des senegalesischen Futa ... Aber die Häuptlinge, die er beunruhigte, erwiesen sich als feindselig. Ein Häuptling der Boesseyabes machte den Versuch, ihn zu ermorden" (S. 334). Und weiter unten: „Von Medina bis St. Louis wurde von den Schwarzen von ihm gesprochen und auf ihn gehofft. Er galt ihnen als der Rächer ihres Volkes an den Mauren, als ihr Befreier von der Tyrannei der Häuptlinge" (S. 335).

[280] 1855 wendet er sich in einem Brief an die Einwohner von St. Louis, und die Annales senegalaises von 1854–1885 (Paris 1885) erkennen an, daß er „... in der Tat in St. Louis selbst viele glühende Anhänger hatte" (S. 104) und daß die Bevölkerungen in Futa Toro und Bondu „von seinen Sendboten fanatisiert und unterstützt und bereit waren, auf seinen ersten Befehl hin alles zu unternehmen" (S. 103). 1862 lösen seine Parteigänger eine allgemeine Revolte in Futa Toro aus. Später, als Archinard Segu einnimmt, treten im Senegal die Eisenbahnarbeiter und die Kaufleute in den Streik und veranstalten Kundgebungen. Man befürchtete eine allgemeine Erhebung der Mohammedaner. Keine Solidarität mit dem besiegten Häuptling bekundete hingegen – abgesehen von den Tukulör-Eroberern – die Bevölkerung in den Staaten Ahmadus, des Sohnes El Hadj Omars.

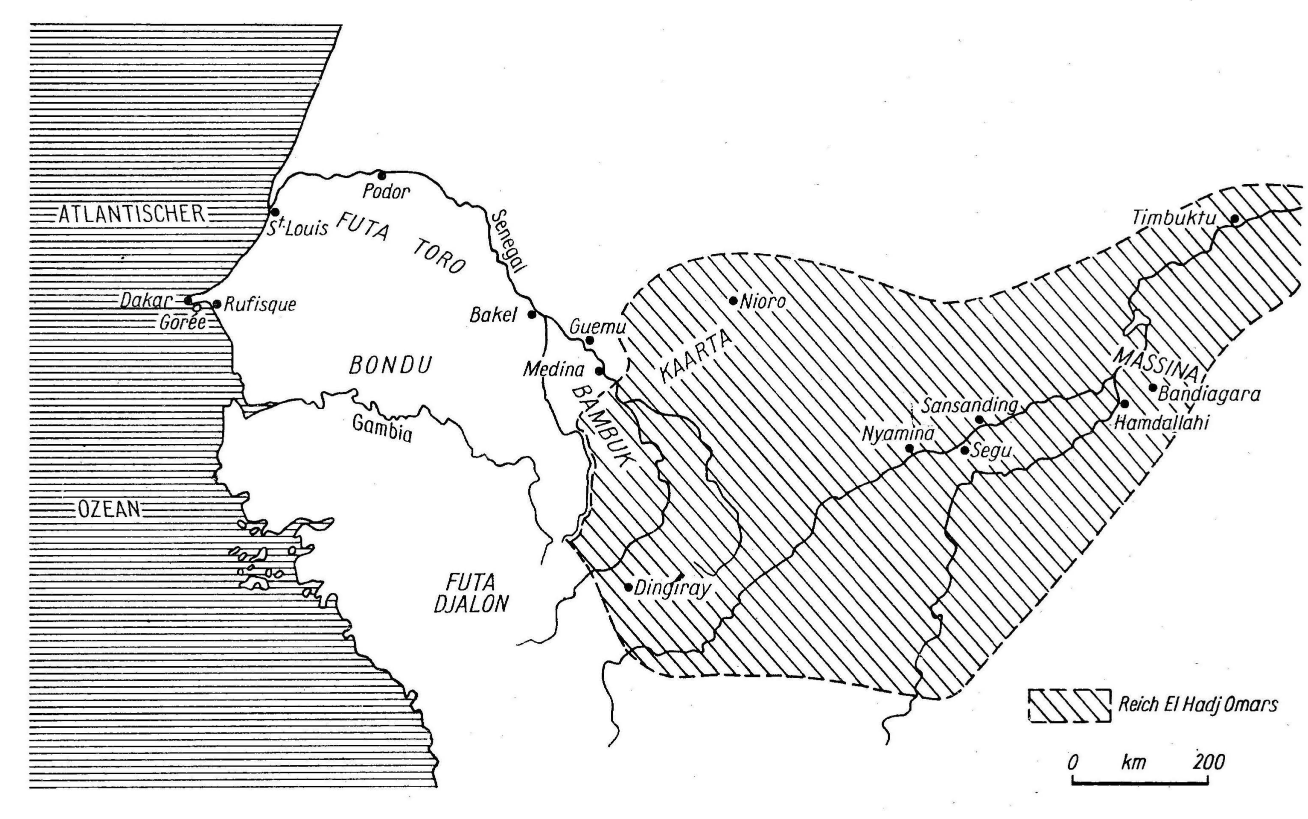


Abb. 23. El Hadj O.nar

vor Medina (1857), wohin die Franzosen eine kleine Garnison gelegt hatten. Dennoch umgeht er diese Stellung, um sich in Guémou, auf dem rechten Ufer des Senegal, festzusetzen und dort eine Garnison zurückzulassen. Diese unterliegt trotz heldenhaften Widerstandes den Angriffen der über Artillerie verfügenden französischen Truppen (1859). Nach seinem Scheitern in diesem Gebiet kehrt El Hadj Omar nach Nioro zurück und wendet sich sowohl gegen die heidnischen Bambara von Segu wie gegen die mohammedanischen Fulbe von Massina. Vor seinem Angriff auf Medina hatte er vergeblich ein Bündnis mit Massina angestrebt. Er zerstört 1861/62 Segu und Massina, wobei es ihm nicht gelingt, den Widerstand endgültig auszulöschen. Nicht Faidherbe, sondern die gegen El Hadj Omar aufständischen mohammedanischen Fulbe von Massina bringen ihn 1864 schließlich zum Unterliegen.

Es ist also falsch, El Hadj Omar als Nutznießer der Fulbe-Macht darzustellen, waren doch die mohammedanischen Fulbe-Staaten gerade das größte Hindernis seiner Vorherrschaft. Andererseits hatte der Egalitarismus der Tidjania seine Grenzen. Es gab zweifellos unter seinen „Talibe“ (das heißt seinen Schülern und Statthaltern) Menschen jeglicher ethnischer Herkunft. Sie waren ihrem Gebieter durch den gemeinsamen Glauben stets ergeben. Aber das Weiterbestehen der seit Generationen eingewurzelten Stammesrivalitäten zeigte sich noch darin, daß die Tukulör den Hauptteil seiner Truppen stellten. Da die Franzosen im Westen ein Hindernis bildeten, war er gezwungen, seine Unternehmungen nach dem nigerischen Sudan zu verlegen. Ganz besonders hier sollten die schon erwähnten Stammesrivalitäten zum Zuge kommen. „Talibe“ und Soldaten, die mit seinem Schicksal verbunden waren, bildeten bald in den eroberten Gebieten eine neue Aristokratie, die ebenso drückend war wie die alte. Nach ihm kamen Rivalitäten unter seinen Söhnen und Statthaltern, die sich der Gentilsolidarität nicht mehr oder nicht mehr völlig bewußt waren, zum Vorschein. Sie waren die Ursache für Schwäche und Zerfall.

Im ganzen gesehen, war El Hadj Omar im Vergleich zur französischen Intervention, die sich mit dem Aufbau eines mächtigen Staates in ihrer Nähe nicht vertrug und materielle Mittel zu seiner Unterwerfung hatte, für die Rolle eines Einigers zu spät gekommen. Im Vergleich zum gesellschaftlichen Zustand des nigerischen Sudan war El Hadj Omar zu früh gekommen. Die gesellschaftlichen Bedingungen waren hier nicht zur Reife gediehen. Deshalb konnte er die aus der Vergangenheit ererbten Hindernisse nicht überwinden. Das hat sich hauptsächlich gegen ihn ausgewirkt.

Die Tugenden der Gentilsolidarität, die den ersten afrikanischen Staaten ein langes Bestehen gesichert hatten, standen im Begriff, zu verfallen. Die

Uneinigkeiten unter den Völkern – ein anderes Erbe aus der gentilzeitlichen Vergangenheit – waren nicht nur nicht überwunden, sondern wurden im Gegenteil durch den vor sich gehenden Prozeß der gesellschaftlichen Differenzierung noch angefacht. Den Haß von Volk zu Volk, von Familie zu Familie, ergänzte noch derjenige zwischen Herrschern und Geknechteten. Der europäische Eroberer brauchte sich nur der Afrikaner selbst zu bedienen, um seine jeweiligen Feinde von heute zu vernichten, bis die „unklugen Kollaborateure" von gestern ihrerseits unter der eisernen Ferse des Kolonialismus zermalmt wurden. Die Eroberung stieß auf heftige, sich lange fortsetzende Widerstände, die sie jedoch einzeln auslöschen konnte, ohne jemals einem vereinigten nationalen Widerstand gegenüberzustehen, den die gesellschaftlichen Bedingungen ausschlossen.

4. Koloniale Eroberung

a) Die freie Konkurrenz und die ersten Forschungsreisen

Das letzte Viertel des 18. Jh. sah den Höhepunkt des Sklavenhandels, das anbrechende 19. Jh. war Zeuge seines Niedergangs. Die Philanthropen erlangten ihre Wirksamkeit mit der Durchsetzung des Industriekapitalismus, der dieser Form der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen ökonomisch den Boden entzog. Verbot des Sklavenhandels und Abschaffung der Sklaverei wurden in ein und demselben langwierigen Prozeß erreicht. 1807 wurde der Sklavenhandel in England verboten, Frankreich folgte durch kaiserliches Dekret vom 29. März 1815, das die königliche Verordnung vom 8. Januar 1817 und das Gesetz vom 15. April 1818 bestätigten. 1833 wurde in den englischen, 1848 in den französischen Kolonien die Sklaverei abgeschafft. In dieser Zeit verschwanden andererseits nach und nach, nicht ohne Überbleibsel zu hinterlassen, das Monopol der Kolonialkompanien und das koloniale Prohibitivsystem [281], das den Kaufleuten der eigenen Nation das Monopol des Handels mit den Kolonien garantierte. Die Auswirkungen wurden erst nach längerer Zeit spürbar. Die europäischen Kontore an der afrikanischen Küste nahmen keine Rücksicht auf die Abschaffung der Sklaverei, die sich also nur in den Kolonien in Amerika anwenden ließ. In

[281] Vgl. *B. Schnapper,* La fin du régime de l'exclusif: le commerce étranger dans les possessions d'Afrique tropicale (1817–1870), in: Annales africaines, 1959, S. 149 bis 200.

Richtung auf die Vereinigten Staaten von Amerika sowie besonders Kuba und Brasilien – wo der Sklavenhandel bis an das Ende des 19. Jh. bestand – setzte sich der Sklavenhandel noch lange fort.

Die Schwankungen des atlantischen Sklavenhandels im 19. Jh. zu schätzen, ist daher erschwert. Feststeht, daß die gänzliche Schließung der alten Märkte, so Santo Domingos und der britischen Antillen bzw. ihre nur teilweise wirksame Absperrung wie im Falle der Südstaaten der USA[282] einen Rück-

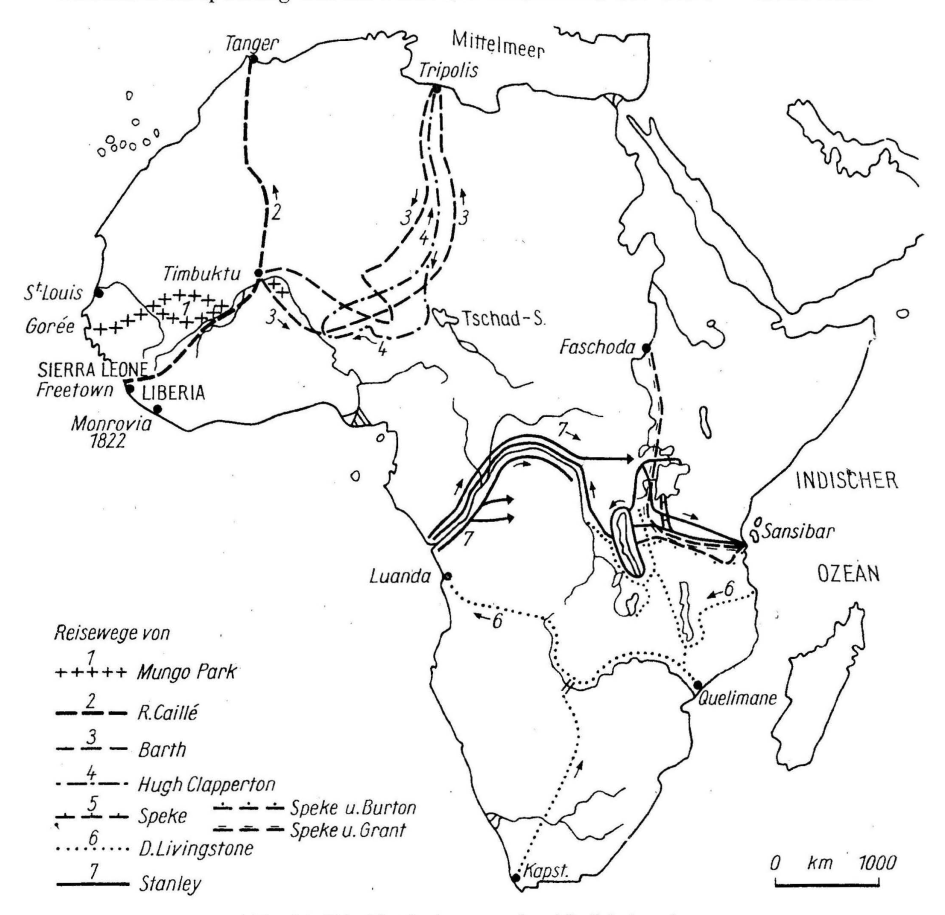


Abb. 24. Die Entdeckungen des 19. Jahrhunderts

[282] Dort ersetzte die organisierte Erzeugung von Sklaven durch „Aufzucht" (besonders in Virginia) die Importausfälle.

gang verursachte, wovon eine große Anzahl verlassener Kontore an der afrikanischen Küste zeugte.

Aber dieser Rückgang war keine allgemeine Erscheinung. Südlich des Äquators wurde der Sklavenhandel erst 1842 untersagt. Ungeachtet dessen, daß Brasilien 1826 in einer Konvention mit Großbritannien einem Verbot des Sklavenhandels vom Jahre 1831 an zugestimmt hatte, wurde der brasilianische Sklavenhandel weitergeführt und stieg sogar noch an, bis er 1848 seine Rekordziffer erreichte.[283]

Aktive Herde des Sklavenhandels blieben in dieser Zeit die „Beninküste", das heißt Widah, Porto Novo, Lagos, sämtlich Orte, in denen der Handel hauptsächlich in den Händen afrikano-brasilianischer Mestizen lag (Da Souza in Widah, Domingo Martinez in Porto Novo), daneben Angola und Kongo, beides Sklavenhandelsgebiete, in denen Portugiesen den Sklavenhandel organisierten, und das Gebiet der „Südflüsse", das Sklavenhändler aus den USA aufsuchten.[284] Die von den Antisklaverei-Kreuzern 1846/47 aufgebrachten Sklavenfrachten bildeten nicht mehr als 4 % der Gesamtzahl der in dieser Zeit aus Afrika exportierten Sklaven. Die Risiken des Transports kompensierten die steigenden Verkaufspreise, die sich in Brasilien verdoppelten.

Der transatlantische Sklavenhandel wurde im wesentlichen unter portugiesischer, spanischer und nordamerikanischer Flagge geführt. Das Jahr 1850 bedeutet jedoch, anscheinend mit der tatsächlichen Abschaffung des Sklavenhandels nach Brasilien, einen Wendepunkt. Die brasilianische Regierung fügte sich damals der englischen Einmischung, die den Handel ihres Landes lähmte. Von 54 000 im Jahre 1849 und 23 000 im Jahre 1850 fällt der Import auf 3000 im Jahre 1851 und hört nach 1857 völlig auf.

Aber auch in verschleierter Form wird der Sklavenhandel weitergeführt, in den französischen Kolonien notfalls unter dem Schutz der mit seiner Unterdrückung beauftragten Kriegsmarine! Um den Arbeitskräftebedarf der

[283] Die Zahl der nach Brasilien transportierten Sklaven bewegte sich von 1788 bis 1829 jährlich zwischen 18 000 und 65 000. Von 1841 bis 1845 betrug der Jahresdurchschnitt etwa 20 000. 1846 erhöhte sich die Einfuhr auf 50 000, 1847 auf 56 000, 1848 auf 60 000. (*J. H. Rodrigues,* Brasil e Africa, Rio de Janeiro 1961, Kap. VI, § 4: Der Sklavenhandel.)

[284] Vgl. über die „Brasilianer" in Dahomey: *J. R. H. Rodrigues,* Brasil e Africa, a. a. O., Kap. VI, § 5; *P. Verger,* Les Afro-américains, Dakar 1952; *J. F. de Almeida Prado,* Les relations de Bahia [Brésil] avec le Dahomey, in: Revue d'Histoire des Colonies, 1954, S. 167–222, und *C. W. Newbury,* The western slave coast and its rulers, Oxford 1961, S. 36–44.

Pflanzer auf den Antillen zu befriedigen, deren Sklaven 1848 befreit worden waren, gestattete das zweite Kaiserreich durch Dekret von 1852 die Anwerbung von „Kontraktarbeitern". Dieses Verfahren rief wiederholte Proteste der Engländer hervor.[285] 1857 erhielt das Marseiller Handelshaus Régis einen Vertrag über die Lieferung und den Transport von 14 000 „Kontraktarbeitern". Es löste zu diesem Zweck seine Niederlassung in Gabun und an der Elfenbeinküste auf und investierte statt dessen seine Kapitalien in einer Faktorei in Banana (Kongo). Widah blieb wegen des hohen Preises für dort erhältliche Sklaven außer Betracht. Dieser Handel hielt bis 1865 an. „Von den Engländern und selbst den Portugiesen wurde dieser Handel streng verurteilt." [286]

Im Osten des Erdteils nahm der Sklavenhandel nach Sansibar einen großen Aufschwung. Dort hatte der Sultan, ein Bundesgenosse und Schützling der Engländer, die Gewürznelkenkultur entwickelt. Ende des 19. Jh. lieferten die Plantagen Sansibars 90 % der Weltproduktion an Gewürznelken.[287] Neben dieser „produktiven" Form der Sklaverei spielte der Sklavenhandel zur Versorgung Arabiens und der Türkei mit Haussklaven weiterhin eine gewisse Rolle. Dieser Handel strahlte vom oberen Nil und der ostafrikanischen Küste bis zum Tschad bzw. den Strömen Ubangi und Kongo aus.

Sein Umfang erreichte allerdings bei weitem nicht den des transatlantischen Sklavenhandels, der bereits eine neue Bevölkerung nach Amerika verpflanzt hatte. Weniger vielleicht als Folge seiner Ungesetzlichkeit und der Überwachung durch die Flottengeschwader, die nicht sonderlich streng war, als infolge der fortschreitenden Schließung seiner alten Märkte, ging der transatlantische Sklavenhandel ständig zurück. Vom Anfang des 19. Jh. bis zu seinem letzten Viertel, das heißt bis zum Übergang zum Imperialismus, vollziehen sich Aufstieg und Sieg des Kapitalismus der „freien Konkurrenz", in

[285] Vgl. La fondation de Dakar, Paris 1958, S. 148, Nr 97.

[286] *J. Jadin,* Le rôle de la marine française au Congo, in: Bulletin des séances de l'Académie royale des sciences coloniales, Brüssel 1958, S. 1353. Über die Rolle von Régis siehe noch *B. Schnapper,* La politique et le commerce français dans le golfe de Guinée de 1838 à 1877, Paris 1961, S. 170/71. Zweifellos nicht zufällig übergeht ein Panegyriker des Marseiller Handels wie *Paul Masson* (Marseille et la colonisation française, Paris 1906) den „Vertrag" von 1857 mit völligem Stillschweigen, während er die übrigen Geschäfte von Régis in allen Einzelheiten beschreibt.

[287] *H. Brunschwig,* L'avènement de l'Afrique Noire, Paris 1963, S. 79.

dem das Handelskapital nicht mehr privilegiert ist, sondern in die Abhängigkeit vom Industriekapitalismus gerät.

Der europäische Kapitalismus, allen voran Großbritannien, erobert in dieser Zeit den Weltmarkt. Für die Ausbeutung der Kolonien scheinen weiterhin die alten „merkantilistischen" Methoden zu gelten, aber der Kolonialhandel ist nicht mehr sein eigener Auftraggeber, der – gedeckt durch Monopole und Privilegien – sowohl den europäischen Verbraucher wie den Ureinwohner der Kolonien ausbeutet. Er ist nur noch der Zwischenhändler des Industriellen, der mit der kolonialen Ausbeutung sehr gern einverstanden ist, aber bei geteilten Profiten und ohne Privileg für den Kaufmann. Die Gleichheit des Profitsatzes ist für das siegende Industriekapital der Ausdruck der Gerechtigkeit unter den Kapitalisten. Es genügt, wenn der Kaufmann seinen „gehörigen Profit" erhält, der seinem Kapitalanteil entspricht. Wenn es sich um überschüssige Gewinne handelt, so wünscht der Industrielle, der die Fabrikate liefert und die Rohstoffe aus den Kolonien aufkauft, beteiligt zu sein. Die freie Konkurrenz ist hier der Gehilfe der Vorsehung, der diese ausgleichende Gerechtigkeit zu Gelde macht. Unter diesem Gesichtspunkt erscheinen der Sklavenhandel nach Amerika und die Sklaverei bei den Pflanzern als Fortsetzung eines unerträglichen Privilegs. Daher verurteilen die englischen Industriellen, die in dieser ersten Hälfte des Jahrhunderts ihre Arbeiter in einen unvorstellbaren Zustand des Elends, der Erschöpfung und Entwürdigung brachten, im Namen der Menschlichkeit die Greuel der Sklaverei. Mit der gleichen „Uneigennützigkeit" unterstützten in der Mitte des 19. Jh. die Industriellen von New York und Boston bis zur Niederwerfung des sklavenhändlerischen Südens die Anti-Sklaverei-Kampagne der Abolitionisten.

Selbstverständlich wollen wir keine engherzig „ökonomische" und mechanisch-materialistische Auslegung der Anti-Sklavereibewegung geben. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Wilberforce oder Granville Sharp, als sie am Ende des 18. Jh. die abolitionistische Bewegung ins Leben riefen, keinerlei persönliche Interessen damit verfolgten und nur moralischen Antrieben zu folgen glaubten. Das Auftreten einer solcher Bewegung gerade in diesem Zeitabschnitt und nicht früher, sowie ausgerechnet in England, läßt sich aber nicht als Spiel des Zufalls erklären, sondern die Ideen der Abolitionisten zu diesem besonderen Anliegen spiegelten die „liberalen" Auffassungen des ökonomisch fortgeschrittensten Teils der Bourgeoisie wider.

Man kann sich also nicht der Auffassung von H. Brunschwig anschließen, daß die Aufgabe des Sklavenhandels „viel eher auf eine Revolution in den

moralischen Überzeugungen als auf ökonomische Antriebe zurückzugehen scheint".[288]

„Es beweist die Unzulänglichkeit der ökonomischen Begründungen", bemerkt dieser Autor, „daß die Humanitären ein Jahrhundert brauchen werden, um sich durchzusetzen."[289] Das hieße vergessen, daß ökonomischen Notwendigkeiten nicht zwangsläufig entsprochen wird, sondern daß sie sich im Kampf mit gegensätzlichen Interessen erst durchsetzen müssen. Wenn H. Brunschwig findet, daß „ihre Ideen (das heißt der ersten Abolitionisten) ihrer Zeit voraus waren",[290] so trifft das zu, wenn auch nicht um ein volles Jahrhundert, wie er zu glauben scheint. Seit Ausgang der napoleonischen Kriege finden diese Ideen die aktive Unterstützung der gesamten englischen Bourgeoisie (abgesehen natürlich von den Sklavenhändlern) und vor allem der Industriebourgeoisie, die im Begriff stand, innerhalb der Bourgeoisie zum bestimmenden Element zu werden. Über das humanitäre Anliegen hinaus bedeuteten diese Ideen für Großbritannien eine Gelegenheit, unter dem Vorwand der Unterdrückung des Sklavenhandels sein Handelsmonopol durchzusetzen. Die Debatten des brasilianischen Parlaments bieten schon 1827 den Beweis dafür in den Darlegungen des Abgeordneten von Minas Geraes, des „Brigadeiro" Da Cunha Matos.[291]

Solange die sklavenhaltenden Pflanzer genügend Gewicht besaßen, um dem englischen Druck zu widerstehen, wurde der Sklavenhandel fortgeführt. Aber gegen 1850 änderte sich das Kräfteverhältnis entscheidend, und die damalige sklavenhalterische brasilianische Regierung mußte sich dazu verstehen, für die Einhaltung des Verbots des Sklavenhandels zu sorgen, um den überhandnehmenden englischen Belästigungen ihres Außenhandels ein Ende zu machen.

Die „ökonomischen Triebkräfte" des sich ausbreitenden liberalen Kapitalismus hatten über die der sklavenhalterischen Pflanzungswirtschaft gesiegt, über eine ökonomische Form, die aus der dem Industriekapitalismus vorhergehenden Periode stammte und die als Teil der „ursprünglichen Akkumulation" einen bedeutenden Beitrag zur Entstehung des Industriekapitalismus geleistet hatte. Die erste Wirkung des Verfalls des Sklavenhandels war ein Rückgang des europäischen Kolonialismus in Afrika. Viele Kontore, die im Verlauf der napoleonischen Kriege verlassen worden waren, wurden nicht

[288] *H. Brunschwig,* L'avènement de l'Afrique Noire, a. a. O., S. 211.

[289] Ebenda, S. 22.

[290] Ebenda.

[291] *J. H. Rodrigues,* Brasil e Africa, a. a. O., Kap. VI, § 3.

wieder besetzt. Europa hatte zwar – und mehr als jemals – Waren zu verkaufen, aber das ausgeblutete Afrika hatte, nachdem die „menschliche Ware" aus dem Handel ausgeschaltet war, nach drei Jahrhunderten Sklavenhandel kaum etwas zum Austausch anzubieten. Indien, China, ja sogar Mexiko waren Märkte, die mehr Anziehungskraft hatten.

Indessen begann Europa sich umzustellen. Seit dem Ende des 18. Jh. gaben die Engländer – Houghton, und vor allem Mungo Park – das Beispiel. Da die Küste dem europäischen Handel nur äußerst geringe Aussichten bot, fühlte man die Notwendigkeit, sich einen direkten Zugang zu den Märkten des Innern zu eröffnen. Man glaubte, daß diese Märkte größere Möglichkeiten bereithielten. Die europäischen Fertigwaren waren zweifellos bis hierhin gekommen, aber durch Zwischenhändler. Diese besaßen ein faktisches Monopol. Es handelt sich im Nordosten um Ägypten und Tripolitanien, ferner vom Gambia bis zum Kongo um die Küstenbevölkerungen. Sie nahmen einen Teil der „legitimen" Profite an sich, die dem europäischen Kapital die „freie Konkurrenz" sichern würde. Bis zur Eroberung sollte das Trugbild von einem bevölkerten und gedeihenden Sudan, der Timbuktu zur Hauptstadt hätte, die Vorstellungen in Europa beeinflussen. England, das eine unbestreitbare Vormacht auf dem sich bildenden Weltmarkt besitzt, spielt bei den Nachforschungen eine bahnbrechende Rolle. Der von Tripolis gekommene Clapperton erreichte 1822 den Tschad, dann (1825 bis 1827) den Niger. Allerdings konnte erst der Franzose René Caillié, der nach dem nicht zurückgekehrten Schotten Laing 1828 Timbuktu [292] erreichte, die ersten direkten Nachrichten von dort zurückbringen. Richard Lander befuhr den Niger von Busa bis zum Ozean und zeigte, daß zwischen Niger und Tschad kein Zusammenhang besteht. Im Auftrage der britischen „Gesellschaft zur Förderung der Entdeckung der inneren Teile Afrikas" durchreiste schließlich fünf Jahre lang (1850–55) der Deutsche Heinrich Barth den Sudan zwischen Massina und Adamaua. Er erforschte die Sprachen, verglich die örtlichen Überlieferungen mit den Angaben der alten arabischen Chronisten, fertigte genaue Routenaufnahmen seiner Reise an und beschäftigte sich eingehend mit der Bedeutung der Märkte, wie ein guter Geschäftsmann. Seine Berichte bilden eine Dokumentation ersten Ranges, deren wissenschaftlicher Wert in vieler Hinsicht unübertroffen geblieben ist. Seine Werke wurden zur „Bibel" der Forschungsreisenden in der zweiten Hälfte des 19. Jh. Seine sehr zuverlässigen Angaben, die das Vorhanden-

[292] Ehe Caillé in dürftigster Ausrüstung seine Reise unternahm, hat er wiederholt, aber vergeblich die britischen Behörden um Unterstützung gebeten.

sein von Städten und eines bedeutenden Handels bezeugten, trugen dazu bei, gewisse Lieblingsvorstellungen über den Sudan zu nähren. Die Angaben Barths erklären wahrscheinlich mehr als alles andere die Ausrichtung der französischen Politik von Faidherbe bis zum Gesetz von 1880, das über die Errichtung einer Bahnlinie Senegal–Niger entschied, sowie die zahlreichen Projekte einer transsahrischen Eisenbahn.

Bevor diese Absatzmärkte für europäische Fabrikate erschlossen wurden, begann sich eine wenigstens teilweise Ersetzung des Sklavenhandels durch den Tauschhandel (Produkt gegen Produkt) einzuspielen.[293] Bis gegen 1840 blieb der „Tauschhandel" fast englisches Monopol. „... Den Engländern war es gelungen, den Sklavenhandel durch einen bereits schwunghaften und einträglichen Handel mit Landesprodukten zu ersetzen. Die Sklavenhandelsgesellschaft von einst war von mehreren Handelskompanien abgelöst worden, deren Heimathäfen Liverpool, Bristol und London waren. Daneben gab es verschiedene Einzelreeder, die ihre Schiffe an die Küste entsandten. Dank der großartigen Gewinne, die der Tauschhandel oft erbrachte, konnten zahlreiche Kapitäne in wenigen Jahren bedeutende Vermögen sammeln. 1838 schätzte Kapitän Broquant die Umsätze in diesem englischen Handelszweig auf 797 850 £ Importe und 440 000 £ Exporte. Insgesamt machte das die schon beachtliche Gesamtsumme von mehr als 31 Millionen Franken aus." [294]

Als gelegentliche Konkurrenten der Engländer traten nur einige Hanseaten (Handelshäuser aus Bremen oder Hamburg, die den einstigen Dreieckhandel umgekehrt, in Richtung Brasilien – Afrika – Europa, betrieben), Holländer, Dänen oder Portugiesen auf. Der französische Handel – vor allem von Bordeaux – richtete sich fast nur nach dem Senegal und wagte sich selten über das Gebiet der Südflüsse zur „unteren Küste" vor.[295] Der „fliegende Tauschhandel" ging an Bord des Schiffes selbst vor sich. Die Waren wurden von den Küstenbevölkerungen – Alladjan (Jack-Jack) von der Elfenbeinküste, Appolonier von Issinie, Brass-Leute vom Niger-Delta, Duala von der Biafra-Bucht usw. –, die gewerbsmäßige Zwischenhändler waren, an

[293] Vgl. *H. Brunschwig,* La troque et la traite, in: Cahiers d'Études africaines, Bd II [7], 1962, S. 339–346. Im Französischen wird am Ende des 19. Jh. mit dem Aufhören des Sklavenhandels das Wort „Traite" an Stelle des bisher verwendeten Wortes „Troque" zur Bezeichnung für den Produktenaustausch. Bis dahin hatte „Traite" zur Bezeichnung des Sklavenhandels gedient.

[294] *P. Masson,* Marseille et la colonisation française, Paris 1912², S. 349/50.

[295] Bezeichnung für die Küstenlinie unterhalb Sierra-Leones.

Land genommen. Im Austausch dafür lieferten sie Landesprodukte (Goldstaub, Elfenbein, Farbhölzer, später Palmöl).

Diese Handelsgeschäfte waren meistens befristet. Die Küstenleute verpflichteten sich, die entsprechende Gegenleistung für die empfangenen Waren in Landesprodukten einzusammeln und bei nächster vereinbarter Vorbeifahrt des Schiffes zu übergeben. Dieses System beruhte ganz auf wechselseitigem Vertrauen. Im Falle von Streitigkeiten gab es keine übergeordnete Gewalt. Die Alladier pflegten ihren englischen Geschäftspartnern einige Kinder als „Geiseln“ zu stellen, wogegen diese sich verpflichteten, sie in England erziehen zu lassen. Als Geschäftssicherheit genügte in anderen, wenn auch nicht in allen Fällen die Drohung, rückständige Schuldner nicht zu beliefern.

Der kostspieligere „Tauschhandel zu Lande“ setzte ein dauerndes Festsetzen an der Küste voraus. Die „Pontons“, fest an Flußufern vertäute Fahrzeuge, stellten eine Zwischenlösung dar. In beiden Fällen entstanden geschäftliche Risiken, soweit eine wirkliche afrikanische Gewalt (wie in Widah die des König von Dahomey) fehlte. Daraus erklärt sich das Bestreben, der Handelsniederlage oder der Faktorei einen verwaltungsmäßigen oder militärischen Rückhalt geben.

Die Küstenkontore, von denen, wie wir sahen, viele schon verlassen waren, gewannen unter diesen Umständen erneut an Interesse. 1837/38 folgt eine See- und Handelserkundung der Guinea-Küste durch Kapitän Broquant, und zwar in enger Verbindung mit Viktor Calvé, Direktor der Galam-Kompanie in Saint Louis und Vertreter des Bordeleser Handels, sowie mit Victor Régis vom Handelshaus Gebrüder Régis in Marseille (das seit 1833 an der „unteren Küste“ den „fliegenden Handel“ betreibt). Bouët kommt zu dem Ergebnis, der Staat müsse in diesem Gebiet befestigte Kontore anlegen.

Wegen der Konkurrenz mit England entschließt sich die französische Regierung 1843 zu dieser Politik. Zuerst als Gouverneur des Senegal, dann als Befehlshaber des zur Unterdrückung des Sklavenhandels entsandten „afrikanischen Geschwaders“ stellt Kapitänleutnant Bouët (später Bouët-Willaumez) die französischen Küstenkontore wieder her. Von Senegal bis Gabun schließt er zahlreiche Verträge mit kleinen Häuptlingen der Küstenzone ab. Diese Politik der Schaffung von „Seestützpunkten“ liegt im Interesse der Kriegsmarine, aber auch – und vor allem – im Interesse des Bordeleser und Marseiller Handels.[296] An Stelle des Elfenbeins und des Gummis sind es

296 „Seine guten Beziehungen zum Hause Régis bewirkten, daß Bouët ständig an die

schon die ölhaltigen Pflanzen, die in der Industrie Verwendung finden und die Aufmerksamkeit der Handelshäuser auf sich ziehen. Es handelt sich um die Erdnuß des Senegals, wo der Bordelaiser Handel die hauptsächliche Position innehatte, und um das Palmöl der Guinea-Küsten, wo die Kaufleute von Marseille das Übergewicht haben.

„Gegen 1850 wurde das Palmöl zum Hauptprodukt, das an der Guinea-Küste in den Handel kam. Es diente zur Beleuchtung und Seifenherstellung, sogar im Haushalt, und wurde zum gebräuchlichsten Schmieröl für die Maschinen. Der Rückgang des Walfangs nach 1840 und das Sinken der russischen Seifenexporte während des Krimkrieges sicherten ihm in Mitteleuropa allgemeine Verwendung.“ [297]

Das Palmöl war seit dem 18. Jh. nach Europa importiert worden. Großbritannien importierte schon 1790 130 Tonnen Palmöl. Die Herstellung von Stearinkerzen aus den Extrakten des Pflanzenöls und besonders die Erzeugung von flüssiger, aber billiger Seife durch die Seifensieder der Gegend von Liverpool, ferner seine Verwendung als Schmiermittel bildeten seit 1830 den großen Anstoß für die englischen Palmölimporte.

Von den „Ölflüssen“ des Niger-Deltas führen die Engländer seit 1849 auch Palmkerne ein, aus denen sie durch Zerkleinern und Auspressen ein „weißes Öl“ gewinnen. Die Verwendung dieses „weißen Öls“, und schließlich 1852 die Entdeckung eines Verfahrens zum Entfärben von Palmöl sichern den Palmölprodukten auch die Nachfrage der Marseiller Seifenhersteller, die bis dahin keine Verwendung dafür hatten.

Zu dieser Zeit treten neben dem Marseiller Handelshaus Régis und den englischen Unternehmungen die ersten deutschen Faktoreien auf. In Togo die Vietor aus Bremen, die den Tauschhandel mit der evangelischen Mission verbinden, in der Corisco-Bucht, als Ausgangspunkt zukünftiger Niederlassungen in Kamerun, Carl Woermann aus Hamburg. Viel weniger klar war die große Zukunft, die die Erdnuß haben sollte.

Versuche zur Landwirtschaftskolonisation im Senegal hatten trotz erlittener Rückschläge zur beginnenden Besitzergreifung des Gebiets geführt. Aber auf die Erdnuß wird man erst gegen 1840 aufmerksam. 1841 werden

Zukunft des französischen Handels glaubte und gegenüber dem Marineministerium der Anwalt der Handelsinteressen blieb.“ (*B. Schnapper,* La politique et le commerce français dans le golfe de Guinée de 1838 à 1871, a. a. O., S. 26.)

[297] *H. Brunschwig,* L'expansion allemande outre-mer du XVe siècle à nos jours, Paris 1957, S. 74.

in Frankreich die Einfuhrzölle auf Erdnüsse gesenkt. Der Senegal exportiert 1845 noch weniger als 200 Tonnen, 1854 4820 Tonnen und 1865 ungefähr 20 000 Tonnen, wobei von dieser Gesamtsumme mehr als die Hälfte die „Südflüsse" liefern.[298] Der Anfang ist gemacht. Trotz seiner Verbindungen zur Geschäftswelt[299] erfaßt Faidherbe nicht klar die sich bietenden Möglichkeiten. Er bringt vergeblichen Experimenten zur Entwicklung des Baumwoll- und Indigoanbaus mehr Interesse entgegen, als er für den Anbau der Erdnuß aufwendet. In seiner territorialen Ausdehnungspolitik bleibt er davon überzeugt, daß der Gummi mehr ökonomisches Interesse hat als die Erdnuß. Diese Einstellung wie das vorgefaßte Ziel, die sudanischen Märkte zu erreichen, erklären seine Bestrebungen zur Eroberung des Senegals.[300]

So löst das zweite Kaiserreich die letzten Reste des Ausschließlichkeitsregimes und des Kolonialmonopols, welches für die vorhergehende Periode des Kolonialismus typisch gewesen war, auf (Gesetz vom 3. Juli 1861) und beginnt gleichzeitig mit der territorialen Eroberung. Es sei bemerkt, daß der überwiegende Teil des 19. Jh. zwar im Zeichen der Politik des Welt-

[298] Ein Bericht vom 23. August 1863 berechnet die Erdnußexporte wie folgt:

Rufisque:	300 000 Scheffel
Casamanza:	400 000 Scheffel
Rio Nunez:	300 000 Scheffel
Rio Pongo:	200 000 Scheffel

(La fondation de Dakar, Paris 1958, S. 414–420, Dokument 294.)

[299] Die „Notabeln" von St. Louis verlangten seine Ernennung zum Gouverneur. Zu dem Handelshaus Maurel & Prom in Bordeaux, gegründet 1822, hatte er beste Beziehungen.

[300] Man muß zugeben, daß es nicht leicht war, in dieser Beziehung klarzusehen. Der ökonomische Anlauf des Senegal ging sehr langsam vonstatten. Der Außenhandel des Senegal erhöhte sich vor dem Ende des Jahrhunderts nicht merklich. 1863 belaufen sich die Importe auf 18,6 Millionen Franken, 1881 auf 19,7 Millionen, 1887 auf 25,8 Millionen. Hier besteht eine offenbare Beziehung zu den militärischen Operationen. Die Exporte aber entwickeln sich von 14,4 Millionen im Jahre 1863 auf 25,4 Millionen im Jahre 1881, um 1887 wieder auf 13,9 Millionen Franken zu fallen. Allerdings war die Erdnußernte dieses Jahres schlecht. Aber noch 1891 kann Leroy-Beaulieu schreiben: „Der allgemeine Handel des Senegal war am Ende des vergangenen Jahrhunderts stärker als in heutiger Zeit... Die Abschaffung des Sklavenhandels hat unsere Exporte nach dem Senegal um die Hälfte verkürzt." (*P. Leroy-Beaulieu,* Essai sur la colonisation chez les peuples modernes, Paris 1891, S. 535.)

marktes durch die freie Konkurrenz stand, aber dennoch in gewissen Fällen die territoriale Eroberung kannte, wie in Britisch-Indien und Algerien. Allerdings war das noch Gelegenheitspolitik, die je nach den Umständen getrieben wurde. So handelte es sich für Faidherbe darum, sich im Namen der „freien Konkurrenz" von den Handelsgebräuchen zu befreien, die bei den Mauren im Gummihandel üblich waren. Die verherrlichende Kolonialgeschichtsschreibung hat es an einer Idealisierung der Person von Faidherbe nicht fehlen lassen, um so mehr, als der „geschäftliche" und „republikanische" Kolonialismus der nachfolgenden Periode in Faidherbe, dem republikanischen Offizier und Kriegshelden von 1870/71, eine Art von Vorläufer erblicken wollte.

Es wäre nicht richtig, den Umfang seiner Arbeit zu unterschätzen. Mit großer Zähigkeit hat er die Grundlagen zur Verwaltung und Kolonialarmee geschaffen. Zum Unterschied von vielen seiner Nachfolger beschäftigte er sich mit dem Studium der afrikanischen Sprachen und Rechtssitten, indem er versucht, sein politisches Wirken durch eine wissenschaftliche Erforschung der wirklichen Verhältnisse zu unterstützen. Viel bestreitbarer sind dagegen die Weite seiner Gesichtspunkte und die behauptete „Menschlichkeit" seiner Politik. Seine verwaltungsmäßige und militärische Organisation – Einteilung des Gebiets in Kreise, „Amt für Eingeborenenangelegenheiten" sowie Land- und Seestreitkräfte (Senegalschützen und „Laptots") – sind nichts weiter als die Übertragung der in Algerien angewandten Verfahrensweisen. Seine Anfänge in Algerien (1842–1847), wo „republikanische" Militärs wie Cavaignac und Abenteurer wie Saint-Arnaud wüteten, hatten ihn endgültig geprägt. Die zuweilen mechanische Übertragung der algerischen Methoden auf Westafrika, zum Beispiel auf dem Gebiet der „Islampolitik", läßt oft ein bestaunenswertes Nichtbegreifen der afrikanischen gesellschaftlichen Wirklichkeit erkennen. Wir haben bereits gesehen, was man von den ökonomischen Gesichtspunkten Faidherbes zu halten hat. Wenn er schon ein Vorläufer sein soll, dann ganz bestimmt auf militärischem Gebiet durch die Brutalität seiner sehr „algerischen" Methoden: standrechtliche Exekutionen, Zerstörung von Dörfern als Beispiel, das die Afrikaner zu „Gehorsam" bringen soll. Das schließt bei ihm keineswegs (wie in Algerien) eine manchmal glatte Diplomatie aus. Dabei verfährt er nach der Maxime „Teile und herrsche". Die Legende, der „republikanische Offizier" Faidherbe habe unter der kaiserlichen Regierung Unannehmlichkeiten gehabt, ist mit den neuesten Untersuchungen zerstoben. An der Bildung dieser Legende war Faidherbe unter der III. Republik selbst beteiligt. Ihr widersprach die Tatsache, daß er das volle Vertrauen der kaiserlichen Regierung genoß. Was

Faidherbe von seinen Plänen durchführte, verwirklichte er „als kaiserlicher Offizier, der überdies mit einem abscheulichen Charakter und einem Sinn für Autorität, der an das Laster grenzte, ausgestattet war. Er ist der in seiner Macht unbeschränkte Beamte des selbstherrlichen Kaiserreichs. Auch das gehört zur Faidherbschen Tradition“.[301]

b) Der Imperialismus und die moderne Kolonialpolitik

Die Niederlage von 1871 und die anschließende Zeit des „Recueillement“ bedeuten für die französische Kolonialexpansion eine Zeit des Stillstandes und sogar einen leichten Rückgang, aber seit der zweiten Hälfte der siebziger Jahre gibt es Zeichen eines Wiederbeginns, der in zwanzig Jahren im Wettlauf mit den Engländern und im geringen Maße mit den Deutschen, Belgiern und Portugiesen zur endgültigen Eroberung Schwarzafrikas führen wird.

Nunmehr eröffnet sich auch für Schwarzafrika eine neue Geschichtsperiode, die Periode der imperialistischen Kolonialpolitik, die das Werk des Monopolkapitals der großen Industriemächte ist. Monopole und Imperialismus sind Aspekte derselben Wirklichkeit, da „der Imperialismus seinem ökonomischen Wesen nach Monopolkapitalismus ist“ (Lenin).

Wir müssen uns den Charakter der Veränderungen vergegenwärtigen, die am Ende des 19. Jh. in der kapitalistischen Wirtschaft vor sich gehen. Die Konzentration der Produktion, die als Folge der technischen Entwicklung entsteht, gibt einigen kapitalistischen Gruppen durch ihr tatsächliches Monopol die Kontrolle über ganze Produktionszweige. Das gilt insbesondere für die Schlüsselindustrien (Steinkohlenzechen, Eisen- und Stahlindustrie). So entsteht praktisch eine Kontrolle der gesamten kapitalistischen Wirtschaft durch die Monopole. Diese bewirken in Form des Finanzkapitals eine Verschmelzung von Industrie- und Bankkapital. Die gleiche „Finanzoligarchie“ – eine kleine Gruppe von Großkapitalisten – befindet sich gleichzeitig in den Aufsichtsräten der Banken und der Industrieunternehmen, wo sie alle Fäden der Wirtschaft in der Hand hält. Zu bemerken ist jedoch, daß der Übergang zu den Monopolen, wenn er auch die Ära der „freien Konkurrenz“ beseitigt, damit nicht die kapitalistische Konkurrenz überhaupt aus der Welt schafft. Gewisse Wirkungen derselben werden nur aufgehoben, um auf einem anderen Wege um so brutaler und explosiver unter den einzelnen rivalisierenden Interessengruppen zu entstehen.

[301] *J. Richard-Molard,* Afrique Occidentale Française, a. a. O., S. 140.

Ferner „ist das Monopol aus der Kolonialpolitik erwachsen. Den zahlreichen ‚alten' Motiven der Kolonialpolitik [302] fügte das Finanzkapital noch den Kampf um Rohstoffquellen hinzu, um Kapitalausfuhr, um ‚Einflußsphären' – d. h. um Sphären für gewinnbringende Geschäfte, Konzessionen, Monopolprofite usw. – und schließlich um das Wirtschaftsgebiet überhaupt. Als zum Beispiel die europäischen Mächte mit ihren Kolonien erst den zehnten Teil von Afrika besetzt hatten, wie es noch 1876 der Fall war, da konnte sich die Kolonialpolitik auf nichtmonopolistische Weise entfalten, in der Art einer sozusagen ‚freibeuterischen' Besetzung des Landes. Aber als neun Zehntel Afrikas bereits besetzt waren (gegen 1900), als die ganze Welt verteilt war, da begann unvermeidlich die Ära des monopolistischen Kolonialbesitzes und folglich auch eines besonders verschärften Kampfes um die Teilung und Neuverteilung der Welt." [303]

Die moderne Kolonialpolitik hat eine ganze Reihe von Charakterzügen aus der Vergangenheit ererbt. Sie gestattet durch umfassende und offene Ausplünderung die Gewinnung von Extraprofiten. Zu übermäßigen Preisen setzen die „Mutterländer" in den kolonialabhängigen Ländern Schundwaren ab, deren Rohstoffe sie zu niedrigen Preisen aufkaufen. Infolge der Billigkeit der Arbeitskräfte wie des Bodens – was die Kolonialisten oft umsonst an sich rissen – sind Kapitalanlagen in Kolonien besonders günstig. Nur militärische Besetzung und politische Bevormundung gestatten eine derartige Ausbeutung der Bevölkerung und sichern zugleich den Hauptteil des Profits für die Monopole des „Mutterlandes".

Diese Erscheinungen machen das Grundgewebe der Kolonialpolitik aus, die natürlich nicht einzig, aber der Hauptsache und dem Wesen nach aus ihnen besteht. Bei oberflächlicher Betrachtung „erscheinen die Beweggründe unvereinbar, manchmal sogar widersprüchlich" (E. Tersen) [304]. Das geographische Erkenntnisstreben, das für diesen unenträtselten Kontinent in lebhaftem Maße vorhanden war, Neigungen zu außergewöhnlichem Erlebnis, zum Globetrottertum, und sogar gewisse philanthropische Bestrebungen gehörten zu den subjektiven Beweggründen. Aber in jedem Fall war letztlich der Profithunger der Monopole entscheidend. Die philanthropischen Bestrebungen, so ehrlich sie bei einzelnen auch waren, hatten nur Erfolg als Maskierung der wirklichen Ausbeutung der Kolonien und der damit einher-

[302] Hauptsächlich in der Eroberung von „Märkten" für Fabrikerzeugnisse der industriellen Länder bestehend.

[303] *W. I. Lenin,* Der Imperialismus als höchstes Stadium des Kapitalismus (1916), in: Werke, Bd 22, Berlin 1960, S. 305.

[304] *E. Tersen,* Histoire de la colonisation, Paris 1950, S. 71.

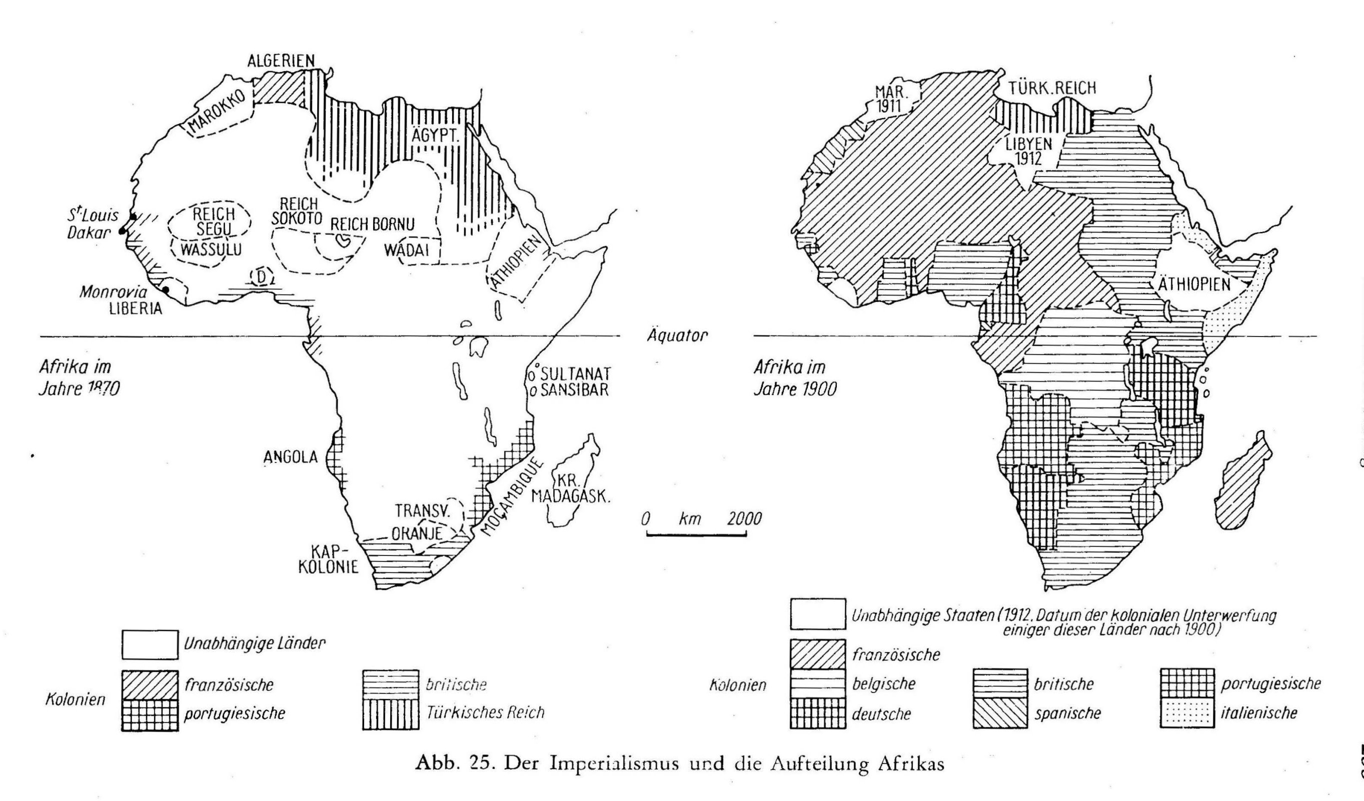


Abb. 25. Der Imperialismus und die Aufteilung Afrikas

gehenden Zwangsmethoden oder in dem sehr geringen Ausmaß, wo sie sich von Interessen einfangen ließen, die ihnen im allgemeinen völlig zuwiderliefen. Ähnlich liegt der Fall bei den sogenannten „Helden" der Kolonialgeschichte. Eingedenk dessen, daß die offizielle Kolonialgeschichtsschreibung aus jedem größeren Koloniegründer durch Verschleierung und Verzerrung einen Heiligen zu machen versuchte, mag man uns hier und da vielleicht vorwerfen, daß wir in den entgegengesetzten Fehler verfallen seien und einen sadistischen Verbrecher wie den Leutnant Chanoine einem Savorgnan de Brazza gleichsetzen. Natürlich kann man die Verschiedenheit der Persönlichkeiten und Temperamente der Beteiligten nicht außer acht lassen. Tatsache bleibt aber, daß über lautere oder unlautere Absichten hinaus die Ursachen, aus denen sie in letzter Konsequenz – ihnen bewußt oder unbewußt – handelten, menschlich nicht zu vertreten waren.

Das Beispiel des „sanften" Brazza, des letzten – angeblich unangreifbaren – Abgotts der kolonialistischen Heiligengalerie, wird uns davon überzeugen. Was waren seine Beweggründe? Wie für andere auch, waren für ihn zweifellos die Vorliebe für das außergewöhnliche Erlebnis sowie die Anziehungskraft, die das Unerkannte ausübte, maßgebend. Dieses Interesse ist an und für sich nicht verurteilenswert. Überdies war er aus Anhänglichkeit an seine Wahlheimat der aufrichtigen Überzeugung, ihr in uneigennütziger Weise durch Erwerbung neuer Gebiete dienlich sein zu können. Dabei steht seine Uneigennützigkeit außer Zweifel. An den persönlich bestrittenen Expeditionskosten ging er finanziell zugrunde, denn die damaligen Regierungen stellten ihm keine ausreichenden Mittel zur Verfügung. Vielleicht entsprach die Anwendung „milder" Methoden seiner inneren Einstellung, andererseits waren sie in den durchreisten Gebieten einzig ratsam und, was der Hauptgrund war, Brazza standen nicht die bedeutenden Mittel Stanleys zur Verfügung, die ihm die Anwendung anderer Methoden erlaubt hätten. Zweifellos glaubte er auch, die europäische Besitzergreifung und Ausbeutung des Landes würden der einheimischen Bevölkerung letzten Endes die „Kultur" (und stillschweigend einbegriffen eine Verbesserung ihrer Lebenslage) bringen. Aber wenn man diese Motive gelten lassen muß, so darf man deswegen nicht vergessen, daß seine Uneigennützigkeit der französischen Metropole und nicht Afrika zugute kam. Unabhängig von seinen Meinungsverschiedenheiten, die er mit Stanley über die dabei zu verfolgende Methode hatte, galt ihm die Ausbeutung Afrikas als das rechtmäßige und heilige Hauptziel. Den großen Handelskompanien, die Äquatorialafrika entvölkerten, erklärt er: „Möge sich der Großhandel vor einer zu schnellen [305]

[305] Hervorhebung von mir – J. Suret-Canale.

Ausschöpfung einer Besitzung hüten, die wir offen gestanden noch ungenügend erkundet haben und deren Eingeborene überhaupt noch nichts davon erfahren haben, was wir von ihnen wollen. Ich kann nur ständig wiederholen, daß die Erschließung eines Landes zu Kolonialzwecken Zeit und Geduld braucht." [306]

Gegenüber der Habgier der Börsenspekulanten vertritt Brazza klugerweise eine „geschickte" und „geduldige" Kolonisation. An der Notwendigkeit der „planmäßigen Ausbeutung", dem mit der Kolonialerwerbung verfolgten Ziel, besteht für ihn keinerlei Zweifel. Schon einige Jahre zuvor (1882), unmittelbar nach einem Diner der angelsächsischen Presse für seinen Konkurrenten Stanley, erklärte er, mit diesem einen Handschlag wechselnd, in ihm „nicht einen Gegner", sondern lediglich einen „Arbeiter im gleichen Betätigungsfeld" zu sehen.[307]

Als sich die Umstände geändert hatten, zögerte auch der „milde" Brazza nicht, Dörfer zu zerstören und ihre Bevölkerung erschießen zu lassen. „De Brazza macht mir den Eindruck eines zur Ruhe verurteilten alten Löwen, der wütend ist, daß wir die Jagd fortsetzen, die er begonnen hat und die er mit uns führen wollte", schreibt Mangin in seinen Erinnerungen; „die Umstände und nicht seine Schwäche hindern ihn, daran teilzunehmen. Am oberen Sanga, an der Grenze Wadais, führte er zwei Jahre lang einen sehr rücksichtslosen, nicht an das Licht der Öffentlichkeit gedrungenen Feldzug." [308]

[306] Conférence au Cirque d'Hiver du 21 janvier 1886, in: Conférences et lettres, Paris 1887, S. 262/63.

[307] Vgl. *A. Terrier,* in: *Hanotaux,* Histoire des colonies [A. E. F.]. Siehe auch *P. Savorgnan de Brazza,* Conférences et lettres, Paris 1887: „Stanley ist Forscher wie ich. Wir sind gute Freunde. Aber wenn auch unser Ziel das gleiche war, so waren die Interessen, die uns geführt haben, verschieden. Stanley war im Namen des Königs der Belgier für Belgien tätig, das damals eine Art internationale Faktorei in Afrika gründen wollte, in der es die Oberhoheit haben würde . . . Wenn es vorteilhaft wäre, sich des Kongo zu bemächtigen, so wäre mir die französische Fahne über diesem herrlichen afrikanischen Gebiet lieber als die „internationale" belgische." (A. a. O., S. 172/73.)

[308] General *Mangin,* Souvenirs d'Afrique [Lettres et Carnets de route], Paris 1936, Livre premier: Mission Marchand, S. 28, Brief vom 6. Juli 1896. Bezeichnend ist noch folgende Stelle aus den Erinnerungen von Mgr. Augouard, Bischof von Brazzaville, die eine Unterhaltung desselben als Mitwirkender der erwähnten Untersuchungskommission mit Brazza wiedergibt:
„(Brazza): . . . Geben Sie zu, daß man zu meiner Zeit niemals Tatsachen wie jene, die man nach dem belgischen auch dem französischen Kongo nachsagt, gesehen hat."

Sein Nachfolger, De Lamothe, der das Vorgehen der Kolonne Marchands zu rechtfertigen sucht, schreibt dazu: „Was die heimatlichen Kritiker betrifft [offenbar ist hier Brazza gemeint – J. Suret-Canale], so gibt es darunter solche – wie ich weiß und es kürzlich las –, die sich sehr laut mit der Legende der „friedlichen“ Besetzung des französischen Kongo brüsten. Wenn ich auch sehr wenig Zeit hatte, mich mit der wirklichen Geschichte dieses Landes vertraut zu machen, so bin ich doch in der Lage, zu bestätigen, daß es sich in Wirklichkeit nur um eine Legende handelt. Es wurde dort gekämpft, getötet und gebrannt wie anderwärts auch, nur daß stillschweigendes Einverständnis darüber herrschte, nicht davon zu sprechen.“ [309]

Sogar das Werk von Delafosse macht sich trotz unbestreitbarer Sympathien für Schwarzafrika und seine Völker die Fälschungen zu eigen, welche die grauenhaftesten Aspekte der Eroberung verhüllen sollen, besonders in jenem Teil seiner Kolonialgeschichte, die er unter Leitung von Gabriel Hanotaux redigierte. Gelegentlich seiner unglaublichen Darstellung der Geschehnisse der Expedition Voulet-Chanoine werden wir darauf zurückkommen. Die Frage liegt nahe, ob nicht seine eigene Beteiligung an der Unterdrückung des Baule-Landes (ein noch unaufgeklärtes historisches Ereignis) diesen Sinn für Solidarität zum großen Teil erklärt.

Noch ein anderes Beispiel. Zweifellos kann man nicht einen Chanoine mit einem Offizier wie dem General Meynier gleichsetzen, der schon bei der Eroberung nicht zögerte, die Methoden vieler seiner Kollegen im Sudan zu brandmarken. Voll Scharfblick und Rechtschaffenheit gab er 1911 fol-

– Sind Sie dessen sehr sicher, Herr Generalkommissar?
– Aber gewiß.
– Ach! ... Im Sanga hat sich nichts Anormales ereignet?
– Ach! Jawohl, Sie wollen von G. reden ... ! Den trete ich Ihnen ab.
– Aber ich will ihn nicht haben! Das war Ihr Sekretär, für den Sie verantwortlich gewesen sind. Zu Ihrer Zeit hat er Greueltaten begangen, die eine Schmach für Frankreich sind ... Kann Ihre Untersuchung nicht auf diese Zeit zurückgehen?

Diese Betrachtung bewirkte, Herrn von Brazza im höchsten Grade zu erbittern. Er erhob sich brüsk und tat so, als ob er hinausgehen wollte, wobei er Drohungen gegen mich ausstieß. Ich antwortete ihm, nicht seit 28 Jahren im Kongo zu sein, ohne schwerwiegendes Material in den Händen zu haben, und daß ich mich desselben zu meiner Verteidigung gut zu bedienen wüßte. Diese neue Dusche beruhigte Herrn von Brazza ...“ (Mgr. *Augouard,* Vingt-huit années au Congo, Poitiers, Bd II, o. J., S. 153/54).

[309] Brief vom 15. Juni 1898, enthalten in seiner Verwaltungsakte, zitiert von *M. Blanchard,* Administrateurs d'Afrique noire, in: Revue d'histoire des Colonies, XL, 1953, S. 404.

gendes strenge Urteil ab: „Vom ersten Tage ihres Zusammentreffens mit der schwarzen Rasse erklärten die Europäer ihre Überlegenheit zum Grundsatz, ein Prinzip, das sie durch gründliche Verachtung der angeblich unterlegenen Rasse demonstrierten. Dann griffen sie bald zur Gewalt und zwangen die Afrikaner in die Sklaverei. Sie begründeten ihre Handlungen mit dem Recht des Stärkeren und redeten sich auf moralische Überlegenheit heraus. Es war kaum das Zeichen einer Sinnesänderung, daß sie eines Tages aus berechnender Frömmigkeit die Sklavenbefreiung proklamierten ... Schließlich beschlossen sie ein direktes Eingreifen im Lande der Unkultur, um ihrem Handel Absatzmärkte zu schaffen. Damit löschten sie zugleich die letzten vorhandenen Reste der afrikanischen Kulturen aus. Vergleicht man ihr Werk im Lichte dieser Tatsachen mit jenem der Berber und selbst der Araber, so fällt der Vergleich nicht zugunsten der europäischen Nationen aus." [310]

Ungeachtet dessen blieb auch General Meynier in dem von ihm selbst angeprangerten Überlegenheitskomplex befangen, denn im gleichen Werk variierte er das Motto „Schwarze – große Kinder", das in seinen Augen eine Eroberung rechtfertigte, die er nur weniger zerstörerisch gewünscht hätte. Fünfzig Jahre nach den Geschehnissen enthüllt er die Verbrechen der Expedition Voulet-Chanoine, aber es ist deutlich zu erkennen, daß seiner Meinung nach die furchtbaren Massaker, deren sich diese Expedition schuldig machte, nur disziplinarische Ahndung verdient hätten und einziges „Verbrechen" der Expedition die Ermordung des Obersten Klobb gewesen sei.

Kurz gesagt, für die – menschlich gesprochen – besten Mitwirkenden der Eroberung (und später der Kolonisation) ging die Gewissensregung nicht über die ehrliche Willenserklärung hinaus, die Félicien Challaye bei der Rückkehr der von Brazza geleiteten Untersuchungskommission an das Ende seines Kongobuches stellte: „Die Kolonisation ist eine notwendige gesellschaftliche Tatsache ... Aber die Gerechtigkeit gebietet, daß die Herrschaft der Weißen nicht nachteilige Folgen für die Schwarzen zeitigt, wie Sklaverei, Raub, Notzucht, Folter und Mord. Die Gerechtigkeit erfordert vielmehr, daß die Eingeborenen aus unserer Anwesenheit auch Vorteile ziehen." [311]

Das Unglück besteht darin, daß die Gewaltmethoden der Kolonialherrschaft, mit denen Challaye zu paktieren sucht, der angerufenen „Gerechtig-

[310] *O. Meynier,* L'Afrique noire, Paris 1911 (Bibliothèque de philosophie scientifique), S. 206.

[311] *F. Challaye,* La Congo français, Paris 1909, S. 313. (Das 1909 veröffentlichte Werk gibt die Artikel wieder, die der Autor während seines Aufenthalts im Kongo als Angehöriger der Kommission Brazza für den „Temps" schrieb.

keit“ diametral zuwiderlaufen, ohne den geringsten Platz für die demütig erbetenen „Vorteile“ zu lassen!

Die Lauterkeit und die Gewissensbisse einiger verhinderten nicht, daß sich die besten dieser Menschen zu Werkzeugen eines im Wesen unmenschlichen Unternehmens machten. Es wäre fehl am Platze, sich auf sie zu berufen, um die von den anderen – der Mehrzahl – begangenen Verbrechen zu entschuldigen. Die einen wie die anderen waren Teilnehmer eines Dramas, dessen Triebkräfte keiner von ihnen durchschaute. Die inneren ökonomischen Triebkräfte der Kolonialpolitik waren nicht unbedingt auch immer jene Triebkräfte, welche ihre Teilnehmer beherrschten. Sie drängten sich ihnen, wie den Regierungen, unwillkürlich auf, indem sie sich über ihre oft sehr begrenzten Ansichten hinwegsetzten, die nirgends von einem vollen Verständnis der historischen Rolle zeugen, die sie selbst spielten. Das bedeutet nicht – Ausnahmen bestätigen zwar die Regel –, daß bei den Teilnehmern der Kolonisation überwiegend eine „menschenfreundliche Absicht“ vorlag. Auf die „kulturelle Rolle“ beriefen sie sich nur zu apologetischen Zwecken, indem sie einfach die Behauptung aufstellten, die europäische Herrschaft bringe die „Kultur“ und damit verbessere sie von selbst die Lage der einheimischen Bevölkerung. Daß dieser Zirkelschluß nirgendwo eine Stütze an den Tatsachen fand, störte dabei nicht. Er enthob davon, sich die Frage über die Rechtmäßigkeit der kolonialen Erwerbung zu stellen, rechtfertigte alle Ausschreitungen als „notwendiges Übel“ und unvermeidbares Entgelt für die „Wohltaten“ des Kolonialismus. Außerdem hat er den Vorteil, die Verantwortlichkeit für all jene Ausschreitungen auf die Afrikaner selbst abzuwälzen, indem als Entschuldigung die „Sitten“ und „Mentalität“ der „Eingeborenen“ angeführt werden, durch die die Anwendung augenscheinlich skandalöser Methoden gerechtfertigt werde. In der Tat bringt dieses „Kulturwerk“ in den meisten Fällen die niedrigsten Instinkte mit sich. Bei Kaufleuten und Händlern jeder Art und ihrem Personal waren es Begehrlichkeit und Sucht, rasch ein Vermögen zu erwerben. Über die Mittel gab es dabei keine Gewissensbisse. Als Begründung schützte man vor, die Risiken eines mörderischen Klimas verlangten eine schnelle Bereicherung. Auf dieser Grundlage wachsen auch Vorliebe für Eigenmächtigkeiten, verbunden mit der Jagd nach Tressen und Siegeslorbeeren bei den Militärpersonen, schließlich entsteht ein Trieb zu Abenteuern übelster Abarten. Gegenüber den „Eingeborenen“ werden weder Gesetze noch Anstandsregeln eingehalten. Zweifellos entstehen auch Träume „orientalischen“ Machtrauschs, ja sogar Sadismus, der hier Stoff zu seiner freien Entfaltung findet. Aber all das führt – wie die Träume einiger ehrlicher und frommer

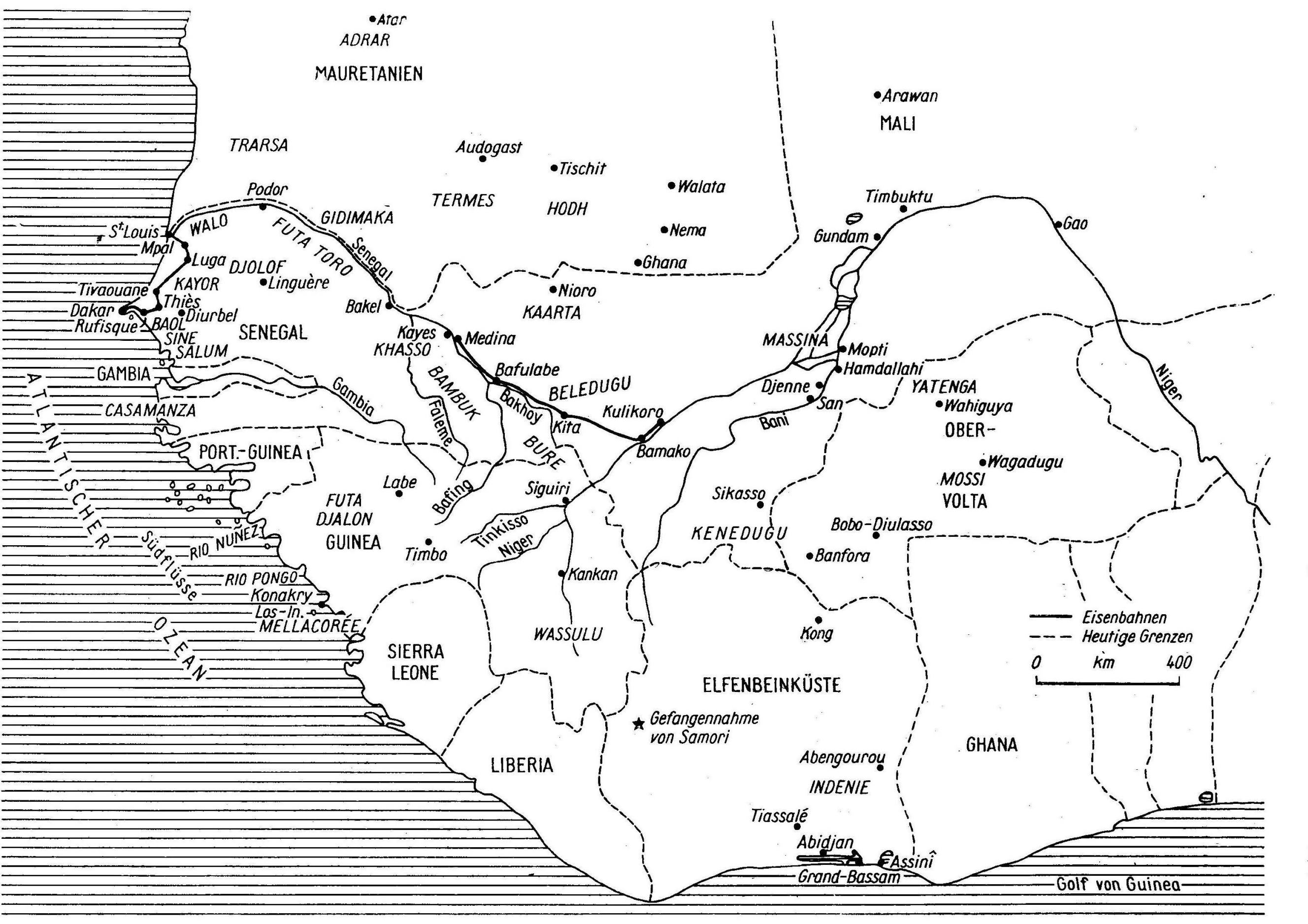


Abb. 26. Die Eroberung

Missionare, die sich eine allgemeine Seelenbekehrung erhofften, und der Wunsch von einigen Forschern und Gelehrten nach Erkenntnis im Dienste der Wissenschaft – zu keinem anderen historischen Ziel als dem Triumph der Interessen des Finanzkapitals.

Wir wollen nicht auf die Eroberung zu sprechen kommen, ehe wir die Schwierigkeiten einer klaren und sachlichen Wiedergabe der Tatsachen erwähnt haben. So zahlreiche Quellen es auch gibt, Erinnerungen, Berichte und Tagebücher, sie sind sämtlich einseitig. Sie rühren in der Tat von den Eroberern her und haben das Ziel, die persönliche Handlungsweise ihrer Verfasser zu rechtfertigen. Dagegen haben die Besiegten ihren Standpunkt nicht niederlegen können. Unfreiwillig entschlüpfte Geständnisse, Widersprüche und scharfe Rivalitäten zwischen den Eroberern enthüllen uns hier und da die Wahrheit, was auch von einigen ehrlichen Zeugnissen – hauptsächlich der zeitgenössischen Gegner der Kolonialpolitik – gilt.

Wir werden versuchen, daraus Aufschlüsse über den vermutlichen Hergang abzuleiten. Eine auf strenger Kritik der Quellen und der Überprüfung der Tatsachen beruhende eigentliche Geschichte steht noch aus.

c) Der Vorstoß an den Niger

Die Wiederaufnahme der Kolonialexpansion wird also gegen 1876 spürbar. Damit beginnt eine Phase, die die schließliche Eroberung vorbereitet. Sie reicht bis etwa 1890. In Hinblick auf die Tätigkeit der Regierung bleibt die Kolonialpolitik zögernd. Auffallend ist die Geringfügigkeit der bewilligten Kredite und der zur Anwendung kommenden Mittel. Das ist die Auswirkung ernstlicher Gegenströmungen gegen die Kolonialpolitik, nämlich der Opposition im Volk. Zu ihrem Sprecher machen sich zuerst die Radikalen, dann die Sozialisten. Das Volk ist unwillig darüber, daß ohne jeden Anlaß – bzw. nur zum Profit einiger Kaufleute und karrieresüchtiger Säbelrassler – Millionen, die es an Steuern zahlt, zusammen mit dem Leben von Tausenden seiner Söhne, die in Schlachten und Fiebern umkommen, geopfert werden.

Ein weiterer Teil der Opposition ist „patriotisch". Ihre Kritik richtet sich gegen die von Bismarck suggerierte „koloniale Ablenkung" der Franzosen von Elsaß-Lothringen.[312] Die Klerikalen und Monarchisten, die Frankreich

[312] Noch 1892 ist es... Paul Déroulède, der die in den Kolonien angewendete Politik der „Unterdrückung und Eroberung" bei Gelegenheit der Dahomey-Expedition anprangert. Er verwahrt sich gegen die Bewilligung von Krediten, die zur Verteidigung von Interessen einiger Marseiller Handelshäuser bestimmt sind, was er gegenüber

in der Zeit der „moralischen Ordnung“ regierten, teilten oft diesen Standpunkt. Die mit den Republikanern zur Macht gelangenden „neuen Schichten“, welche die „neureichen“ Geschäftskreise vertraten, nahmen noch kein durchgehendes Interesse an der Kolonialpolitik, besonders nicht, was Schwarzafrika betrifft. Aber nach und nach richtet sich ihre Aufmerksamkeit doch auf diese neue Profitquelle. Jules Ferry, der ein Vorläufer auf diesem Gebiet ist, spielt unbestreitbar eine entscheidende Rolle. Wenn dieser Beauftragte der ostfranzösischen Textilindustrie dabei auch die Bedeutung des Warenexports übertrieb, so ist doch seine Rede vom 28. Juli 1885 die „erste imperialistische Demonstration von der Parlamentstribüne her“ (Ch.-A. Julien).

Nachfolgend die bezeichnendsten Stellen dieser Rede: „Die erste Form der Kolonisation ist jene, die dem Bevölkerungszuwachs von armen oder solchen Ländern, die überschüssige Bevölkerung haben, Obdach und Arbeit bietet. Eine andere Form der Kolonisation ist Völkern angemessen, die entweder überschüssige Kapitalien oder überschüssige Produkte haben. Diese Form ist die moderne Form ... Die Kolonien bilden für die reichen Länder eine der vorteilhaftesten Kapitalanlagen. Der berühmte Stuart Mill, der über ein Kapitel seines Werkes hinweg diesen Nachweis geführt hat, resümiert ihn folgendermaßen: Für die alten reichen Länder ist die Kolonisation eines der besten Geschäfte, die sie machen können.

Brialou: – Für die Kapitalisten!

dem Vertreter derselben, Charles Roux, zum Ausdruck bringt: *Paul Déroulède.* – ... Nachdem gesagt wurde, von wem diese dahomeische Politik begonnen wurde, muß uns jetzt gesagt werden, für wen. Die Wahrheit ist, daß dies ausschließlich für drei große Häuser von Marseille geschehen ist. Wie sich versteht, spreche ich nur von den französischen Häusern, da ich nicht voraussetze, daß Sie sich um acht oder zehn deutsche Häuser beunruhigen, die an diesen Küsten vertreten sind. Diese drei Häuser stellen, wie ich anerkenne, handels- und gewinnmäßig eine sehr hohe Ziffer dar, und diese Ziffer kann sich auf 20 oder 22 Millionen Franken belaufen. Aber schließlich sind das trotz allem Privatinteressen, nicht nationale Interessen. (Unruhe auf verschiedenen Bänken.)

Charles Roux – Schaffen Sie den Handel doch gleich ab!

Paul Déroulède – Ich sage nicht, Herr Charles Roux, daß diese drei großen Marseiller Kaufleute nicht Franzosen sind ...

Charles Roux – Sie sagen, daß wir keine Franzosen seien.

Paul Déroulède – Ich sage nichts derartiges. Ich sage, daß es viel ist, ich sage sogar, daß es zuviel ist, gezwungen zu werden, um nicht die Personen, aber die Interessen von drei französischen Kaufleuten zu schützen, nach Dahomey eintausend oder vielleicht mehrere tausend unserer Soldaten zu schicken ... (Sitzung der Deputiertenkammer vom 7. April 1892. Annales de la Chambre des Députés, S. 628/29).

Jules Ferry: – Nun ja, für die Kapitalisten! Ist es Ihnen, Herr Brialou, denn gleichgültig, ob sich die Summe der Kapitalien im Lande durch geschickte Investierungen hebt? Liegt reichliches Kapital nicht im Interesse der Arbeit? (Zwischenrufe) ... Ich sage, daß Frankreich stets von Kapitalien strotzte, beträchtliche Mengen davon, d. h. Milliarden aus diesem großen Lande, ins Ausland ausführte, und so reich ist, daß es ein Interesse daran hat, sich von dieser Seite mit der kolonialen Frage zu beschäftigen. Aber meine Herren, diese Frage hat eine andere Seite, die in ihrer Tragweite noch über diejenige hinausgeht, die ich soeben berührte. Die koloniale Frage ist für die Länder, die durch den speziellen Charakter ihrer Industrie zu einem großen Export gezwungen sind, sogar die Frage ihrer Absatzmärkte. In der jetzigen Krise, mit der alle europäischen Industrien kämpfen, ist die Gründung einer Kolonie Schaffung eines Absatzmarktes." [313]

Wie sieht das humanitäre Mäntelchen dieser Politik aus? Jules Ferry läßt sich auch darüber aus: „Meine Herren, ich muß ferner noch auf einen zweiten Teil dieser Fage, auf einen zweiten Gedankenkreis, eingehen. Das wird so kurz wie möglich geschehen, was Sie nicht überraschen wird. Es handelt sich um die philanthropische und kulturelle Seite dieser Frage. Der ehrenwerte Herr Camille Pelletan spottet sehr darüber. Mit dem Geist und dem Witz, die man ihm nicht absprechen kann, spottet und verurteilt er. So sagt er: ‚Was ist eine mit Kanonendonner gebrachte Kultur, wenn nicht eine andere Form der Unkultur ...' Soweit die These, meine Herren. Ich stehe nicht an, zu sagen, daß sie weder mit Politik noch mit Geschichte zu tun hat. Sie ist politische Metaphysik. ... Meine Herren, offener und wahrheitsgemäßer muß man reden! Man muß offen sagen, daß in der Tat die höheren gegenüber den unteren Rassen ein Recht vorweg haben ... (Bewegung auf verschiedenen Bänken der äußersten Linken).

Jules Maigne: – Das wagen Sie im Lande der Verkündung der Menschenrechte!

De Guilloutet: – Das ist Rechtfertigung von Sklaverei und Negerhandel! [314]

Jules Ferry: – Wenn der ehrenwerte Herr Maigne im Recht ist und die Erklärung der Menschenrechte für die Schwarzen in Äquatorialafrika geschrieben wurde, mit welchem Recht wollen Sie dann Handel und Wandel bei ihnen schaffen? Dazu werden Sie von ihnen nicht geholt." [315]

[313] Journal Officiel, débats parlementaires, séance de la Chambre des Députés du 28 juillet 1885, S. 1062.

[314] Ebenda, S. 1065. [315] Ebenda, S. 1066.

Soweit die Stellungnahme von Jules Ferry im Namen des politischen „Realismus“. Offen gestanden formulierte Jules Ferry derartige klare Perspektiven erst spät, am Vorabend seines Sturzes. Der 1876 gegebene Anstoß prägt sich den Traditionen der vorhergehenden Periode auf und setzt ihre Methoden fort. Man kann die Jahre 1880–1882 als Übergang zur ganz bewußten imperialistischen Politik ansehen. 1881 wird Tunesien das französische Protektorat aufgezwungen, und Gambetta schreibt an Jules Ferry, der ihm dieses Ereignis gerade mitgeteilt hatte: „Die Hitzköpfe werden sich damit noch sehr wenig zufriedengeben. Frankreich tritt wieder in die Reihe der Großmächte ein!“ [316]

Was Schwarzafrika anbelangt, könnte man Brazza für den ersten Propagandisten dieser neuen Politik halten. Mit Hilfe seiner Freunde und mit Unterstützung eines bedeutenden Teils der Presse führt er seine Kampagne für die Ratifizierung des 1880 von ihm mit dem „Makoko“, dem Häuptling der Bateke, unterzeichneten Vertrages, der Frankreich die Kontrolle des rechten Ufers des Stanley-Pool vorbehält.

Man machte geltend, das durch die englische Besetzung Ägyptens erschütterte französische Ansehen bedürfe einer solchen Auffrischung. 1882 ratifizieren beide Kammern den Vertrag, und diese Ratifizierung wird von politisch grundsätzlicher Bedeutung.[317] Damit hatte der Wettlauf begonnen, der zwei Jahre später zur Berliner Kongo-Konferenz führte, auf die wir noch zurückkommen werden. Im Laufe der Jahre 1876–1890 geht der Vorstoß in das Innere hauptsächlich an zwei Abschnitten vor sich, die sich grundlegend unterscheiden, was auch zu verschiedenen Methoden führt.

Im Senegal nehmen Brière de L'Isle, dann Borgnis-Desbordes und Gallieni die Faidherbsche Tradition wieder auf. Es geht für sie darum, dem Handel den Zugang zum nigerischen Sudan zu öffnen. Dem entsprachen die Schaffung von Stationen längs einer Route Kayes-Bamako und die Entsendung der Mission Gallieni–Vallières (1879/80) zum Sultan Ahmadu von Segu, dem Sohn und Nachfolger El Hadj Omars. Diese Mission erneuert im gewissen Sinne die Mission Quintin-Mage der Jahre 1863–66. Das Gesetz vom 5. Februar 1880 sieht den Bau von drei Eisenbahnlinien vor: Dakar–Saint Louis (die seit langem geplante Verbindung der beiden Schlüsselpositionen der französischen Besetzung im Senegal), Mpal – Medina und

[316] Zitiert nach *H. Brunschwig,* Mythes et réalités de l'impérialisme colonial français, Paris 1960, S. 55.

[317] *J. Stengers,* L'impérialisme colonial de la fin du XIXe siècle, mythe ou réalité?, in: Journal of african History, III 3, 1963, S. 469–491.

Medina – Niger. Die Inspiratoren des Gesetzes, die es im Hinblick auf Timbuktu befürworteten – gleichzeitig wird viel Tinte über die Transsahara-Bahn vergossen –, denken anscheinend noch an keine systematische Eroberung, sondern nur an die Errichtung von Einflußzonen und Protektoraten; letzteres ein Ausdruck, den der tunesische Gewaltstreich in Mode gebracht hatte.[318] Diese sollen dem französischen Handel eine privilegierte Stellung, wenn nicht ein tatsächliches Monopol, verschaffen. Wie Faidherbe aber, sind sie entschlossen, jeden Widerstand, der ihr Eindringen hindern sollte, zu brechen. Die innere Logik ihres Unternehmens trieb also zur Eroberung.

In der Tat versuchen Militärpersonen und Kaufleute, wo immer sie sich niederlassen, den Herrn zu spielen, woraus sich unvermeidliche Konflikte mit den lokalen Herrschern ergeben. Diese können die immer beunruhigenderen Eingriffe in ihre traditionelle Autorität und die Schmälerung ihrer Rechte nicht mit ansehen. Auch ohne zielbewußte Politik, deren Fehlen sich in gewissen Verzögerungen, zeitweiligen Rückschlägen und Schlappen auswirkte, saßen die Franzosen am längeren Hebel.

Zunächst handelt es sich um eine materielle Übermacht, wenn auch die Mannschaftsstärken zweifellos schwach waren. Zwar standen einige hundert Mann Armeen gegenüber, die bis zu 4000–5000 Reitern und 10 000 Fußsoldaten zählen konnten, aber in der Bewaffnung hatten sie den entscheidenden Vorteil für sich. Außer Bogen und Pfeilen (manchmal vergiftet und von geringer Reichweite), Lanze und Säbel hatten die afrikanischen Armeen nur einfache oder doppelläufige Steinschloß- oder Perkussionsgewehre aufzuweisen. Diese alten Flinten wurden dem Schützen, zumal ohne passende Munition, oft ebenso gefährlich wie dem Feind. An wirksamer Artillerie fehlte es ganz. In Segu verfügte man 1890 nur über drei Geschütze, darunter zwei von den Franzosen aufgegebene und in den Besitz El Hadj Omars gekommene, die ausgebessert worden waren. Schnellfeuergewehre und Artillerie tauchen erst in der folgenden Phase (nach 1890) in den Armeen Schwarzafrikas auf.[319] Vergeblich bewiesen die afrikanischen Armeen, nach dem Eingeständnis ihrer Gegner, ein außergewöhnliches taktisches Verständnis, indem sie in höchstmöglicher Weise die Kampfmethoden den vorhandenen Mitteln anpaßten; das Kräfteverhältnis blieb davon unberührt. Schließlich handelte es sich um ein politisches Übergewicht. Afrika blieb infolge der ethnischen Rivalitäten und der heftigen Mißgunst innerhalb der

[318] Die Besetzung Tunesiens und der dem Bey von Tunis aufgezwungene Bardo-Vertrag fallen in das Jahr 1881.

[319] In Dahomey und bei Rabeh. Samori hat niemals darüber verfügt.

regierenden Familien zerrissen. Oft waren es die Afrikaner selbst, die der französischen Einmischung die Tür öffneten in der recht unbegründeten Hoffnung, sie gegen ihre afrikanischen Kontrahenten ausspielen zu können. Niemals stößt daher der Eroberer auf eine geeinte Front des nationalen Widerstandes. Deshalb blieben seine Schwächen, Irrtümer und Unschlüssigkeiten ohne schwerwiegende Folgen.

Schon Faidherbe hatte die Rivalitäten unter den Prätendenten auf den Thron des Damel (König) von Kayor für sich auswerten können. Um in den Besitz der tatsächlichen Souveränität über die Verbindungslinien zwischen Dakar und Saint Louis zu kommen, spielte er Madiodio zuerst gegen Macodou, dann gegen Lat-Dior aus, bis er schließlich Madiodio entthronte und den Staat Kayor auflöste (1864). 1870 nutzt Lat-Dior die Gelegenheit, Kayor zurückzuerobern und läßt sich mittels eines Protektoratsvertrages als Damel anerkennen. 1875 appelliert er an Frankreich gegen den Marabut Ahmadu Scheikhu, der seine Staaten bedroht. Aber die Bahnkonzession in Kayor – die Linie Dakar–Saint Louis – schafft neue Konfliktgründe. Als hitziger, kühner und hartnäckiger Krieger war Lat-Dior nicht der Mann, der sich rauben ließ, was er für sein Recht hielt. So kommt es zum Krieg, und die französischen Truppen setzen an seiner Stelle den unfähigen Amadi Ngone Fall ein, der zweimal von der Bevölkerung verjagt wird. Angesichts der überlegenen französischen Bewaffnung entwickelt Lat-Dior eine neue Taktik. Er weicht regulären Gefechten, in denen die europäischen Truppen doch nur die Oberhand haben konnten, aus. Seine Armee teilte er in viele kleine Gruppen ein, die die Kolonnen des Feindes beunruhigen, ihnen Hinterhalte legen und sich dann zurückziehen. Die Unruhen, die daraus entstehen, begünstigen das Auftreten eines dritten Prätendenten, Samba Laobe, den die französische Kolonialverwaltung als Damel anerkannte, nachdem sie Lat-Dior ein weiteres Mal vertrieben hatte. Samba Laobe verpflichtet sich vertraglich zur Genehmigung des Bahnlinienbaues (1883) und greift zu dieser Zeit den Bur-ba-Djoloff (König von Djolof), Ali Buri, an, der seinem Kontrahenten Lat-Dior Asyl gewährt hatte. Als Gegenmaßnahme begehrt Ali Buri das französische Protektorat, das er erhält (1885).
Entrüstet über die Doppelzüngigkeit der Franzosen, verlangt Samba Laobe dafür Erklärungen. Von da an gilt er als „lästig“ und überflüssig; bei der Zusammenkunft von Tivouane wird er von französischen Offizieren niedergesäbelt. Die Verantwortlichkeit für diesen sogenannten „Zwischenfall“ wird von den offiziellen Geschichtsschreibern der „drohenden Haltung“ zugeschoben, die das Gefolge des Damel angenommen hätte. Wahrscheinlich zu Recht wird der Fall jedoch von allen sonstigen Seiten als ein von der fran-

zösischen Militärclique sorgfältig vorbereiteter Hinterhalt angesehen. Sogleich darauf wird Kayor annektiert (1886). Bei einem letzten Versuch, sein Königreich wiederzuerobern, wird einige Wochen später der unbeugsame Lat-Dior seinerseits getötet. Die Annexion von Kayor bleibt bestehen.

In Futa Toro muß der auf zwei Provinzen eingeengte Almami das Protektorat annehmen (1881). Seine Staaten werden nach seinem Tode annektiert (1890). Nach der Annexion Kayors hält man auch Ali Buri nicht mehr für „nützlich". Unter dem Vorwand, daß „die Ausübung unseres Protektorates immer schwieriger wird" (Delafosse), wird er seinerseits vertrieben und als König des Djolof durch Samba Laobe Penda [320] ersetzt (1890). Zu gleicher Zeit wird auch der Tegne (König) von Baol, der bis dahin zu den Franzosen als deren Schützling ausgesucht gute Beziehungen gehabt hatte, plötzlich als „feindselig" betrachtet und abgesetzt.[321] Am Oberlauf des Senegal und am Niger macht die Existenz großer organisierter Staaten das Vordringen weniger leicht.

Das Reich Ahmadus, des Nachfolgers El Hadj Omars, erstreckte sich über ein großes Gebiet. Dieses Tukulörreich umfaßt zunächst einen Teil des früheren Bambara-Königreichs Segu mit dieser Stadt als Residenz des Almami, im Westen Kaarta mit den Festungen Nioro, Koniakary, Diala, wo drei der Brüder des Almami residierten, ferner im Südwesten Kundian und Murgula, in den Tälern des Bafing und des Bakhoi, weiter im Süden Dingiray, als Residenz seines Bruders Agibu. Massina, wo die Fulbe nach der Niederlage und dem Tod El Hadj Omars für kurze Zeit die Macht zurückerlangt hatten, ist mit Unterstützung der von den Fulbe verknechteten und ausgeplünderten Dogon wieder unter das Tukulörjoch gefallen. In Bandiagara herrscht hier Tidjani, ein Neffe von El Hadj Omar, über ein praktisch unabhängiges Königreich.

Die Autorität Ahmadus war in religiöser Beziehung in den Gebieten, die von Frankreich abhängig waren (Wolof- und Tukulör-Länder), beträchtlich,

[320] Als man diesen wieder loswerden will (1895), schiebt man seine Beziehungen zu dem Marabut Amadu Bamba, dem Begründer der Muridenbrüderschaft, vor und setzt ihn ebenfalls ab. Er wird nach Gabun, der „trockenen Guillotine" für die lästigen Könige und Häuptlinge Westafrikas, deportiert, wo er stirbt.

[321] Baol wird 1894 annektiert. Der Artikel 9 des am 8. März 1883 mit dem Tegne unterzeichneten Protektoratsvertrages setzte fest: „Die französische Republik wird sich weder in die Regierung noch in die inneren Angelegenheiten von Baol einmischen. Die Rechte des Tegne und seiner Nachfolger bleiben absolut die gleichen wie in der Vergangenheit." (Vgl. *Rouard De Card,* Les Traités de protectorat conclus par la France en Afrique (1870–1895), Paris 1897.

in politischer Beziehung war sie in seinen eigenen Staaten gering. Sein Reich war im politischen Sinne feudal. Jeder befestigte Stützpunkt bildete ein „Lehen", wo sein Vertreter – einer seiner Brüder oder ein früheres Mitglied der „Haustruppen" El Hadj Omars – fast unabhängig war. In Bandiagara verweigerte ihm sein Neffe Tidjani den Vasalleneid, und an Macht konnte es jeder seiner Brüder (d. h. der überlebenden, denn mehrere hatte er umbringen lassen) mit ihm aufnehmen. Sogar in Segu bildeten Talibe [322] und Sofas [323] eine undisziplinierte Umgebung, wo man gern Ahmadus Geiz kritisierte. So war der innere Zusammenhalt dieses Reiches nur wenig gewährleistet. Schließlich erhielt dieses Reich, das auf der Herrschaft einer dünnen Schicht von Tukulör-Eroberern und „Sofas" beruhte, seinen inneren Zusammenhang nur unter Schwierigkeiten aufrecht. Die aus Segu und Kaarta vertriebenen Bambara widerstanden weiterhin in Beledugu, einer Landschaft auf dem rechten Nigerufer, wo sie von den maurischen Kaufleuten unterstützt wurden. Das gut befestigte Sarakolle-Dorf Sansanding wußte seine Unabhängigkeit eigensüchtig zu wahren. Die Verbindungen zwischen Segu und Nioro, die durch ein feindliches Gebiet gehen, sind unsicher.

Weiter im Süden hatte sich zwischen 1870 und 1875 ein neuer Staat gebildet. Dieses Reich war das Werk Samori Tures, eines von der Pike auf gedienten Mannes, eines früheren Wanderhändlers (Djula), der Berufssoldat geworden war und den Peroz einst „Bonaparte des Sudan" nennen wird. Sein Reich erstreckte sich vom Oberlauf des Niger im Westen bis zum Königreich Sikasso im Osten, wobei es im Westen an das Lehnsgebiet von Dingiray und an den Futa Djalon, im Süden an die bewaldeten Grenzgebiete Sierra Leones und Liberias grenzte. Es war die Zusammenfassung früher unabhängiger kleiner Staaten.

„Gegeneinander ständig gerüstet, jeder beherrscht von dem Streben, auf Kosten des anderen Gefangene zu machen, wobei bald die einen, bald die anderen entweder besiegt und entvölkert, oder, obschon Sieger, durch die Kämpfe geschwächt waren, wurden diese Staaten von einer gänzlichen Entvölkerung bedroht, bis die siegreiche Hand des Almami sie zu einem einzigen Königreich verband, ihre Eigeninteressen zu gemeinsamen erhob, ihren ständigen Kriegen Einhalt gebot und ihnen eine Zeit verhältnismäßig bedeutenden Wohlstandes bescherte." [324]

[322] *Talibes:* Schüler und befehlsführende Vertreter des religiösen Oberhauptes.

[323] *Sofas:* Als Soldaten verwendete Sklaven.

[324] *E. Péroz,* L'Empire de l'Almamy-Emir Samory, Besançon 1888, S. 8. Siehe auch das Zeugnis Bingers, das weniger günstig ist, und das Buch von *A. Mévil,* Samory, Paris 1900.

Obwohl Samori eine große Stadt, Kankan, beherrschte, zog er es doch vor, seine Hauptstadt in der Nachbarschaft seines Geburtslandes, in Bissandugu, zu errichten. Peroz bewunderte die Reinlichkeit und den Wohlstand dieser Stadt, die mehr den „frischen und lieblichen Anblick einer großen Ackerbaukolonie als den der Residenz des gefürchteten Häuptlings eines großen Reiches hatte." Das in zehn Gouvernements eingeteilte und vorbildlich verwaltete Samori-Reich des Wassulu erlegte seinen Einwohnern nur mäßige Lasten auf. Zwischen Samori, seiner zivilen wie militärischen Verwaltung, und dem Volk bestand der ethnischen Herkunft nach (Volkstum der Mandingo) Gemeinsamkeit. Unter diesem Gesichtspunkt erscheint sein Reich zusammenhängender als das Ahmadus. Auch die Zentralgewalt war fester begründet. Es bleibt jedoch Tatsache, daß es sich um ein militärisch organisiertes Reich handelte, dessen Grenzgebiete wenigstens Beutezüge über sich ergehen lassen mußten. Aber das war damals in ganz Afrika allgemein üblich. Als emporgekommener Soldat hat Samori versucht, seine Autorität und seinen Einfluß durch Annahme des religiösen Titels eines Almami zu festigen; aber im Unterschied zu Ahmadu blieb er immer eher Soldat als religiöses Oberhaupt.[325]

Weiter im Osten bildete inmitten der Senufobauern ein anderer, aber aus einer königlichen Familie entstammender „Djula" einen festen Militärstaat in der Umgebung von Sikasso. Dieser, Tjeba, hat es indessen durch militärische Tüchtigkeit mit Einwilligung seiner Onkel und älteren Brüder nur bis zu dem Titel „Fama" (König) bringen können.[326] Aus einer ähnlichen Verbindung von Kaufleuten und Kriegern der „Djula" mit autochthonen Feldbauern enstand auch das „Königreich" Kong, in dem die Dynastie der Watara regierte. Diesem Königreich fehlte es an der militärischen Stärke der vorerwähnten Staaten. In ihm waren die Kaufleute, die sich am Handel bereichert hatten, den die Übergangszone zwischen Urwald und Busch an einer der Hauptstraßen von der Savanne nach der Küstenzone an sich zog, mächtiger als die Berufskrieger.

Die Durchdringungsversuche berühren zunächst Ahmadu. Ungeachtet der Verlautbarungen der französischen Behörden, kein politisches Ziel, sondern

[325] Was keineswegs bedeutet, daß er seine religiöse Rolle nicht ernst nahm. Überall, wohin er seine Eroberungen ausdehnte, kämpfte er gegen den Animismus, ließ er die Idole zerstören. (Siehe *A. Gouilly,* L'Islam dans l'Afrique occidentale française, Paris 1952.)

[326] Vgl. über die Organisation dieses Königreiches *A. Collieaux,* Contribution à l'histoire de l'ancien royaume de Kénédougou, in: Bulletin du Comité d'Études historiques et scientifiques de l'A. O. F., 1924, Nr 1, S. 128–181.

nur den Wunsch zu verfolgen, ihrem Handel Bewegungsfreiheit zu verschaffen, mißtraut ihnen Ahmadu. Von dem Vertrag, der ihm 1880 von Gallieni vorgelegt wurde, gewährt Ahmadu an Stelle des erbetenen Ausschlusses aller nichtfranzösischen fremden Kaufleute den Franzosen nur das Meistbegünstigungsrecht. Die Vertragsbestimmungen, die ein Protektorat bezwecken, weist er zurück – die Unterhändler müssen dieses Ansinnen fallenlassen. Andererseits erhöht er im Vertragstext den Umfang der von den Franzosen als Gegenleistung zu erbringenden materiellen und militärischen Hilfeleistung. Die französischen Behörden verweigern diesem Vertrag ihre Ratifizierung. Ahmadu, der ohne jede Antwort bleibt, wird nie aufhören, den Vertrag als gültig zu betrachten. Ebenso wie der von Ahmadu übersandte arabische Text, sah der von Gallieni vorgelegte Text die Verpflichtung Frankreichs vor, „niemals ein Land zu erobern, das den Tukulörs gehört“, eine Verpflichtung, die, wie man sehen wird, unaufhörlich schamlos verletzt wurde.[327] Später suchte der Unterstaatssekretär für Kolonien, Étienne, die ständige Verletzung dieses Vertrages damit zu rechtfertigen, daß er ihn mit dem Ausdruck „Papierfetzen“ bedachte.[328]

Daß sich die Franzosen in Kita, dann in Bamako festsetzen, erhöht Ahmadus Besorgnis, da der französische Vorstoß seine Besitzungen im Norden (Nioro und Kaarta) von den Lehnsgebieten im Süden, Dingiray, Kundian, Murgula, abschneidet. Das neue Besatzungsheer zögerte nicht, im

[327] Dagegen hielt Ahmadu, der von der offiziellen Kolonialgeschichtsschreibung üblicherweise der „Falschheit“ und der „Verräterei“ bezichtigt wird, seine Verpflichtungen stets ein. „Ahmadu hat niemals unsere Pläne gehindert, in das Innere des Sudan vorzustoßen“, schreibt Gallieni. „Es würde schwerfallen, eine tatsächliche feindselige Handlung des Sultans gegen uns anzuführen, während es ihm an Gelegenheiten dazu nicht gefehlt hätte. Die Verlegenheiten, in die wir durch unseren Kampf gegen Samori und Mamadu Lamine gerieten und die uns zwangen, unsere Forts und unsere Grenzen zu entblößen, hätten ihm dazu Anlaß gegeben. Während meines Feldzuges gegen Mamadu Lamine war Ahmadu mein bester Bundesgenosse ...“ (Oberstleutnant *Gallieni*, Deux campagnes au Soudan français, Paris 1891, S. 618/19).

[328] „... Ahmadu hielt Gallieni zwei Jahre lang gefangen. Dann sandte er ihn mit einem Papierwisch zurück, den er Friedensvertrag nannte und der eine Beleidigung für Frankreich war.“ (Chambre des Députés, séance du 11 avril 1892. – Annales de la Chambre des Députés, 1892, S. 671.)

Man hat den Reichskanzler von Bethmann-Hollweg gebrandmarkt, weil er zu Beginn des ersten Weltkrieges den belgischen Neutralitätsvertrag als „Papierwisch“ bezeichnete. (In Wirklichkeit hätte er allerdings „Stück Papier“ gesagt.) Wie man sieht, hat man ihm die Vaterschaft des Wortes sehr zu Unrecht zugeschrieben. Der Kolonialist Etienne hatte das Wort vor ihm erfunden.

Wege des Ultimatums die Tukulör von Murgula zu zwingen, ihre Festung zu verlassen und sich nach Nioro zurückzuziehen. Zu gleicher Zeit ereignet sich ein ernster Zusammenstoß mit den Truppen Samoris bei Keniera am rechten Nigerufer; aber noch ist es nicht mehr als ein Grenzzwischenfall ohne Bedeutung.

Die Lage der Franzosen, die tief in ein Gebiet vorgestoßen sind, wo sie als Feinde betrachtet werden, bleibt unsicher. Unter den zum Bau der Festungen und der Eisenbahn herangebrachten Marokkanern und Chinesen ist die Sterblichkeit erschreckend. 1883 verweigert die Kammer die für die Eisenbahn geforderten Kredite. Das Mißtrauen unter der Bevölkerung „wandelte sich in lebhafte Unzufriedenheit, als es notwendig wurde, ihr – zur Versorgung der Truppen – die geringen Vorräte an Hirse, Reis und Vieh abzufordern und sie vor allem, oft unter Androhung schwerer Strafen, zu Arbeiten im Erdbau, zur Errichtung von Befestigungen und zu Trägertransporten im Nachschub der Truppen heranzuziehen".[329]

1885 sind die französischen Linien im Süden von Samori umschlossen. Nach dem Fall von Jules Ferry faßt die Regierung die Aufgabe des Sudans ins Auge und gibt sogar den Befehl, das zum Niger gebrachte Kanonenboot zu demontieren.[330] Der als Oberkommandierender des Oberlaufs des Niger eingesetzte Oberstleutnant Frey teilte nicht die Ansichten der „berufsmäßigen" Militärs im Sudan. Er verurteilt ihren „Unfug" und zieht sich deren ewigen Groll und seinen Ausschluß aus der „Galerie" der „Helden des Sudan" zu. Nichtsdestoweniger ist seine Politik, durch die Umstände erzwungen, die gleiche, wie die seiner Vorgänger und auch Gallienis, der ihm folgt, mit allen ihren Widersprüchen: „Achtung" vor dem französischen Standpunkt durchzusetzen und „Geschichten" mit Samori und Ahmadu zu vermeiden. Mit Samori werden sich die Dinge ohne Schwierigkeiten besser regeln lassen. Das auf den Niger und Timbuktu gerichtete französische Eindringen beunruhigt Samori nicht direkt. Er braucht den Frieden mit den Franzosen für die Wiederausrüstung seiner Reiterei (die Pferde vertragen das Klima im Süden schlecht, und er muß ständig aus dem Sahel neue heranschaffen); daneben ist die Versorgung mit Waffen und Munition über Gambia und Sierra Leone außerordentlich schwierig. Sein Ehrgeiz richtet sich nach dem Osten, gegen Tjeba, den er 1887 vergeblich in Sikasso belagert. Um die Hände freizuhaben, unterzeichnet Samori den Vertrag von

[329] *H. Frey*, Campagne dans le Haut-Sénégal et dans le Haut-Niger, Paris 1888, S. 17/18.

[330] Siehe L.-P. Monteil, Quelques feuillets d'histoire coloniale, Paris 1924, und *J. Méniaud*, Les Pionniers du Soudan, Bd 1, Paris 1931.

Kenieba-Kura (März 1886), der ihm Bure und den Bezirk Kangaba beläßt; er stimmt zu, seinen Sohn Karamoko als Gesandten und Geisel nach Frankreich zu senden (1886), nimmt schließlich durch den Vertrag von Bissandugu (1887) zusätzliche Einbußen in der Grenzziehung am Niger und Tinkisso auf sich und stellt selbst den Antrag auf französisches Protektorat, um sich gegen die aus Sierra Leone drohende englische Gefahr zu schützen.

Inzwischen erheben sich unter Führung des Marabut Mamadu Lamine die Sarakolle am Oberlauf des Senegal, die hauptsächlichen Opfer der Erpressungen Freys. Dieser hatte Mamadu Lamines Auftreten anfangs begünstigt, da er glaubte, den religiösen Führer der Sarakolle gegen Ahmadu und die Tukulörs ausspielen zu können. Mamadu Lamine scheitert vor Bakel, aber er wendet sich nach Süden, wo er den Almami von Bondu angreift und tötet.

Währenddessen protestierte Ahmadu unablässig gegen die französischen Übergriffe. Der Marsch auf Bamako hat den Bereich, den er als sein Gebiet betrachtet, zerschnitten, und er beschuldigt nicht grundlos die Franzosen, seine Bambara-Untertanen zur Revolte zu ermuntern. „Ohne Vollmacht, ohne irgendein Recht und unter Mißachtung der Verträge, die uns banden, sind Sie in meinen Staat eingebrochen", schreibt er dem französischen Kommandanten. Da er sich von den französischen Kolonialisten bedroht fühlt, verläßt er Segu, wo er seinen Sohn zurückläßt; er will sich in Nioro niederlassen, muß aber zuvor seinen Bruder Muntaga belagern, der sich seinem Einzug widersetzt und sich schließlich mit seinem Pulvervorrat in die Luft sprengt, um sich nicht ergeben zu müssen. Inzwischen landet das französische Kanonenboot „Niger" in Nyamina unterhalb Segu eine Garnison und unterbricht die Verbindung dieser Stadt mit Nioro. In den folgenden Verhandlungen mit Frey beklagt sich Ahmadu bitter darüber, daß die Franzosen zwei seiner unbotmäßigen Brüder aufgenommen haben und daß sie unter dem Vorwand der Unterdrückung der Sarakolle im Gebiet von Guidimaka Krieg führen.

Von 1886 bis 1888 übt Gallieni die militärische Kommandogewalt aus. Dieser „Techniker" der Kolonisation zeichnet sich in keiner Weise durch Tiefe oder Originalität seiner Ansichten aus. Er teilt den Pessimismus Freys über die wirtschaftliche Zukunft des Sudans, denn er kennt nur zu gut die Methoden der französischen Armee, um nicht zu wissen, daß man durch Fortsetzung des Krieges „unseren Kaufleuten nur verwüstete Einöden hinterlassen wird".[331] Im Gegensatz zu seinem Rivalen Archinard tritt er für die

[331] Oberstleutnant *Gallieni,* Deux campagnes au Soudan français, a. a. O., S. 623.

Erhaltung der großen afrikanischen Staaten und das Protektorat auf britische Art ein. So sehr er sich aber auch den Anschein des Theoretikers gibt, er ist (zum Unterschied von Frey, aber ganz wie Archinard) zutiefst Streber und Zyniker, der gegenüber der Verwaltung wie gegenüber seinen afrikanischen Partnern aus der Lüge eine politische Methode macht. Er vollendet die „Beseitigung" von Mamadu Lamine, läßt dessen Frauen an seine Schützen verteilen und den 18jährigen Sohn Suaïbu, dessen Würde und Mut von französischen Zeugen anerkannt werden, kaltblütig erschießen.[332] Von Ahmadu erreicht er einen Protektoratsvertrag (Vertrag von Guri, 1887), beunruhigt jedoch Samori durch den Bau des Forts von Siguiri (1888) und verstimmt ihn zugleich durch seine Unbekümmertheit. (Die Mission Audéoud, die die Verbindung Siguiri – guineische Küste über den Futa Djalon sicherstellt, durchquert seinen Staat, ohne daß Gallieni es für nötig hält, Samori davon erst zu informieren oder um das Durchmarschrecht zu bitten.)

Um seinen Auftrag, den Bahnlinienbau fortzusetzen, trotz den zur Verfügung stehenden nur mäßigen Krediten ausführen zu können, rekrutiert er Arbeitskräfte für öffentliche Zwecke und läßt sie ohne Verpflegung und Bezahlung arbeiten. „Als Folge der verlangten übermäßigen Frondienste und der Nichtbezahlung der versprochenen Löhne ist die Bewohnerschaft eines Teils unserer Dörfer zu Ahmadu desertiert" [333], heißt es in einem Bericht seines Nachfolgers Archinard. Gallieni bemerkt dazu sehr gelassen: „Es ist sicher mißlich, daß unsere Hilfsmittel nicht ausgereicht haben, um sie zu entlohnen, aber nur so war der Bahnbau bei Bafulabe zu schaffen." [334]

d) Die „friedliche Durchdringung" im Süden

Zwischen Gabun und dem Gebiet der „Südflüsse" wurde während dieser Periode eine ganz andersartige Politik (wenn auch in Fortsetzung der vorher in jenen Gebieten betriebenen) verfolgt. Hier ging es noch um die Eröffnung von Handelswegen, wobei weder die Notwendigkeit noch die Möglichkeit bestand, Gewalt anzuwenden. Man folgte deshalb den Grundsätzen der

[332] *J. Méniaud,* Les Pionniers du Soudan, a. a. O., S. 286.

[333] Hervorhebung im Original.

[334] *J. Méniaud,* Les Pionniers du Soudan, a. a. O., S. 320. Gallieni verfolgt diese Politik in Madagaskar bedenkenlos weiter. 1896/97 sterben ein Fünftel der zum Frondienst gezwungenen Männer; durch die Beschlagnahme von Vieh in großen Mengen entstehen Verzweiflungsrevolten, deren Unterdrückung er der Sorge seiner Nachfolger überläßt (vgl. *Gourou,* Gallieni, in: Les Techniciens de la colonisation, a. a. O.); zur gleichen Zeit wird er sich Lobreden zuerkennen lassen von ... der

„friedlichen" Durchdringung. „Zehn Gewehre reichen, um den Marsch gegen den Widerstand von Eingeborenen fortzusetzen. Wem es dagegen einfällt, fünfhundert Leute mitzubringen, ist selbst schuld, wenn er scheitert, genauer gesagt, in den sicheren Tod läuft. Ich kenne überhaupt keine Dörfer, die fünfhundert Menschen auch nur einen Tag verpflegen könnten. Der Expeditionsleiter wäre also gezwungen, das selbst zu besorgen, was man ihm nicht liefern kann. Damit hätte man den Krieg und am Ende die Katastrophe!" [335]

Diese Erklärung gab Monteil dem Minister ab, als dieser ihm die Leitung der Expedition „Tschad-Tripolis" (1890) übertragen hatte. Faktisch neigte sich die Periode der „friedlichen Durchdringung" zu diesem Zeitpunkt ihrem Ende zu. Außerhalb des Sudans hatte sich aus Gründen, die Monteil hier sehr eingehend erläutert, einzig die Methode der „friedlichen Durchdringung" als wirkungsvoll gezeigt. Begleitet von einem kleinen bewaffneten Gefolge, das zu seiner Deckung ausreichte, aber nicht so stark war, um den Afrikanern ernstliche Unruhe zu bereiten, ging es dem Forscher oder Expeditionsleiter vor allem um eine genaue Erkundung der gesamten Landesverhältnisse. Wie seine Vorläufer führte er einen Vorrat notwendiger Geschenke mit und war darauf bedacht, sich bei den örtlichen Herrschern einen guten Empfang zu sichern und ihnen Protektoratsverträge zu entlocken. Die Tragweite dieser Verträge erschien noch gering. Im allgemeinen schloß man sie sehr bereitwillig. Der europäische Unterhändler bietet Geschenke an, manchmal eine jährliche Rente; er verspricht dem Partner Hilfe und Schutz gegen seine Feinde; dafür fordert er die Freiheit, Handel zu treiben, gelegentlich auch das Recht, sich auf einem anzuweisenden Gebiet niederzulassen, mitunter sogar ein Handelsprivileg vor den anderen europäischen Kaufleuten. Verschiedene Landesherren nehmen deshalb, ohne wahrscheinlich eine Arglist darin zu sehen, das Protektorat von zwei, wenn nicht drei europäischen Mächten an. Abgesehen von den scheinbaren Vertragsvorteilen hielten sie es nicht für bedenklich, mit mehreren Partnern Freundschaft und Bündnisse zu haben. Der Gedanke, der Vertrag könnte zu ihrer Unterwerfung und Abhängigkeit führen, war ihnen fremd; er hätte auch im Widerspruch zu der Tatsache gestanden, daß hier der Europäer der „Tributpflichtige" war, und nicht sie. In den Formulierungen war übrigens der Gedanke der

Antisklavereigesellschaft Frankreichs, wird über den „Ölfleck" theoritisieren ... er wird die Generalssterne erhalten und zu gleicher Zeit seinen Platz in der Galerie der „Kolonialhelden" einnehmen.

[335] *L.-P. Monteil,* Quelques feuillets d'histoire coloniale, a. a. O.

Abhängigkeit im allgemeinen nicht ausgesprochen; der Vertragsbewerber hütete sich vor einer so schamlosen Forderung. Aber in der Folge mußte sich die Doppeldeutigkeit offenbaren, die in dem Begriff „Protektorat" lag.

Für den Augenblick ging es vor allem darum, Ansprüche zu fixieren und diese „Rechte" gegenüber den anderen europäischen Mächten geltend zu machen. Natürlich erschlichen die Unterhändler manchmal bündigere Bestimmungen, sei es, daß der unterschreibende Würdenträger nicht die Tragweite erfaßte (er verstand von dem französischen Text sehr oft nur das, was man ihm zu erklären für nötig befunden hatte), sei es, daß ein weniger gewissenhafter Unterhändler, um Geschenke an sich zu reißen, auf die Täuschung der beteiligten Seiten hinzielte. So verhielt es sich sehr wahrscheinlich mit dem berühmten „Vertrag", durch den der König von Dahomey Kotonu an Frankreich überließ (und dessen Erfüllung man zwanzig Jahre danach beanspruchte). Der König bestätigte, daß er nichts davon gewußt habe und erklärte, daß er übrigens nicht die Vollmacht besäße, auch nur das kleinste Teilchen des ihm anvertrauten Gebietes abzutreten, was nach „afrikanischem Recht" ein völlig unwiderlegbarer Beweis ist. Tatsächlich trug der Text nur die Unterschrift einer seiner wahrscheinlich gedungenen Minister. Zur selben Zeit (1855) hatte der „Chacha" von Widah (ein von brasilianischen Sklavenhändlern abstammender lokaler Würdenträger, der vom König von Dahomey als einer seiner Untergebenen betrachtet wurde) einen Vertrag unterzeichnet, der Portugal das Protektorat über Dahomey einräumte. Dabei täuschte er beide Parteien über die Bedeutung des Textes, bis seine Betrügerei entdeckt und ihm teuer vergolten wurde.

Der Arzt Dr. Bayol durchquerte Guinea, schloß Schutzverträge mit örtlichen kleinen Souveränen ab, und vor allem als Wichtigstes, den Vertrag vom 5. Juli 1881, der die französische Schutzherrschaft über den Futa Djalon errichtete. Mit rührender Vertrauensseligkeit erklärte der Almami Ibrahima Sori in der Vertragspräambel: „Der Futa Djalon ... sich dessen bewußt, daß das französische Volk nicht versucht, seine afrikanischen Besitzungen auszuweiten ... seit langem davon unterrichtet, daß die Franzosen sich niemals in die besonderen Angelegenheiten ihrer Verbündeten einmischen", usw ...

Der Vertrag versprach den beiden Almamis eine Jahresrente von 3000 Franken, von den Kaufleuten zu entrichtende feste Gebühren usw. Ein Abenteurer, der falsche Graf Olivier de Sanderval, von der Idee besessen, sich ein afrikanisches „Königreich" zu schaffen, dem es gelang, auf den Almami Einfluß zu nehmen, trägt zum Zustandekommen des Vertrages bei.

Zwischen 1887 und 1889 durchforscht, vom Sudan ausgehend, Binger das Innere der Elfenbeinküste. Der aus Grand Bassam kommende Treich-

Laplène[336] schließt sich ihm an. Gemeinsam erreichen sie die Küste und bringen Verträge mit den Königen von Kong und von Indenie mit.

An der Küste Dahomeys wird 1882 ein Protektoratsvertrag mit dem Königreich Porto-Novo abgeschlossen (oder erneuert). 1880 läßt sich die von Gambetta gestützte „Compagnie française de l'Afrique Équatoriale" in Brass am Nigerdelta nieder und tritt mit der zur selben Zeit gegründeten englischen „National African Company" in Konkurrenz. Der Kriegsminister „entsendet" der Kompanie als Generalagenten und Konsul den Kommandanten Mattéi (1881), der am Niger und Benuë zahlreiche Kontore gründet. 1882 schließt sich das Haus Verminck (Compagnie du Sénégal et de la Côte occidentale d'Afrique) der Gründung von Kontoren an. Das Dumping der „National African Company" bringt die „Compagnie française" jedoch zum Bankrott. Sie sieht sich daher zum Verkauf ihrer Kontore an die Konkurrenz gezwungen, und Mattéi kehrt 1885 zurück.[337]

In Äquatorialafrika ist die von Brazza auf eigene Kosten unternommene Erforschung des Ogowe-Beckens (1875–78) ein Vorspiel. Im Jahre 1879 beginnt Brazza, mit offizieller Vollmacht versehen und besser ausgerüstet[338],

[336] Beauftragter des Hauses Verdier in La Rochelle und französischer Resident in Grand-Bassam: er – und nicht Binger – hat die meisten der Protektoratsverträge ausgehandelt. Seine Sorge – die des europäischen „Handels" – war weniger die Vorbereitung der territorialen Besitznahme als die Einrichtung direkter Handelsverbindungen mit dem Inneren, um die Küstenstämme aus ihrer Rolle des ertragreichen Zwischenhandels zu verdrängen.

[337] Vgl. *J. Darcy,* Cent ans de rivalité coloniale, Paris 1904, S. 236–240, und *A. H. M. Kirk-Greene,* Expansion on the Benuë (1830–1900), in: Journal of the historical Society of Nigeria, I, 3, 1958, S. 215–237.

[338] Unterstützung der Geographischen Gesellschaft von Paris, der französischen Sektion der „Internationalen Afrikanischen Gesellschaft", des Parlaments, des Marine- und Außenministeriums und des Ministers für den öffentlichen Unterricht, der ... Jules Ferry war. „Es ist sicher, daß sich die neomerkantilistischen Gruppen in Frankreich für Brazza und seine zweite Expedition interessierten. Es ist auch sicher, daß dieser, um reisen zu können, Unterstützungen von jedermann annahm." *(H. Brunschwig,* Histoire de la colonisation européenne, Paris 1949.) Es steht jedoch nicht fest, ob die französische Sektion der Internationalen Afrikanischen Gesellschaft direkt die Interessen des Königs der Belgier, Leopold II., vertreten hat und ob die 1879 verfügte Rückberufung Brazzas auf ein Eingreifen des kaufmännisch denkenden Königs zurückgeht. *De Chavannes,* in: Avec Brazza, Paris 1935, und Le Congo français, Paris 1937, gibt diesen Tatsachen (und den durch die „französische Sektion" vertretenen Interessen) eine andere Deutung, die man nicht von vornherein zurückweisen kann.

die Vertragspolitik, besonders 1880 mit dem „Makoko“ (Häuptling der Bateke); er gründet die Station, aus der sich später Brazzaville entwickelt. Unter seinem Antrieb häufen sich Vertragsabschlüsse und Besitznahmen im Innern.

e) Die Berliner Konferenz und die Aufteilung Afrikas Zerstörung der sudanischen Reiche

Die Politik der vielfältigen „Expeditionen“ führte schließlich zu ernsten Zusammenstößen (besonders im Kongobecken zwischen Brazza und Stanley) unter den rivalisierenden Imperialisten. Franzosen und Beauftragte Leopold II. beabsichtigen in gleicher Weise, sich an der kongolesischen Küste niederzulassen, während das von England unterstützte Portugal sich auf seine „historischen Rechte“ beruft, um die Oberherrschaft über die Küste südlich von 5° 12′ südlicher Breite in Anspruch zu nehmen. Selbst Deutschland, das zum Wettrennen um Kolonien zu spät gekommen war, und wo Bismarck sich der Kolonialpolitik ebenso unzugänglich gezeigt hatte wie die „Junker“ der äußersten Rechten in Frankreich, entschloß sich, sein Unterpfand zu nehmen. Gedrängt von den deutschen Handelsgesellschaften, gestoßen von Wahlrücksichten, und besorgt, auf der für den Herbst 1884 vorgesehenen internationalen Konferenz mit leeren Händen dazustehen, beauftragt der deutsche Kanzler den Geographen und Forscher Dr. Nachtigal, zugleich Präsident der deutschen Sektion der „Internationalen Afrikanischen Gesellschaft“, von der togolesischen und Kameruner Küste Besitz zu ergreifen, was dieser in wenigen Wochen, vom Juli bis September 1884, vollbrachte.[339] Die Berliner Konferenz (15. November 1884 bis 26. Februar 1885), an der 14 Staaten teilnahmen, legte einige allgemeine Grundsätze fest: die Verpflichtung, Protektoratsverträge den anderen Mächten bekanntzugeben, was einer Besitznahme als gleichwertig anzusehen sei; die derart vorgenommene Annexion auch durch eine tatsächliche Besetzung zu bestätigen, zu der genügend Streitkräfte herangezogen werden müßten. Der Wettlauf zu „Verträgen“ fand sich dadurch beschleunigt, gleichzeitig bereitete sich die nächste Periode vor: die der Grenzziehungen und der Aufteilung unter den Mächten.

Dennoch schläfern von 1885 bis 1890 die Absetzung von Jules Ferry und die Krise des Boulangismus die Kolonialexpansion mehr ein, als daß sie sie ermutigen. Aber sie erholt sich 1890 zu verstärktem Schwung, um in zehn

[339] Vgl. *H. Brunschwig,* L'Expansion allemande outre-mer, Paris 1957.

Jahren zur Vollendung der kolonialen Aufteilung zu führen. Inzwischen hat sich eine eigentliche Kolonialpartei gebildet, die entschlossen ist, die Widerstände der öffentlichen Meinung und ihre parlamentarischen Rückwirkungen zu überwinden. Ihre Seele war Étienne, Deputierter der Siedler des Departements Oran, der eng mit der Marseiller Geschäftswelt (letztere war besonders an der Guinea-Küste interessiert[340]) zusammenarbeitete. Er wurde 1885 erster „Unterstaatssekretär" für die Kolonien, deren Verwaltung der Marine entzogen wurde, danach wieder von Frühjahr 1889 bis Frühjahr 1892. An seiner Seite wirkten Freycinet, Ferry – der Vorläufer und Verteidiger der Eisenbahn Kayes-Bamako vor der Nationalversammlung –, Hanotaux, Delcassé, der 1894 erster Amtsträger des schließlich geschaffenen Kolonialministeriums wird. Nicht genug damit, daß der Kolonialexpansion ein „ziviles" Mäntelchen umgehängt wird, um sie insoweit von der Unpopularität zu befreien, die ihr die verdächtig nach Offizierstressen jagenden Militärs verschafft hatten, wird 1890 ein Comité de l'Afrique française geschaffen. Es organisiert die Propaganda, beeinflußt die Parlamentarier, finanziert Expeditionen (oder hilft, ihre Finanzierung durchzusetzen). Das Komitee spielt beim Abschluß der Aufteilung Afrikas eine bestimmende Rolle und setzt statt der früheren Unschlüssigkeit eine bewußt auf die Belange der großen Handels- und Finanzinteressen ausgerichtete Politik durch. Unter seinen Mitgliedern befinden sich an der Seite der Militärs (Kolonialoffiziere wie Archinard, Gallieni, Monteil; aber auch der General Graf von Galliffet, der Mörder der Commune) und einiger Standespersonen (Fürst von Arenberg, Graf von Moustier) unmittelbare Vertreter des Handels und der Hochfinanz wie Henri Péreire, J. Charles Roux, Abgeordneter von Marseille, lange Zeit Präsident des Aufsichtsrates der Compagnie Générale Transatlantique und am Handel mit der Guinea-Küste interessiert, Jules Siegfried, Abgeordneter von Le Havre, Ferdinand Crouan, Vizepräsident der Handelskammer von Nantes, Léon Permezel, Vizepräsident der Handelskammer von Lyon.

Die Gründung des Komitees vollzieht sich im Rahmen einer Zuspitzung der Rivalitäten unter den Imperialisten bei der Aufteilung Afrikas.

[340] *M. Emerit* erklärt hiermit seine Vermutung, Étienne habe darauf hingearbeitet, die Gebiete Französisch-Westafrikas von Senegambien zu trennen, von dem sie ursprünglich abhingen (während er sonst der Schöpfer der Indochinesischen Union war). Die genannte Bestrebung Étiennes spiegelte die auseinandergehenden Interessen von Marseillern (an der Küste des Golfes von Guinea im Übergewicht) und Bordelesen (in Senegambien dominierend) wider. (Revue africaine, XCV, Nr 426/27, S. 197–199.)

Mehrere Teilungsverträge hatten 1890 die Zerstückelung Afrikas, vor allem zugunsten Englands, genau umrissen. Durch den Vertrag vom 1. Juli 1890 verzichtet Deutschland gegen Überlassung der Nordseeinsel Helgoland, des letzten Restes des hannoverschen Anhängsels Großbritanniens, auf seine „Rechte“ in Uganda und dem Sultanat Witu (Kenia) sowie auf seine Ansprüche auf Sansibar.

Durch die Übereinkunft vom 4. August 1890 lassen sich Frankreich und England gegenseitig freie Hand in Madagaskar bzw. Sansibar. Großbritannien erkennt als Einflußzone Frankreichs die Gebiete „südlich seiner Mittelmeer-Besitzungen bis zu einer Linie von Say am Niger bis Barrua am Tschadsee“ an, „deren Verlauf alles, was billigerweise zum Königreich Sokoto gehört, im Tätigkeitsgebiet der Nigerkompanie (der britischen Royal Niger Company) beläßt und deren Festlegung zu ernennenden Markierungskommissionen überlassen bleibt“.

Frankreich fand sich dadurch von den Gebieten am unteren Niger und Benuë ausgeschlossen und auf halbwüstenhafte Gebiete beschränkt. Die Bemerkung Salisburys über den Sand, wo der gallische Hahn etwas zu scharren finden würde, während sich England die fruchtbaren Gebiete gesichert hatte, führte in Frankreich heftige chauvinistische Reaktionen herbei. Eine der unmittelbaren Rückwirkungen war die Gründung des Comité de l'Afrique française. Es mußte, unter der Hand vom Unterstaatssekretär für die Kolonien unterstützt, das ganze Gewicht der öffentlichen Meinung gegen die Politik des Quai d'Orsay in die Waagschale werfen, da dieser anscheinend auf die Verbindung Nordafrikas mit den französischen Kolonien am Golf von Guinea verzichten wollte.[341]

Étienne organisiert 1890 die drei großen „Expeditionen“ in Richtung Tschad, die die Besitznahme des Landesinnern vorbereiten sollten, um den Briten zuvorzukommen. Die eine geht vom Kongo aus (Expedition Crampel, die nach offizieller kolonialistischer Lesart vom Sultan von Dar-el-Kuti, Mohammed es Senussi, ermordert wurde), die andere beginnt unter teilweiser Kostenbeteiligung einer Gruppe von Exportkaufleuten am unteren

[341] Vgl. *H. Brunschwig*, Mythes et réalités de l'impérialisme colonial français, Paris 1960, S. 108. Dennoch kann man sich nicht der Meinung dieses Autors anschließen, als habe allein diese nationalistische Stimmung die Gründung des Komitees veranlaßt, während diesem jegliche vorgefaßte Interessenvertretung ferngelegen habe. Kann man das schon von Étienne, seinem Schöpfer, sicher nicht sagen, um wieviel mehr gehörte es gerade zur Rolle des Komitees, zugunsten der afrikanischen Kolonialangelegenheiten den nationalen Ehrgeiz und die chauvinistischen Gefühle des französischen Bürgertums zu mobilisieren.

Niger und fährt, um Bornu zu erreichen, den Benuë hinauf (Expedition Mizon, die mit den Briten der „Royal Niger Companie" in Konflikt gerät, abgelehnt und zurückgerufen wird); die dritte, ursprünglich dazu bestimmt, über Dahomey Say am Niger und von dort den Tschad zu erreichen, legt schließlich einen geänderten Weg zurück (Expedition Monteil: von Saint Louis zum Tschad durch den Sudan mit dem Rückweg nach Tripolis).

Die Veränderungen, von der die nun eingeschlagene Politik zeugt, sind also deutlich. Die Zeit der halben Maßnahmen ist vorbei. Gegenüber den großen Staaten orientiert man sich auf die Eroberung und Besitznahme; in den Waldgebieten und in der Wüste beginnen die „Expeditionen" Stationen zu gründen und die Besetzung vorzubereiten, die erst nach 1900 erfolgen wird.[342]

Seit den Jahren 1888/89, als Archinard, der Nachfolger Gallienis, das Oberkommando am Oberlauf des Senegal führt, gewinnt die Eroberungspolitik Oberwasser. Dieser Zögling der Pariser „École polytechnique", dessen schwacher Schulerfolg ihn sich der Marineartillerie widmen läßt und der einen Ersatz in Kolonialabenteuern sucht, ist entschlossen, Ahmadu und Samori als „unbelehrbare Hindernisse des Handels" zu beseitigen.[343] Er findet bei seiner Ankunft eine heikle Lage vor: allgemeine Feindschaft, die er Gallienis Methoden zuschreibt; Unzufriedenheit bei den Bambara, deren Führer – einen Abkömmling der Bambara-Könige von Segu – man durch Ungeschicklichkeiten abspenstig gemacht hatte, drohende Revolte im Futa Toro, wo Abdul Bubakar sich mit Ahmadu verbündet hatte. Archinard beginnt die Eroberung im Süden, indem er die Tukulör aus Kundian vertreibt. Er verlangt von Samori neue Zugeständnisse: die Grenze wird am Niger bis zu seinen Quellen zurückverlegt (und soll nicht mehr am Tinkisso verlaufen). Aber vor allem bereitet er den großen Angriff gegen Ahmadu vor; um die Bambara wieder auf seine Seite zu ziehen, schickt er die zwei Kanonenboote des Niger als „Gesandtschaft" nach Massina – in Wirklichkeit, um unterwegs alle förderlichen Erkundungen für einen Angriff auf Segu einzuziehen, einen Angriff, dessen geheime Vorbereitung lebhaft vorangetrieben wird. Samori schickt einen Unterhändler zu Ahmadu, um ihm eine gemeinsame Kriegführung vorzuschlagen. Das Hilfsangebot wird mit der

[342] In diesem Werk behandeln wir nur die militärische Politik, wobei wir uns auf die Probleme während der Eroberung beschränken. Was die Errichtung der wirtschaftlichen und politischen Organisation des Kolonialismus betrifft – zum Beispiel die Fragen der Abschaffung der Sklaverei, der großen Konzessionsgesellschaften u. a. m. – wird im folgenden Band seine Behandlung finden.

[343] *J. Méniaud,* Les Pionniers, a. a. O.

Erwiderung abgelehnt, „der Sohn El Hadj Omars wüßte nicht, wie er, ohne abzusinken, das Bündnis oder die Hilfe eines Abenteurers annehmen könnte".[344] Am 16. Januar 1890 schreibt Archinard an Ahmadu einen honigsüßen Brief, in dem er seine friedlichen Absichten beteuert[345], und am 15. Februar marschiert er, mit zwei 95er Kanonen ausgerüstet, auf Segu. Ahmadus Sohn Madani gibt nach der Beschießung der Stadt den Widerstand auf und flieht. Ein Abkömmling der Bambara-Könige wird auf den Thron gesetzt. (Und wenig später als „Hochverräter" – wahrscheinlich weil er seine neue Würde ernstgenommen hat – erschossen und durch einen Bambara-„Masasi" des rivalisierenden Familienzweigs ersetzt, was neue Verwicklungen nach sich zieht und zum Vorwand für eine glatte und unverhüllte Annexion wird.)

Weiter oben haben wir die Rückwirkung der Einnahme Segus auf die Mohammedaner des Senegals gesehen. Die Gegner Archinards (als „sudanesische" Militärs wie Gallieni auf seinen Ruhm eifersüchtig) versuchen jedoch vergeblich, daraus ihren Vorteil zu ziehen. Archinard hat die Tressen eines Oberstleutnants erhalten. Die Tukulörs von Segu werden unter Bewachung zum Futa Toro zurückgeschickt; Ahmadu greift die Verbindungslinien mit Kayes an, und es gelingt ihm, ungefähr 3000 „Repatriierte" zu befreien, die sich in Nioro mit ihm wieder vereinigen. Aber der Krieg geht weiter. Bei der Einnahme von Wossebugu sprengt sich dessen Häuptling, Bandiugu Diara (Ahmadus treu ergebener Bambara-Mohammedaner), mit den Seinen auf seinem Pulver in die Luft; der Widerstand setzt sich Haus um Haus fort. Männer und Frauen kämpfen lieber bis zum letzten Atemzug, als daß sich jemand ergibt. Die Leichen bieten einen derart schrecklichen Anblick, daß die Offiziere darauf verzichten, die Toten zu zählen. Dann fällt (Juni 1890) Koniakary, nach einem vergeblichen Versuch Ahmadus zur Gegenoffensive. Die unbefestigte Stadt Nioro, wo der zentrale „Tata" keine wirkungsvolle Verteidigung erlaubt, wird von Ahmadu geräumt und am 1. Januar 1891 besetzt: Ali Buri – ehemals König der Wolof –, der sich Ahmadu angeschlossen hat und seine Armee befehligt, hält am 3. Januar bei Kolomina (30 km von Nioro) zwei Stunden lang, ohne zu weichen, dem feindlichen Bombardement stand, wodurch er Ahmadus Rückzug nach Massina deckt. Zwei Jahre später bemächtigt sich der gleiche Archinard, nun Zivil- und Militärgouverneur, der Orte San, Djenne – wo die Bevölkerung

[344] *A. Canu,* La Pétaudière coloniale, Paris 1894, S. 161.

[345] In seiner Antwort zählt Ahmadu die seit der Mission Mage von den Franzosen begangenen Vertragsverletzungen auf.

die Garnison zum Kämpfen zwingt (1893) – und endlich auch Moptis und Bandiagaras; Ahmadu, begleitet von Ali Buri und einigen Getreuen, setzt seinen Widerstand im Osten fort und stirbt 1898 nahe Sokoto. Seine Familie läßt sich schließlich in Mekka nieder. Sein Bruder Agibu, der einer Verbindung mit der französischen Partei zugestimmt hatte, wird von Dingiray nach Bandiagara „versetzt", wo man ihn als König von Massina auf den Thron setzt; aber nicht für lange, schon sehr schnell als „überflüssig" betrachtet, wird er 1902 mit einer hohnsprechenden Pension „in den Ruhestand versetzt" und stirbt einige Jahre später (1908).

1891 lebt währenddessen der Krieg mit Samori wieder auf. Die Entsendung einer Militärmission zu seinem Feinde Tjeba, die wiederholte Verletzung der Grenze am Niger durch französische Truppen bringen Samori zu der Erkenntnis, daß der Krieg unvermeidlich ist. Er ist nicht der Mann, der davor zurückschreckt, und er schickt den Franzosen den Vertrag, den sie verletzt haben, zurück.

Die Weigerung des Kommandanten des Bezirkes Siguiri, die mündlichen Absprachen, die mit dem Vertrag von Niako (Rücksendung der Überläufer) zusammenhingen, zu erfüllen, wurde 1889 zur Ursache des Bruches. Samba Tigui, ein ehemaliger Führer der Sofas, der von Samori abgefallen war, richtete seine Einfälle sowohl gegen das von den Franzosen besetzte Gebiet wie gegen das Gebiet Samoris. Nach seiner Gefangennahme durch die Franzosen richteten ihn diese hin, anstatt ihn, wie es die Absprachen vorsahen, Samori auszuliefern. Am 9. Mai 1889 teilte Archinard Samori diese Exekution mit und fügte hinzu, daß er nicht beabsichtige, ihm einen Teil des von Samba Tigui auf Kosten Samoris Geraubten zu erstatten. Darauf sandte Samori am 22. Mai den Vertrag nach Siguiri zurück. Ein Zeitgenosse schreibt: „In seinem amtlichen Bericht läßt der Oberst Archinard dieser Nachricht einen ganz erstaunlichen Ausruf folgen: ‚Das ist in keiner Weise zu verstehen', schreibt er. Wir können es unsererseits nur zu gut verstehen, und wir meinen, mit diesem Mangel an beschworener Vertragstreue hat man den Schwarzen ein unglückliches Beispiel gegeben..." [346] Samori scheint dennoch davon ausgegangen zu sein, daß der Vertrag von Bissandugu in Kraft blieb. Der offene Konflikt bricht erst 1891 aus.

Samori erweist sich als ein weitaus „zäherer" Gegner als Ahmadu. Er hat nicht nur den Mut eines Ali Buri, er hat auch eine unbestreitbare Begabung als Organisator. Sein Heer ist eine der am besten organisierten afrikanischen Armeen. Außer dem ständigen Kern an „Sofas" – Berufssoldaten –, stehen

[346] *A. Canu,* La Pétaudière coloniale, a. a. O., S. 185.

ihm „Ersatztruppen“ zur Verfügung, die von den Dörfern (von zehn Männern einer) gemäß verschiedenen Bereitschaftsgraden gestellt werden. Jedes Gouvernement (es gibt deren zehn) kann 10 000 Mann ins Feld stellen, aber die durch die Verpflegung aufgeworfenen Probleme werden ihm niemals erlauben, mehr als 20 000 Mann zusammenzuziehen. Die Soldaten tragen Uniform (Mütze, Rock und gelbe, am Knöchel geschlossene Hosen). Die Bewaffnung wird immer vollkommener. Während Ahmadu nur Steinschloß- und Schlagschloßgewehre hatte, bezieht Samori über Sierra Leone (und ... von französischen Händlern) Schnellfeuergewehre (Modell Gras), zu deren Instandsetzung die afrikanischen Schmiede seiner Heereswerkstätten durchaus in der Lage sind – und deren Einzelteile sie nach Vorlage herstellen können –, allerdings offensichtlich zu wenig, um auf die Einfuhren verzichten zu können. An der französischen Rüstungsüberlegenheit, die in dem Modell Lebel 1886 und vor allem in der Artillerie, die Samori fehlt, zum Ausdruck kommt, ändert sich nichts.[347]

Dennoch wußte 1891 „niemand im Sudan, wessen Samori fähig war. Alle waren vom Erfolg eines Überraschungsangriffes überzeugt. Man würde den Sultan überrumpeln und in einigen Wochen fast ohne Widerstand mit ihm fertig werden.“ [348]

Mit dieser Auffassung geht Archinard zum Angriff über. Aber dieser Widerstand, den man in einigen Wochen zu brechen gedachte, dauerte sieben Jahre. General Baratier bemerkt dazu: „Es ist nicht übertrieben, zu behaupten, daß sich Samori allen schwarzen Häuptlingen, die auf dem afrikanischen Kontinent unsere Gegner waren, überlegen gezeigt hat. Er ist der einzige, der Eigenschaften bewiesen hat, die einen Volksführer, einen Strategen und selbst einen Politiker auszeichnen. Jedenfalls war er ein Menschenführer, der Kühnheit, Energie, Folgerichtigkeit und Voraussicht sowie vor allem eine eigensinnige, der Entmutigung unzugängliche Zähigkeit besaß.“ [349]

Die Zurückweisung seines Bündnisangebotes durch Ahmadu überzeugt Samori davon, daß es unmöglich ist, eine gemeinsame Front der afrikanischen Führer herzustellen. Er versucht dann, die Gegensätzlichkeiten unter den Imperialisten auszuspielen. Eine Gesandtschaft, die von den britischen Handelskammern unterstützt wird, geht nach London, um das britische Protektorat zu erbitten. Aber England hat soeben, entsprechend der Überein-

[347] Siehe *J. Méniaud,* Les Pionniers, a. a. O., und General *Duboc*, Samory le Sanglant, Paris 1947.

[348] Oberstleutnant *Baratier,* À travers l'Afrique, Paris 1912, S. 71.

[349] Oberstleutnant *Baratier,* ebenda, S. 68.

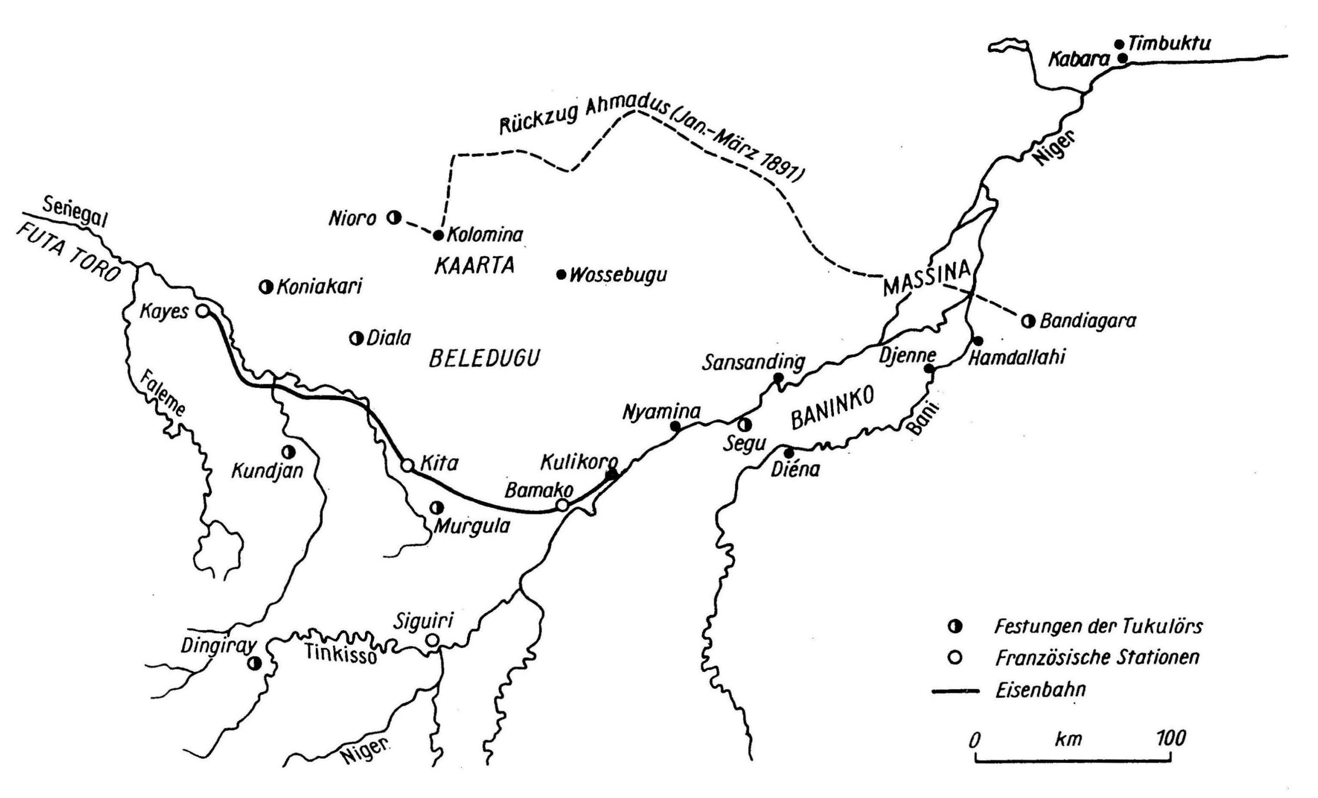


Abb. 27. Der Widerstand Ahmadus im Sudan

kunft von 1887 und 1888, das Gebiet Samoris als französische Einflußzone anerkannt. Jede amtliche Unterstützung wird Samori verweigert.

Er muß den Kampf also auf sich nehmen. Als Lehre der vorhergegangenen Kriege beherzigt Samori die Erfahrung, daß es unmöglich ist, der französischen Artillerie in einem Befestigungsgürtel standzuhalten. Daher geht er zur Taktik der „verbrannten Erde" über.

„Hier", fährt Baratier fort, „zeigen sich die Voraussicht ebenso wie das strategische Genie Samoris. Während alle mit Schnellfeuergewehren ausgerüsteten Krieger gegen uns im Kampf stehen und schrittweise zurückgehen, haben die lediglich mit Schlagschloß- oder Hinterladergewehren versehenen Truppen, in zwei Gruppen geteilt, jede ihren besonderen Auftrag. Die erste Gruppe bleibt bei der Bevölkerung und bildet ihr Geleit, die andere erobert inzwischen im Osten Gebiete, die dem Sultan ein neues Reich sichern, das alsdann den Auswandererstrom aufnimmt.

Diese Verwendung seiner Streitkräfte in drei Gruppen, zur Landesverteidigung, Bevölkerungsevakuierung und Eroberung außerhalb liegender Ländereien, befähigen Samori zu einer in der Geschichte einzigartigen Leistung. Sieben Jahre lang wechselt sein Volk jedes Jahr das Land, dringt nach dem Osten in immer neue, aber schon unterworfene und vorbereitete Gebiete vor, ohne dem Sieger weder einen Greis noch ein Hirsekorn zu hinterlassen." [350]

So wandelt sich nach der Illusion eines leichten Triumphes (Archinard bemächtigt sich Kankans und dringt in das von Samori geräumte Bissandugu ein) 1891 „der Siegesmarsch in einen kurzen und mühseligen Feldzug ... Kankan ist erstürmt, Bissandugu genommen, aber es muß am selben Tag wieder aufgegeben werden, und wir werden auf Kankan zurückgeworfen, dessen Besetzung notwendig wird, um uns am rechten Ufer des Niger zu halten und das Gesicht zu wahren".[351]

Aber als Archinard nach Frankreich zurückkehrt, ist das ganze Gebiet von Segu und Sansanding (wo man die „geniale" Idee gehabt hatte, einen Angestellten des Postamtes von Saint Louis, Mademba Seye, als König einzusetzen) in Unruhe. Tjeba, der ungeachtet der Vorbehalte seiner Umgebung die Franzosen vertrauensvoll empfangen hatte, wird von ernstlichen Befürchtungen befallen. Ahmadu, der jetzt den Fehler aus dem Vorjahr einsieht, die von Samori angebotene Hilfe zurückgewiesen zu haben, ist von Bandiagara aus, wohin er sich zurückgezogen hat, um ein Bündnis mit Tjeba

[350] Oberstleutnant *Baratier,* in: Revue indigène, Nr 53, Sept. 1910, S. 515.

[351] Oberstleutnant *Baratier,* À travers l'Afrique, a. a. O., S. 71/72.

und Samori bemüht. Dazu war es freilich schon zu spät. Die afrikanischen Herrscher hatten sich nicht fähig gezeigt, ihre Streitigkeiten rechtzeitig zu überwinden, um sich dem Eindringling entgegenzustellen.

Dennoch erscheint die Lage französischerseits kritisch. Oberstleutnant Humbert (ebenfalls Polytechniker und Studiengenosse Archinards), der das Kommando 1891/92 innehat, macht Archinard für die durch dessen übereilte Angriffe heraufbeschworene Lage verantwortlich. Die finanzielle Amtsführung Archinards, die die bewilligten Kredite um 700 000 Goldfranken leichtfertig überschritten hat, wird lebhaft kritisiert. Gallieni sucht daraus für seine Karriere Nutzen zu ziehen. Archinard schlägt zurück, indem er ihm seine Neigung vorwirft, „die Fragen dadurch zu lösen, die Schwarzen einen gegen den anderen bis zur Vernichtung kämpfen zu lassen und von unseren Untertanen Arbeit umsonst zu verlangen". Er gewinnt die Oberhand und kehrt 1892 in den Sudan zurück, um Ahmadu aus Massina zu drängen.

Mitte 1892 richtet Humbert Garnisonen in Sanankoro und Bissandugu ein. Aber wenn Samori „im Westen ein Stück seines Staates verloren hat, so hat er uns nur Ruinen hinterlassen, und im Osten konnte er seine Besitzungen verdoppeln. Eine solche Niederlage kommt einem Sieg gleich." [352]

Combes, dessen Grausamkeit der Bevölkerung Schrecken einjagt, besetzt in dem 1892/93 von ihm geleiteten Feldzug Faranah und schneidet die Verbindung Samoris mit Sierra Leone ab. Aber Samori richtet neue Verbindungen mit Monrovia und der Goldküste ein. Auch das von den französischen Marschkolonnen verheerte Mandingoland gibt er auf, richtet sich im sudanischen Teil der Elfenbeinküste ein und läßt sich in Dakabala als Hauptstadt nieder.

Die zur Deckung Kongs unter dem Kommando von Monteil von der Küste aus entsandte „Marschkolonne von Kong" löst einen allgemeinen Aufstand der Bevölkerung aus, wird von Samori geschlagen und muß sich zurückziehen.[353] Samori bemächtigt sich Kongs [354] und zerstört die Stadt (1894/95). Vergeblich sucht er um Frieden nach. Er ist bereit, alle Bedingungen anzunehmen, außer der, eine gekrönte Marionette zu werden; auch verweigert er die Annahme solcher Bedingungen, die ihm eine militärische Besetzung und die Gegenwart eines Residenten aufzwingen würden. Umschlossen von den französischen Truppen, die ihm alle Auswege nach Osten versperren (Be-

352 Oberstleutnant *Baratier*, ebenda, S. 73.

353 Oberstleutnant *Monteil*, Une page d'histoire militaire coloniale: la colonne de Kong, Paris 1902, und *A. Verdier*, La vérité à propos de l'expédition Monteil, Paris 1895.

354 Über die Einzelheiten vgl. *D. Traoré*, Les relations de Samory et de l'État de Kong, in: Notes africaines, Nr 47, 1950, S. 96/97.

setzung von Bobo-Diulasso durch den Kommandanten Caudrelier), setzt Samori den Kampf fort, bis er 1898 gefangengenommen wird. Man bringt ihn zur „trockenen Guillotine", einer Insel im Ogowe in Gabun, wo er zwei Jahre später stirbt.[355]

Inzwischen kam die Reihe, Opfer seiner „Beschützer" zu werden, an den „Fama" von Sikasso, den unvorsichtigen Verbündeten der Franzosen zu Beginn der Eroberungspolitik. Der Hauptgegner Samoris seit 1894, Oberst Trentinian, Zivil- und Militärgouverneur, ist in Urlaub. Audéoud, der ihn in der Zwischenzeit vertritt, sucht dessen Posten an sich zu reißen, was fehlschlägt, da Trentinian, dem man den Eintritt in die Kolonialverwaltung vorgeschlagen hatte, es vorzieht, in der Armee zu bleiben, um die Generalssterne zu erlangen. Audéoud will mit einer aufsehenerregenden Tat ans Ziel kommen. Eine Gelegenheit bietet sich schnell. Das Opfer wird Ba Bemba sein, der Bruder und Nachfolger Tjebas (gestorben 1893). Ba Bemba schockierte es schon, als er erfuhr, daß man in Europäerkreisen (ohne sich Zweifeln hinzugeben, daß die afrikanischen Diener Ohren hatten und der „afrikanische Telegraph" blitzschnell arbeitet) offen erklärte, nach Ahmadu und Samori sei Tjeba an der Reihe ... Ba Bemba ist daher ohnehin auf der Hut. Da erscheint die von Audéoud abgesandte Expedition Morrison und gibt die Absicht der Kolonialisten zu erkennen, in seiner Hauptstadt eine französische Garnison einzurichten. Am Abend erklärt Ba Bemba seinem älteren Bruder[356], den er um Rat gefragt hat: „Ich werde niemals an irgend jemanden ein Stück des Landes meiner Vorfahren geben. Die

[355] Seit langem war sein Schicksal entschieden: „Samori muß beseitigt werden. *Unsere ganze handelsmäßige Zukunft in Westafrika steht auf dem Spiel*", schrieb Auguste Terrier schon 1895 im Bulletin du comité de l'Afrique française (Jg. 1895, Nr 10, S. 198). Dennoch täuschen die französischen Kolonialisten bis zum Schluß Verhandlungsbereitschaft vor, indem sie Samori Hoffnung auf einen friedlichen Ruhesitz in seinem Heimatdorf machen, sofern er nur die Waffen niederlegt. Seine Gefangennahme durch die französischen Soldaten verläuft ohne Alarmzeichen, da man wußte, daß Verhandlungen im Gange waren. Die „Verurteilung zum Exil", die ihm in Kayes zugestellt wird, betrachtet Samori als unwürdige Verräterei. Er macht den Versuch, vor den Schützen, in deren Gegenwart seine Verurteilung verlesen wird, eine Ansprache zu halten, wird aber sofort von seinen Wächtern abgeführt. Dem Hauptmann Mévil erklärt er, den Tod dem Exil vorzuziehen, und wirklich macht er in St. Louis, am Vorabend seiner Einschiffung, den Versuch, sich das Leben zu nehmen.

[356] Am Vorabend des Angriffs auf Sikasso wirft er sich den französischen Schlachtlinien entgegen und wird getötet.

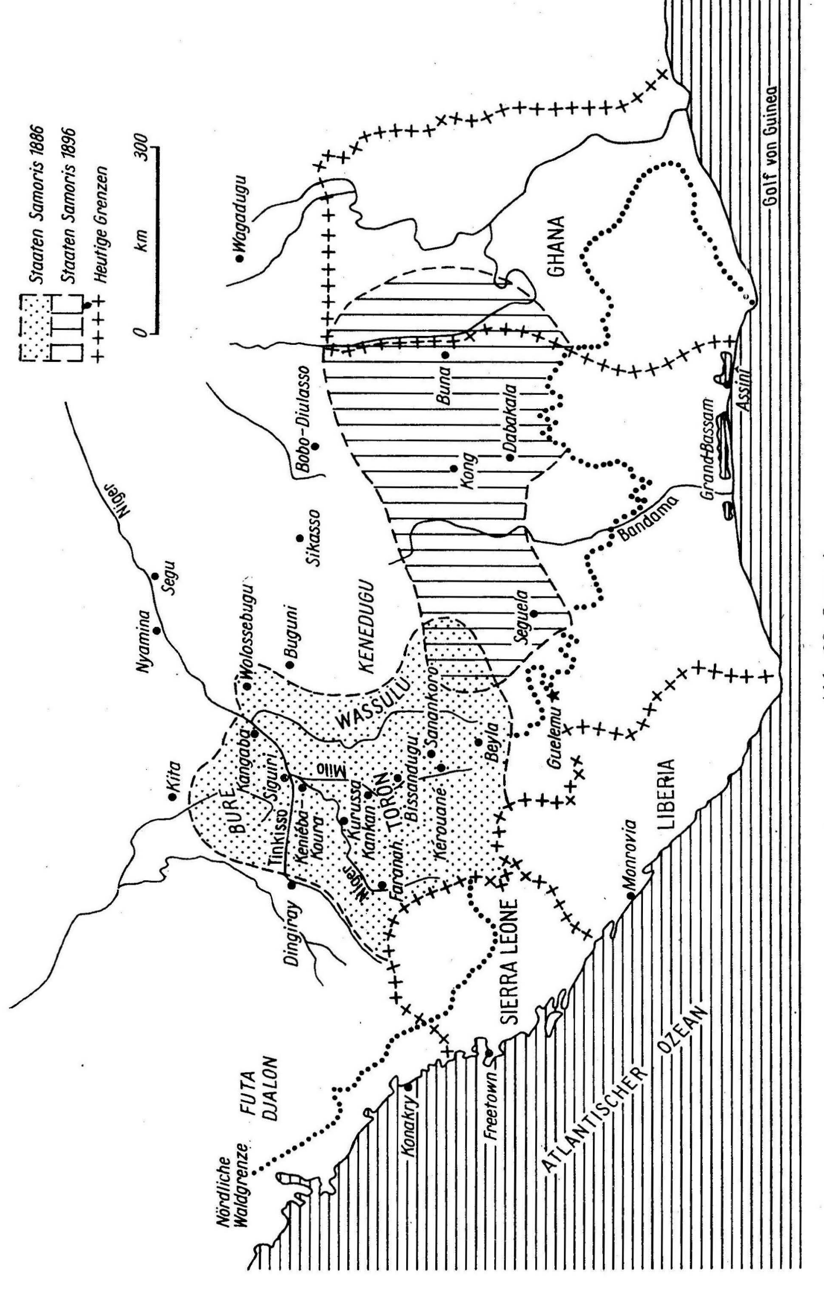


Abb. 28. Samori

Weißen sind Verräter; sie wollen mir mit freundlichen Reden mein Erbe entlocken; willfahre ich ihnen, so suche ich eines Tages vergeblich nach einem Ochsen oder einem Hammel für mich. Sie werden, was sie von mir fordern, nur nach meinem Tode bekommen." Das bedeutet den Krieg und die Belagerung von Sikasso, wo die stürmischen Gegenangriffe der Belagerten zu wiederholten Malen die französischen Truppen in die Enge treiben. Die Artillerie bezwingt jedoch die drei Verteidigungsgürtel der Stadt. Sikasso widersteht Straße um Straße.[357] Ba Bemba hatte beim Angriff auf die Zitadelle an den Kämpfen auf den Wehrgängen teilgenommen und wurde am Bein verwundet. Darauf zieht er sich in den Palast zurück und befiehlt dem Führer seiner Leibwache, ihn zu töten. Da dieser ihn lediglich verwundet hat, nimmt er ihm das Gewehr aus den Händen und gibt sich selbst den Tod. Im Thronsaal stoßen die Franzosen auf den blutenden und noch warmen Leichnam.[358]

f) Die Methoden der Kriegführung

Wir müssen nun auch eine Frage beleuchten, die bisher nur gestreift wurde, nämlich die Methode der Kriegführung. Die Kolonialgeschichte hat aus den Gallieni, Archinard und Audéoud ihre „Helden" gemacht und Samori, den angeblich „Blutdürstigen", mit den Zügen eines wilden Tieres, eines Sklavenhändlers und Menschenvernichters wie Tamerlan bedacht.

Wenn auch die Belege aus den französischen Quellen (den einzigen, über die wir, wie noch einmal gesagt sei, verfügen) uns nicht erlauben, die tatsächlichen Vorgänge mit Sicherheit zu rekonstruieren, so zeigen sie uns zumindest, was eine unwissenschaftliche Lesart ist. Es handelt sich, wohlverstanden, nicht darum, Samori oder irgendeinen anderen Heerführer zu idealisieren. Die afrikanischen Staaten waren vor allem seit dem von den Europäern entwickelten Sklavenhandel Militärstaaten; sie lebten vom Kriege, und der Krieg hat stets seine schrecklichen Auswirkungen. Man muß aber immer wieder auf die schwächeren Kriegsmittel der afrikanischen Staaten hinweisen. Da ihnen Artillerie fehlte, blieben zahlreiche befestigte Dörfer für sie so gut wie uneinnehmbar. Im allgemeinen wurden gewisse „ungeschriebene Gesetze" der Kriegführung von ihnen eingehalten. In den großen Staaten war die Lage der Untertanen und selbst der Sklaven – d. h. derjenigen, die nicht für den Verkauf vorgesehen waren – nicht unerträglich;

[357] *A. Mévil.*, Samory, a. a. O., spricht von „tausend Leichen im Innern des Ortes".
[358] Vgl. *J. Méniaud,* Sikasso, Paris 1935.

nur die Dörfer, die Widerstand leisteten, wurden der Plünderung preisgegeben. Die vom Krieg verheerten Territorien lagen in den Grenzzonen, die sich allerdings oft verschoben. Die Gründe für die Samori vorgeworfenen Blutbäder lagen vor allem in der militärischen Zurückdrängung durch die Franzosen. Samori war gezwungen, den Handel zu intensivieren, da die maurischen oder europäischen Kaufleute immer höhere Preise für die kriegsnotwendigen Waffen und Pferde forderten. Seine umzingelte Armee mußte außerhalb des angestammten Landes von einem für ihre Stärke viel zu kleinen Territorium leben. Diesen Verhältnissen sind die Verheerungen in den letzten Jahren seines Widerstandes zuzuschreiben, die man Samori vorwirft. Es verdient auch hervorgehoben zu werden, daß Samori, während er Kong, das sich an die französischen Kolonialisten gewandt hatte, zur Plünderung freigab, Bobo verschonte, dessen Königin ihn um Schonung gebeten hatte – sehr zum Unterschied von der französischen Armee, die ihre eigenen Bundesgenossen, französische „Schutzbefohlene", in Sikasso mit Plünderung überzog. Als angeblich überzeugender Beweis gegen Samori dient immer wieder das Bild der Hunderte in Verwesung übergegangenen Leichen, an denen vorbei die Eroberer zur letzten Zufluchtsstätte Samoris gelangten. Es wird nur „vergessen", daß es sich dabei um die Leichen von Samoris eigenen Soldaten und Hörigen handelte, die auf dem Rückzug gefallen oder, irr vor Hunger und Durst, am Rande der von den Waldlandleuten vergifteten Wasserläufe gestorben waren.

Das Verhalten der französischen Armee, die alle negativen Seiten der afrikanischen Kriegführung übernahm, war keineswegs humaner als das ihrer afrikanischen Gegner. Sie machte die afrikanischen Kriegsmethoden durch ihr überlegenes Potential und das Außerachtlassen jedweder humaner Grenze in der Kriegführung noch viel mörderischer und grausamer. Die moralischen Grenzen in der Kriegführung waren ganz in das Belieben der einzelnen Befehlshaber gestellt, die zum Teil verhältnismäßig human handelten, an anderer Stelle aber auch mit schärfster Grausamkeit verfuhren.

Zunächst seien die Rekrutierungsverhältnisse erwähnt. Die Methode, die Afrikaner einen gegen den anderen auszuspielen, hatte sich seit Faidherbe eingebürgert. In diesem Sinn hat man wohl sagen können, die Eroberung Schwarzafrikas sei das Werk der Afrikaner selbst gewesen, als unbewußte Werkzeuge der Unterwerfung ihrer Rassenbrüder und schließlich ihrer eigenen Unterwerfung. Das trifft auf die Verwendung vorläufiger „Verbündeter" zu, die zu den französischen Siegen beitrugen, bevor sie selbst zermalmt wurden. Im großen Maße griff man auf „Irreguläre" zurück, denen man bei der Rekrutierung die Teilnahme an Plünderungen versprach. Es handelte

sich hier um „freiwillige" Krieger, bei denen Zuchtlosigkeit eine häufige Erscheinung war und deren „Wirksamkeit" beim Einsatz oft genug kritisiert werden mußte. Der künftige Führer der Tschad-Expedition schrieb 1899: „Unglücklicherweise findet man keine regulären Schützen mehr, seitdem dieser unselige X ... die Erfindung[359] gemacht hat, seine Irregulären aus der Beute zu bezahlen. Er treibt ganz einfach Sklavenhandel. Beim Erreichen eines Dorfes, ob es sich nun unterwirft oder nicht, ‚kassiert' er es. Ein Dorf ‚kassieren' will bedeuten, daß man alles, was es an menschlichen Lebewesen enthält, als Beute mit sich fortführt. In Verbindung damit geschehen entsetzliche Blutbäder und lockert sich die Zucht. Anscheinend wollen die Hilfstruppen alle acht Tage mit einem Gefangenen abgefunden sein, ehe sie weiter vorrücken."[360]

Aber es wäre falsch zu glauben, wie sich einige Autoren hören lassen, die alle Ausschreitungen auf die Afrikaner abwälzen möchten, alle diese Freveltaten kämen auf das Konto dieser „Hilfstruppen".

Nicht nur, daß die Ausschreitungen der Hilfstruppen keineswegs ihre Auftraggeber (die übrigens die Übergriffe duldeten, wenn nicht sogar dazu ermutigten) von ihrer letztlich entscheidenden eigenen Verantwortung freisprechen, nein, auch die Verfahrensweise der regulären Truppen unterscheidet sich durch nichts von den Praktiken der Hilfstruppen. „Senegalesen", dann „Sudanesen" (hauptsächlich Bambara) und „Haussa" wurden als Schützen und Laptots nach denselben Methoden angeworben wie die „Sofas" der afrikanischen Herrscher. Es gab unter ihnen ebensolche Freiwillige wie in den Söldnerheeren Europas im 16. und am Anfang des 17. Jh. Wahrscheinlich stellten auch Sklaven, die bei den Händlern gekauft waren, vor der Einführung regelmäßiger Aushebungen die Masse der Krieger. Als in den sudanischen Feldzügen Bedarf an Ersatzeinheiten auftrat, verfuhr man in folgender Weise. Auf der Station lag das Verzeichnis für „Freiwilligenanwerbung" aus, und die von den Kolonialisten informierten Sklavenhändler lieferten die „Ware" dazu. Ein Gefangener mit guter Diensttauglichkeit war in den Jahren 1895–1900 im allgemeinen für weniger als 300 Franken zu haben. Der gegen Quittung verkaufte unglückliche Gefangene, der dabei eine „Befreiungsurkunde" unterzeichnen mußte, wurde damit als geworbener „Freiwilliger" angesehen. Das Wild war zum Jäger geworden.

[359] Tatsächlich handelte es sich im vorliegenden Fall nicht um eine „Erfindung", sondern um die Verallgemeinerung einer Methode, die in früheren Feldzügen wiederholt unter dem Vorwand von Hilfsdiensten zur Anwendung gekommen war.

[360] Brief des Leutnants Meynier vom 8. August 1899 aus Timbuktu. Zitiert von *P. Vigné d'Octon,* La Gloire du sabre, Paris 1900.

Ein französischer Offizier, der an der Einnahme Sikassos teilgenommen hatte, beschrieb die Plünderung der Stadt wie folgt: „Nach der Belagerung der Sturm. Ba Bemba begeht Selbstmord. Dann ergeht der Befehl zur Plünderung. Alles wird gefangengenommen oder getötet. Man treibt alle Gefangenen, ungefähr 4000, zu einer Herde zusammen. Der Oberst [361] beginnt die Teilung. Er schreibt etwas in ein Notizbuch, hört aber bald damit auf. ‚Teilt euch das selbst', sagt er. Die Teilung geschieht unter Streit und Schlägen. Dann geht es weiter. Jeder Europäer hat eine Frau nach seiner Wahl erhalten ... Zurückgelegt wurden auf dem Rückmarsch mit den Gefangenen Tagesstrecken von 40 Kilometern. Die Kinder und alle Erschöpften werden mit Kolben- und Bajonettstößen umgebracht ... Die Leichen ließ man an den Straßen liegen. Eine Frau wird niedergehockt gefunden. Sie ist schwanger. Man treibt sie mit Kolbenstößen vorwärts. Während des Marsches kommt sie nieder. Die Nabelschur beißt sie durch und überläßt das Kind sich selbst, ohne sich umzudrehen, um zu sehen, ob es ein Knabe oder ein Mädchen war.

Auf den gleichen Marschstrecken bleiben die unterwegs zum Tragen der Hirse gezwungenen Leute fünf Tage ohne Verpflegung; sie erhalten fünfzig Streiche mit dem Tauende, wenn sie eine Handvoll von der von ihnen geschleppten Hirse nehmen. Die Schützen hatten so viele Gefangene erhalten, daß es ihnen unmöglich wurde, sie unterzubringen und zu verpflegen ..." [362]

Sikasso war kein Einzelbeispiel; Anlaß zu ebenso empörenden Schandtaten war die Einnahme von Bosse (fünf Jahre zuvor, 1894).[363] Von einigen der schändlichsten Ausschreitungen abgesehen, vollzog sich die „Plünderung" der übrigen Städte des Sudan nach den gleichen Methoden.

„Die Szenen, die sich im letzten Jahr bei der Einnahme von Sikasso abspielten, waren nur die Wiederholung dessen, was auf die Einnahme von Segu, Nioro wie all der anderen Dörfer folgte, die unsere Waffen eroberten. Belastend kam allerdings hinzu, daß im Gegensatz zu dem Beispiel des

[361] Audéoud.

[362] Zitiert von *P. Vigné d'Octon,* La Gloire du sabre, a. a. O., S. 131 f. (Bemerkungen eines Zeugen der Einnahme von Sikasso.)

[363] Vgl. *E. Guillaumet,* Le Soudan en 1894, Paris 1895, S. 155/56. Siehe gleichfalls das Bulletin du Comité de l'Afrique française, Nr 9, Sept. 1894, S. 134, das doch wohl kaum im Verdacht steht, die Dinge schwarzzumalen; es berichtet über die Ermordung des Häuptlings Ali Kali beim Eintritt in die Moschee und fügt unbekümmert hinzu: „Die Verluste des Feindes können auf fast die Gesamtzahl der Dorfbewohner geschätzt werden, auf etwa fünfhundert."

Obersten Archinard, der die Frauen seines Gegners vor der Verteilung bewahrt hatte, Oberst Audéoud die Frauen des heldischen Ba Bemba seinen Offizieren überließ. So erhöhen unsere Marschkolonnen die Zahl ihrer Sklaven nach Hunderten und Tausenden unaufhörlich ..." [364]

Man begreift, daß bei der Länge der Marschstrecken bis zur Station, wo die „Ware" abgeliefert oder verkauft werden sollte, der „Abgang" beträchtlich war.

„... In geschlossenen Schwärmen folgen Raben, Aasvögel, glatzköpfige Geier mit langem, kahlen Hals [dem Zug]. Sie finden auf jeder Marschstrecke als Nahrung die Leichen jener von Verletzungen entkräfteten und mit vom Hunger verdorrten Eingeweiden dahingerafften Männer und Frauen, wie auch die lebend am Wege Zurückgelassenen, die ihre bis aufs Blut abgeschundenen und von Erschöpfung gepeinigten Füße nicht mehr weitertrugen. Oh! Diese von Haufen menschlicher Gerippe sowie von Frauen- und Kinderskeletten gezeichneten Marschstrecken ... In ganz Obersenegal, ebenso wie am Nigerknie, im Norden und Süden des großen Flusses, von Kulikoro bis Timbuktu und Bandiagara gibt es weder Straße noch Pfad ohne diese furchtbare Markierung, Lagerstätten des Todes und des Verbrechens, Überbleibsel des einzigen Handels, der in diesen Gebieten unter dem Schutz unserer Flagge blüht.

Nach Meinung aller aufrichtigen Menschen, die diese Länder besuchten und in ihnen gelebt haben, verliert, wie ich weiter unten zeigen werde, eine Karawane sogenannter Kriegssklaven, sei sie von Eingeborenen oder von unseren Truppen geführt, bis zu ihrer Ankunft im Marktort, wo der Verkauf, bzw. in der französischen Station, wo die Verteilung stattfinden wird, ungefähr ein Drittel seiner Fracht an menschlicher Ware." [365]

Den Verwüstungen als direkter Folge der Eroberung sind jene für die eigentliche Eroberung „nutzlosen" Verheerungen hinzuzurechnen, die dem Ehrgeiz, Sadismus oder Unverständnis der Eroberer selbst entsprangen. Viele Offiziere witterten der Tressen halber überall „Revolten", Gelegenheiten zu Plünderungen, Siegesberichten ... und Beförderungen.

„Wie soll man einen zur Weitergabe an das Ministerium geeigneten Siegesbericht abfassen, wenn darin weder Getötete noch Verletzte, noch Gefangene vorkommen? Sicherlich werden die Zeitungen in Frankreich schreiben, daß das nichts Ernsthaftes gewesen sei." [366]

[364] *J. Rodes,* Un regard sur le Soudan, in: La Revue blanche, 1. Nov. 1899.

[365] *P. Vigné d'Octon,* La Gloire du sabre, a. a. O., S. 3–6.

[366] Ebenda, S. 1/2.

In der Sitzung der Kammer am 30. November 1900 mußte der Wortführer der Kolonialpartei, Graf d'Agoult, einräumen: „Während des Zeitabschnittes der Aufteilung Westafrikas wurden etwas blindlings Expeditionen unternommen. Offensichtlich stellten sie eine große Versuchung für Offiziere, die nach Beförderung strebten, dar. Gewiß liegt darin ein Übelstand, der behoben werden möchte. Der Wettstreit um Beförderung machte diese Expeditionen besonders arbeitsreich und lastenvoll. In dem Versuch, schneller als ihre Rivalen an das Ziel zu kommen, überspitzten die Offiziere oft sogar ihre Instruktionen. In diesem Tatendrang fanden sie sich öfters ohne ausreichende Truppen und bildeten dann Söldner- oder eher Hilfsarmeen, deren Löhnung ausblieb, was sehr ins Gewicht fällt und zu derart vielen Schwierigkeiten führte. Angesichts der jetzt abgeschlossenen Grenzfestlegung empfiehlt es sich, derartigen Expeditionen gänzlich Einhalt zu gebieten." [367]

In derselben Richtung wirkte in vielen Fällen die Abwerfung jedes moralischen Zwanges.

„Der grausame, undisziplinierte, im Kolonialleben demoralisierte Sudanoffizier hat ... die Tressenmanie. Diese krankhafte Eitelkeit nimmt besonders scheckliche Ausmaße inmitten von Bevölkerungen an, die die Unterdrückung schon immer unter den Befehlsgeber beugte ... Werden solche Menschen auf ein Land losgelassen, in dem jede Kontrolle durch Entfernungen und Verbindungsschwierigkeiten entfällt ..., so werden sie schnell zu fürchterlichen Scheusalen. Durch den Besitz absolutester Entscheidungsgewalt, durch die Möglichkeit der schreiendsten Mißbräuche ohne ihre geringste Bestrafung, werden sie hart gegen die Eingeborenen, verstockt gegenüber ihren Vorgesetzten. Für das grauenvolle, aber normale Ergebnis solcher Verhältnisse ist der Fall Voulet absolut typisch." [368]

Zur selben Sache erklärte im Parlament der frühere Resident von Madagaskar, Le Myre de Vilers: „Es kann den Regierungen kein Geheimnis sein, wie die unumschränkte Vollmachtserteilung an nichtinstruierte, unbeaufsichtigte, unkontrollierte Beamte, die Frankreich durch subventionierte Zeitungen mit ihrem Ruhm unterhalten dürfen, endet. Diese Beamten und Angestellten verlieren schließlich jeden Anstand. Sie fühlen sich zur höchsten Laufbahn berufen, opfern alles ihren eigenen Interessen und haben dann keine andere Richtschnur als ihren allergnädigsten Willen." [369]

[367] Sitzung der Deputiertenkammer vom 30. Nov. 1900 (Annales de la Chambre des Députés, 1900, S. 582).

[368] *J. Rodes,* im erwähnten Aufsatz.

[369] Annales de la Chambre des Députés, 30. Nov. 1900, S. 581.

Hinzu kam noch, daß viele Unterdrückungsfeldzüge nur die Nervenschwäche der Militärs zur Ursache hatten, die bereit waren, das unscheinbarste Ereignis als Bedrohung aufzufassen, wozu sogar die arglistig hinterbrachten „Gerüchte" von Häuptlingen oder Dolmetschern zählten, die den Verderb dieses oder jenes Dorfes, Häuptlings oder Stammes herbeiführen wollten. In dieser Weise setzte sich über einen ganzen Kontinent hinweg ein Klima der Unsicherheit und der allgegenwärtigen Bedrohung fest, dessen charakteristischstes Beispiel später die hitlerischen Konzentrationslager waren. Der unterwürfigste und ergebenste „Untertan" und selbst der hingebungsvollste „Kollaborateur" wissen nicht, ob sie nicht morgen aus irgendeinem für sie unverständlichen Grund ihrerseits dem Verfolgungswahn des „Kommandanten" zum Opfer fallen werden.[370]

Sind die Zeugnisse, auf die wir uns berufen haben, als solche von Europäern, unter denen Kolonialisten oder frühere Kolonialisten sind, irgendwie unzuverlässig? Stellen sie vielleicht die Widerspiegelung von Rivalitäten, ein Mittel zur Befriedigung persönlicher Rachegelüste dar? Es ist unbestreitbar, daß gewisse Rivalitäten, die auch von unglaublicher Heftigkeit waren, zur Enthüllung gewisser Tatbestände beigetragen haben. So haben Gallieni gegen Archinard, Audéoud gegen Trentinian, wie in anderer Beziehung Verdier gegen Binger, aus persönlicher Rachsucht gehandelt. Allerdings erlaubt das nicht, ihre Behauptungen in Zweifel zu ziehen. Ein Ausnahmefall liegt vor, wenn ihre Kontrahenten sie mit Beweisstücken widerlegen konnten. Nun haben weder Delafosse noch Méniaud – zwei Beispiele von „Historikern" der Kolonialeroberung in verherrlichend ausschmückendem Stil – die gegen ihre „Helden" vorgebrachten Bezichtigungen in Abrede gestellt. Sie begnügten sich damit, die Anschuldigungen mit Schweigen zu übergehen, und nur hier und da bestätigen sie diese durch unfreiwillige Eingeständnisse. Es ist zweifellos, daß nicht jedes einzelne *Detail* der von einem Gegner der Eroberung wie Paul Vigné d'Octon vorgebrachten Tatsachen belegt sein

[370] Man vergleiche das mit der Episode der „Ungnade" der Diula-Häuptlinge in dem Roman von *Robert Delavignette,* Les Paysans noirs, Paris 1931. Er beruht auf persönlicher Erfahrung des Verfassers, die eher entstellt als übertrieben ist. Was der Verfasser als eine Art wiedergutmachende „Gerechtigkeit" auffaßt – in Wirklichkeit ein Mittel zur besseren Ausbeutung des Bauern und zur Vorantreibung der Erdnußproduktion – das heißt die Ungnade und der Ruin der Häuptlinge, die bis dahin Helfer der Kolonialmacht gewesen und von den im wesentlichen aber den Kolonialgesellschaften vorbehaltenen Profiten reich geworden waren, erscheint den Beteiligten nur als ein neuer Willkürakt, den sie mit der gewohnten Ergebenheit über sich ergehen lassen.

kann. Insgesamt aber sind diese Tatsachen durch die globalen Eingeständnisse von Zeugen bestätigt, die der Kolonialeroberung äußerst gewogen waren.[371]

So übergeht Méniaud, ein Verherrlicher Archinards, seine Plünderungen mit Schweigen, aber sie treten zwischen den Zeilen hervor, wenn er die verzweifelten Bemühungen Agibus um die friedliche Einnahme Djennes schildert. „Agibu hätte es am liebsten gehabt, wenn wir die Stadt kampflos besetzt hätten ... Die Plünderung, die er voraussah[372], bedeutete seiner Überzeugung nach eine Verminderung seines eigenen Vermögens.“ [373]

An anderer Stelle, in Sikasso, verschweigt der Autor die Plünderung, aber er gibt die Verteilung der Frauen an die Schützen zu. Er macht wohlverstanden dabei keine Anspielung auf die Europäer. Die Geringfügigkeit der „Schätze“ Ahmadus, Ba Bembas und Samoris, dessen, was davon von den Eroberern in die öffentlichen Kassen übernommen wurde, rief zu jener Zeit Kommentare hervor ...[374]. Zwar hatten diese Herrscher einen großen Teil ihrer Reserven im Kriege erschöpft und war das Ansehen des Reichtums, in dem sie standen, zweifellos übertrieben, aber die „Abrechnung“ Archinards über den Schatz von Segu gibt dennoch viel zu denken.[375]

371 In dem besonderen Fall der Mission Voulet-Chanoine werden die Anklagen von Vigné d'Octon sowohl von dem direkten und wenig anfechtbaren Zeugnis des Generals Meynier wie auch von den Archiven des Generalgouvernements Französisch-Westafrikas bis ins Detail bestätigt und übertroffen. Aus diesem Grunde darf man auch seinen Angaben über den Sudan, für die uns keine ebenso bestimmte Kontrollmöglichkeit zur Verfügung steht, Glauben schenken. Auf jeden Fall gab es, als diese Tatsachen über den Sudan durch Vigné d'Octon in den Kammersitzungen vom 23. und 30. November 1900 zur Sprache kamen, kein echtes Dementi des Ministers, der sich darauf beschränkte, zu sagen: „Herr Vigné d'Octon hat uns mit den Schwächen und Verirrungen, die zu oft mit der Kolonialpolitik verbunden waren und in ihrem Gefolge standen – und sogar in ihr weiterleben –, nicht nur bei uns, wie ich mich beeile hinzuzufügen, sondern bei den zivilisiertesten Kolonialvölkern – (lies Kolonisatoren – Jean Suret-Canale) – in traurige Niedergeschlagenheit versetzt. Herr Vigné d'Octon hat von all diesem Elend ein sehr düsteres Bild entworfen. In diesem Bild sind exakte und auch übertriebene, sehr übertriebene Seiten ...“ (Sitzung vom 30. November 1900, Annales de la Chambre des Députés).

372 Hervorhebung von mir – Jean Suret-Canale.

373 *J. Méniaud*, Les Pionniers du Soudan, a. a. O., Bd II, S. 395.

374 Für jeden 250 000 Goldfranken. Diese Gleichartigkeit ist an sich etwas sehr überraschend.

375 Vgl. *J. Méniaud*, Les Pionniers du Soudan, a. a. O., Bd I, S. 464. „Ich hatte ihn [den Schatz] zuerst auf das Doppelte geschätzt, aber es war Nacht, und das, was

Gewisse peinliche Fragen von Vigné d'Octon[376] über den Schatz Ba Bembas wurden von keiner Stelle einer Antwort gewürdigt.

Am Ende einer Prüfung der französischen Quellen über die Eroberung des Sudan angelangt, kann man die Brüchigkeit der alten Behauptungen ermessen, daß der französische „Friede" Sicherheit gebracht und dem Massenmorden ein Ende gesetzt habe ... Vor diesem „Frieden" – auf den wir zurückkommen werden – fand im Sudan ein zehnjähriger Krieg statt, wie es übrigens Gallieni, der den nötigen Einblick besaß, vorausgesehen hatte. Die afrikanischen Kriege des 19. Jh. waren in ihren Wirkungen durch die Mittelmäßigkeit der Bewaffnung beschränkt; sie verwüsteten nur gewisse Gebiete. Der „französische Krieg" wütete dagegen überall, wobei er die „befreundeten" Dörfer nicht verschonte und sie, wenn er sie nicht dem Erdboden gleichmachte, fast in gleichem Maße durch Lieferungszwang von Getreide, Vieh und Trägern schädigte.

In der parlamentarischen Debatte, auf die wir uns schon in größerem Maße bezogen haben, erklärte in dieser Hinsicht Le Myre de Vilers: „Wie Sie sehen, stimme ich mit Herrn Vigné d'Octon im Prinzip völlig überein, aber wir gehen hinsichtlich der Verantwortlichkeiten gänzlich auseinander. Unser ehrenwerter Kollege mißt die Schuld den Beauftragten der Exekutive zu, ich klage die Regierungen an. Sie wissen sehr wohl, daß, wenn sie Truppen auf mehrere Tausend Kilometer Entfernung von ihrer Operationsbasis ohne Transportmittel, Lebensmittel oder Tauschwaren entsenden, diese gezwungen sind, ihren Lebensunterhalt vom Landesbewohner zu verlangen, unzählige Träger in Anspruch zu nehmen, deren Leichen die Pfade säumen. Einer unserer hervorragendsten Forscher, Führer einer Artillerieschwadron, sagte mir: ‚Kein Träger, der zur Fron ausgehoben ist, sieht jemals sein Dorf wieder. (Zurufe auf der äußersten Linken.) Entweder er stirbt unterwegs oder er wird, am Bestimmungsort angekommen, ohne Lebensmittel, ohne Geld, ohne Existenzmittel sich selbst überlassen.'

Herr Ferroul. – Das ist ja viel schlimmer als das, was uns Herr Vigné gesagt hat.

Herr Le Myre de Vilers. – ... Wissen Sie, daß Marschkolonnen ohne Hilfsmittel abgesandt wurden, daß sie erst bei ihrer Rückkehr in Porto Novo oder in St. Louis, ein oder zwei Jahre nach ihrer Abreise, bezahlt wurden?"[377]

die Untersuchung beim Schein einiger Kerzen ergab, war mir in das Lager gebracht worden." (Bericht Archinards.)

[376] *J. Méniaud,* Les Pionniers, a. a. O., S. 146.

[377] Deputiertenkammer, Sitzung vom 30. November 1900 (Annales de la Chambre des Députés, S. 580).

Anschließend beglückwünscht der Redner Gallieni zu seiner Abschaffung der Frondienste in Madagaskar. (Der Minister hatte diese Abschaffung, die am 1. Januar 1901 in Kraft treten sollte, mit großem Stimmaufwand angekündigt..., aber am Ende der gleichen Sitzung erfuhren die Abgeordneten, daß er der Einrichtung nur eine andere Form gegeben hatte.): „... Hätte sie noch einige Jahre weiterbestanden, so würde Madagaskar ebenso entvölkert worden sein *wie das Hinterland Französisch-Westafrikas.*“ (Hervorhebung von mir – J. Suret-Canale.) Wenn die unzureichende Klarheit der Quellen keine eindeutige Bestätigung dafür liefert, so ist es doch im äußersten Maße wahrscheinlich, daß die zehn Jahre Krieg von 1890 bis 1900 dem Sudan bevölkerungsmäßige Verluste zufügten, die weithin jene überstiegen, welche ihm die lokalen Kriege vor dem 19. Jh. zugefügt hatten.

g) Die Eroberung Dahomeys

Dieselben Kriegsmethoden wurden gegenüber dem mächtigen und organisierten Staat Dahomey angewendet. Wir wissen bereits, was von dem „Vertrag“ zu halten ist, der Kotonu an Frankreich abtrat. Die „Verträge“ von 1868 [378] und 1878 [379] wurden nach Béhanzin gegen das Wissen seines Vaters, Glélé, von treulosen Unterhändlern nach dem Beispiel des 1885 mit Portugal unterzeichneten „Protektoratsvertrages“ abgeschlossen. Es steht indessen fest, daß Glélé 1868 der Niederlassung von französischen Kaufleuten in Kotonu zugestimmt hatte, um den Übergriffen der Engländer, von Lagos aus, vorzubeugen. Niemals hatte er jedoch damit die Absicht verfolgt, seine Souveränität über dieses Gebiet aufzugeben, denn die Kaufleute von Kotonu mußten ihm Tribut entrichten und die Autorität seiner Vertreter anerkennen. Aber es gab häufig Konflikte, besonders nach der Festsetzung der Franzosen in Porto Novo im Jahre 1882. Mehr und mehr weigerten sich die Handelshäuser in Kotonu, die Zollgebühren an die Beamten des Königs zu entrichten, was selbst in Widah der Fall war. Andererseits lieferte der Protektoratsvertrag infolge des dauernden Konfliktes zwischen Dahomey und dem König Toffa von Porto Novo Frankreich einen Vorwand zur Einmischung.

[378] Geschlossen zwischen dem Vertreter des Hauses Régis und dem „Yévogan“, dem Minister, der mit den Verhandlungen mit den Weißen beauftragt war.

[379] Abgeschlossen nach der Blockade Widahs durch die Engländer (1876/77) und der Behebung dieses Konfliktes durch Vermittlung der französischen Kaufleute. Ebenso wie Dunglas, hegt *Cornevin* (Les divers épisodes de la lutte contre le Royaume

Die Mission Bayol, die 1889 kurz vor dessen Tode zu Glélé entsandt wurde, erlangte nicht die Abtretung Kotonus, auf die man gerechnet hatte. Nach Béhanzin hätte Bayol übrigens die Ungültigkeit der „Verträge“ von 1868 und 1878 anerkannt.[380]

d'Abomey «1887–1894», in: Revue française d'histoire d'outre-mer, 1960, S. 161 bis 212) Zweifel über die Bedeutung und Übersetzung des Vertrages. Der 1878 nach Kotonu gesandte französische Konsul entging knapp der Festsetzung und mußte nach Lagos flüchten. Die Zeitgenossen scheinen sich keinen Täuschungen über den Wert des Vertrages hingegeben zu haben: „Der Vertrag über den Strand von Kotonu kann kein unmittelbares Ergebnis haben. Heben wir ihn gut auf, um ihn im Bedarfsfall bei anderen Streitigkeiten vorzulegen, aber versuchen wir nicht, jetzt daraus Nutzen zu ziehen, denn der Erfolg, den wir erreichen würden, wäre nur der, zu beweisen, daß er hinfällig ist“, schrieb Konteradmiral Mottets. (Zit. nach *C. Coquery,* Les blocus de Wydah (1876/77) et la rivalité franco-anglaise au Dahomey, in: Cahiers d'Études africaines, II (7), 1962, S. 419.)

[380] Brief Béhanzins vom 17. April 1890 an den Präsidenten der Republik, zitiert von *E. Aublet,* La Guerre du Dahomey, Paris 1894/95. Siehe auch *E. Foa,* Le Dahomey, Paris 1895, und *E. Dunglas,* Contribution à l'histoire du Moyen-Dahomey, Bd III, E. D. XXI, 1958, S. 16–20. Zur Zeit des Aufenthalts Bayols behauptet der letztere, gezwungen gewesen zu sein, Menschenopfern beizuwohnen. Étienne, der die Bewilligung der zur Eroberung bestimmten Kredite erreichen will, sucht daraus in der Kammer das Höchstmögliche herauszuschlagen: „Herr Bayol war eher Gefangener als der Gast des Königs Glélé. Während 30 Tagen sah er sich schrecklichen Schaustellungen gegenüber. Jeden Morgen war er gezwungen, tatsächlichen Morden beizuwohnen, wobei er mit ansah, wie zu Ehren des Königs Hunderte von Frauen und Männern wie Vieh hingeschlachtet wurden.“ (Abgeordnetenkammer, Sitzung vom 8. März 1890.) In seinem Telegramm vom 1. Januar 1890 schrieb Bayol: „Bis zum 27. Dezember Gefangene geblieben, durften nur heraus, um den Riten beizuwohnen. Es waren 200 Opferungen . . . Bin ernsthaft krank geworden. Lage wurde gefährlich. Man sprach davon, uns als Geisel zu behalten.“

Das Telegramm ist völlig lügenhaft und dazu bestimmt, das Scheitern seines Auftrages und seine übereilte Flucht (nicht aus der Furcht, als Geisel behalten zu werden, sondern für den Tod des zu diesem Zeitpunkt im Sterben liegenden Glélé verantwortlich gemacht zu werden) zu überdecken. Die Forderungen, die Bayol (nach Anweisungen der Regierung) vorgebracht hatte, hatten Glélé, der die französische Gesandtschaft dennoch höflich empfangen hatte, ernstlich unpäßlich gemacht. Nach einer einzigen Audienz war Glélé krank geworden und hatte die Gesandtschaft nicht mehr empfangen. „Unter der Wirkung ihrer Einbildungskraft hielten sie sich schließlich für gefährdet. Als Herr Bayol und die übrigen Mitglieder der Mission zu der vom König Glélé gewährten Audienz den Palast von Singbodji betraten, um sich in den Saal zu begeben, wo der König die Gesandten und die

Die französische Regierung unternimmt dann einen Gewaltstreich auf Kotonu. Die örtlichen dahomeischen Behörden werden unter dem Vorwand der Unterredung in einer französischen Faktorei versammelt, dort verhaftet und anschließend an Toffa ausgeliefert. Die französische Marine bombardiert den afrikanischen Teil der Stadt Kotonu, und Béhanzin wird dem Gouverneur Victor Ballot die bei dieser Gelegenheit begangenen Greueltaten – Ermordung von Kindern und schwangeren Frauen – vorhalten.[381] Béhanzin schlägt zurück, indem er einige französische Einwohner Widahs verhaften läßt, die in Abomey interniert werden, wo sie übrigens gut behandelt wurden. Béhanzin wird nicht verfehlen, seine Haltung bei dieser Gelegenheit mit der der Franzosen zu vergleichen, die seine Untertanen an seinen Feind Toffa auslieferten. Ein dahomeischer Angriff auf Kotonu und Porto Novo bleibt ohne Erfolg. „Das einzige Mittel, Béhanzin zur Übergabe zu zwingen, bestand in einem energischen Angriff auf Widah und sogar auf Abomey. Dazu hätte es einer viel größeren kämpfenden Truppe bedurft als

vornehmen Besucher empfing, mußten sie zwar einen Weg nehmen, an dessen Seite sie schaudernd einige abgeschnittene Köpfe bemerkt hatten, aber das war ein gewöhnlicher Zierat der dahomeischen Königspaläste. Obwohl Herr Bayol Doktor der Medizin war, hatte das ihn doch peinlich berührt. Dennoch war es kaum hundert Jahre her, daß es in Europa ein den Gesandten vorbehaltenes Recht war, den Hinrichtungen beizuwohnen." *(E. Dunglas,* Contribution à l'histoire du Moyen-Dahomey, a. a. O., S. 18.) Es handelte sich nicht um Menschenopfer, sondern um gerichtliche Exekutionen, deren unmittelbare Zeugen sie übrigens gar nicht gewesen waren. Was die Krankheit Bayols betrifft, so sei hier die Aussage der 1890 in Abomey festgehaltenen Geiseln nach der Aussage ihres Dolmetschers angeführt: „Zizi-Dogué erzählt uns die Geschichte von Herrn Bayol. Er sagt uns, daß er in der ganzen Zeit, die er in der Hauptstadt verbracht hat, Abführmittel und andere Medikamente eingenommen hat, um krank zu erscheinen." *(E. Dunglas,* a. a. O., S. 44.) Es handelte sich für Bayol, dessen Mut nicht seine hervorragendste Eigenschaft gewesen zu sein scheint, darum, einen Vorwand zu haben, Abomey so schnell wie möglich zu verlassen. (Der Bericht der Geiseln erschien in der Zeitschrift L'Illustration, Nr 2474, S. 49–52.) In seiner Histoire du Dahomey (Paris 1962) und zuvor in seinem Artikel über „Les divers Épisodes de la lutte contre le Royaume d'Abomey (1887–1894), in: Revue française d'histoire d'outre-mer, 1960, S. 161–212, übernimmt *Cornevin* Bayols Lesart und zweifelt diejenige der Geiseln an, die von Dunglas übernommen wird. Nach Ansicht Cornevins ist die Lesart der Geiseln durch ihre Feindschaft zu Bayol und ihre dahomeyfreundliche Einstellung entstanden. Man muß allerdings beachten, daß Bayol die Geiseln niemals widerlegt hat, deren Berichte ihn sehr in Mißkredit brachten.

[381] Siehe *E. Aublet,* a. a. O., (Brief von Béhanzin an Victor Ballot vom 2. Mai 1890).

derjenigen, die er [Konteradmiral von Cuverville, Kommandant der französischen Flottenstation] zur Verfügung hatte." [382]

Der als Unterhändler entsandte Pater Dorgère erreicht die Freilassung der Geiseln, aber die Verhandlungen ziehen sich in die Länge. Béhanzin erwartet als Antwort auf seine Geste eine ähnliche Geste der Entspannung. Auf französischer Seite versucht man jedoch, neue Zugeständnisse zu erreichen. Sie werden schließlich erzwungen, indem die „Naïade" vor Widah entsandt und in einem Ultimatum mit der Bombardierung der Stadt gedroht wird. Béhanzin weicht zurück und unterzeichnet den Vertrag vom 3. Oktober 1890. Er verpflichtet sich zur Anerkennung des Protektorats über Porto Novo, und zwar unter der Bedingung, daß Frankreich Toffa daran hindert, Einfälle in das dahomeische Gebiet zu machen. Er erteilt Frankreich ein unbeschränktes Besatzungsrecht für Kotonu einschließlich des Rechts, dort gegen eine jährliche Entschädigung von 20 000 Franken einen Zolldienst einzurichten. So hat die französische Regierung im wesentlichen ihre Ziele erreicht, Béhanzin aber seine Souveränitätsrechte über Kotonu behalten, die er übrigens als unveräußerlich betrachtet. Zu diesem Zeitpunkt entspricht der Vertrag noch der Politik, die in Frankreich vorherrscht: keine Eroberungen, verhältnismäßig „friedliche" Durchdringung und Protektoratsverträge.

1892 bricht der Konflikt erneut aus. Inzwischen hat sich die französische Kolonialpolitik völlig gewandelt. Unter dem Antrieb von Étienne steht die Eroberung auf der Tagesordnung. Es handelt sich darum, die französisch-englische Vereinbarung von 1890 so „auszulegen", daß ein Fühler von der Küste des Golfs von Guinea nach dem Niger ausgestreckt wird. Dank des Zusammengehens mit Rußland erschien die internationale Konjunktur günstiger. Gestützt auf die „Kolonialgruppe", die sich beim Wiederzusammentritt der französischen Kammer im Herbst 1891 gebildet hat, erlangt Étienne die notwendigen Kredite für den Krieg. An Vorwänden fehlt es nicht: Béhanzin befindet sich in ständigem Konflikt mit seinen Nachbarn und auch mit den Grenzdörfern, die seine Oberherrschaft bestreiten. Jeder Angriff gegen diese kann gegen ihn ausgelegt werden, wie zum Beispiel 1891 eine Kriegshandlung gegen die Watschis, von denen man behauptet, daß sie zum französischen Protektorat von Groß-Popo gehören würden. Aber diese Zwischenfälle – unendlich weniger schwerwiegend als die von 1889 – dienen nur zum Vorwand. Schon in diesem Augenblick

[382] *F. Schélameur,* Souvenirs de la campagne de Dahomey, Paris o. J., [1893?].

behauptet Audéoud, damals Resident in Porto Novo, in einem Bericht die Notwendigkeit der Vernichtung von Dahomey.[383]

Ein neuer Zwischenfall, der im März 1892 stattfindet, dient als endgültiger Vorwand. Béhanzin unternimmt einen Angriff auf drei Dörfer am Unterlauf des Weme. Eines derselben, was aber nicht sicher ist, soll vom Königreich Porto Novo abhängig gewesen sein.[384] Erschwerend kam hinzu, daß gerade das französische Kanonenboot „Der Topas“ mit Victor Ballot an Bord den Weme hinauffuhr, zwischen die Kampfhandlungen geriet und von den Dahomeyern Feuer bekam. Vergeblich richtete Béhanzin mehr als vierzig Briefe an Victor Ballot, um sich zu entschuldigen und Wiedergutmachung anzubieten. Der Kriegsgrund ist damit gefunden, und man wird nicht von ihm abgehen. Béhanzin ist künftig auf seiner Hut und bereitet sich darauf vor, sich dem Angriff entgegenzustellen. Er weiß, daß man, ohne Verhandlungen mit ihm ins Auge zu fassen, am 11. April Kredite für die „Besetzung Benins“ bewilligt hat. Dodds, der am Senegal angekündigt ist, hebt in den Ländern der Wolof und der Tukulör bereits kräftig Truppen aus. Toffa stellt Träger und Arbeiter.[385] Die Eroberung beginnt.

[383] 1891 war eine Gesandtschaft nach Abomey geschickt worden, wo Béhanzin sie glänzend aufgenommen hatte. Sie war in Wirklichkeit eine Spionagemission, die das Land erkunden und die Streitkräfte Dahomeys ausspionieren sollte. Dieser Auftrag wurde schlecht ausgeführt; denn der Bericht Audéouds unterschätzte die Stärke und Bewaffnung der Dahomeyer, indem er besonders versicherte, daß diese keine Artillerie hätten. (*E. Dunglas,* L'Histoire dahoméenne de la fin du XIX siècle à travers les textes, in: Études dahoméennes, IX, 1953.)

[384] Nach *Le Hérissé,* L'ancien royaume du Dahomey, a. a. O., sei das eine „rituelle“ Maßnahme gewesen, die alle Könige Dahomeys nach ihrem Regierungsantritt zu erfüllen hatten, um Vergeltung für zwei durch die Bewohner des Gebietes ermordete Brüder eines früheren Königs zu üben. Cornevin hat auf eine andere Auffassungsweise aufmerksam gemacht, die sich auf ein Memorandum von Wanilo, dem Sohne Béhanzins, der mit diesem zusammen nach der Martinique deportiert worden war, stützt. Der Journalist Adolphe Lara (Direktor der „Démocratie de la Guadeloupe“) veröffentlichte dieses Memorandum 1905 in Lyon. Danach sei Béhanzin auf Verlangen des französischen Residenten in Porto Novo – des bald danach verstorbenen Ehrmann – eingeschritten, um die Flußanwohner des Weme für die Zerstörung von Barken zu bestrafen. Im Laufe dieser Maßnahme sei dann der Zwischenfall mit der Topaze erfolgt (Histoire du Dahomey, a. a. O., S. 360–362).

[385] Tausende von ihnen erwartete der Tod durch Hunger, Erschöpfung und Ruhr. Sie wurden von den Senegalesen getötet, wenn sie zu fliehen versuchten (siehe *F. Schélameur,* Souvenirs de la campagne de Dahomey, a. a. O.). Diese Maßnahmen

Ohne noch einmal auf die besonderen Eigenheiten des Königreichs von Dahomey zurückzukommen, die seine im Vergleich zu anderen afrikanischen Staaten außerordentliche Stärke erklären, sei gesagt, daß sich dieser Staat – obwohl auf der Sklavenjagd beruhend – im Volk von Dahomey die ganze Kraft der gentilen und stammesmäßigen Einrichtungen erhalten hatte. Der gefürchtete König war nur der Vollstrecker der Gebräuche und der Verantwortliche für die Verwaltung des gemeinsamen Vermögens. Sein Luxus bestand nur in der Unterhaltung seines „Hauses". Er selbst lebte kaum anders als seine Untertanen. Glélé „war immer mit einem Schurz der gleichen Einfachheit wie beim letzten seiner Untertanen bekleidet. An Schmuck trug er ein oder zwei eiserne Armringe. Mit seiner Pfeife einheimischer Herstellung glich er allen seinen Cabéçairos."[386]

Als er von den Leuten von Abeokuta geschlagen worden war, verwandte er den ganzen königlichen Schatz auf den Freikauf der in die Gefangenschaft geratenen Dahomeyer, denen der Verkauf als Sklaven drohte. Den Gegnern Béhanzins stand der Zusammenstoß mit einer Armee bevor, die von jener der sudanischen Könige ganz verschieden war. Sie war mit ihren stehenden Einheiten einschließlich der berühmten „Amazonen" viel „nationaler" als die jener, beruhte aber vor allem auf der Rekrutierung durch „Einschreibungen" der freien Dorfbewohner. Zu ihr gehörten Spezialtruppen (Kundschafter, Pioniere usw.) und eine Artillerie, über die weder Ahmadu noch Samori verfügten. Die Franzosen der Marschkolonne von Dodds waren bis zum Ende des Feldzuges davon überzeugt, daß diese Artillerie von deutschen Spezialisten bedient wurde, da sie nicht glauben mochten, daß sie von Schwarzen geführt wurde! Kurz gesagt, „die gegen Béhanzin ge-

Toffas vermehrten dessen bereits große Unbeliebtheit, die seine „Schutzherren" 1889 beinahe zu seiner Absetzung veranlaßt hätten. (Vgl. *E. Foa,* Le Dahomey, a. a. O.) Dem versuchte er entgegenzuwirken, indem er mit wohlwollender Duldung seiner Beschützer seine widerstrebenden Untertanen dutzendweise pfählen ließ (siehe *(F. Schélameur,* a. a. O., S. 261). Schon daraus ergibt sich die ganze Heuchelei der „Rechtfertigungen" der Eroberung Dahomeys im Namen der „Abschaffung der Menschenopfer". Die eigenen Historiker des Königreichs Porto Novo, die Toffa durchaus gewogen sind, können zu seinen Gunsten kaum andere Tatsachen vermerken als die Errichtung von „zwei großen Gefängnissen", die immer gefüllt waren (siehe *A. Akindelé* und *C. Aguessy,* Contribution à l'étude de l'histoire de l'ancien royaume de Porto Novo, Dakar 1953).

386 Dem Portugiesischen entlehnter Ausdruck zur Bezeichnung der hohen Beamten des Königs. *(E. Foa,* Le Dahomey, a. a. O., S. 53.)

sandte französische Kolonne fand sich einem Gegner gegenüber, dessen Widerstandskraft niemand geahnt hatte“ [387].

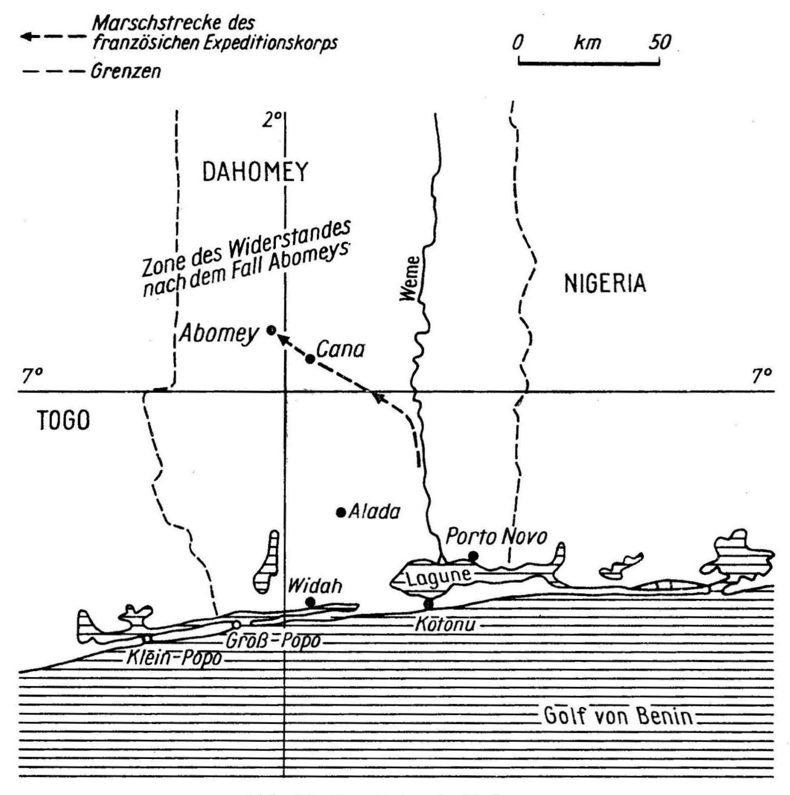


Abb. 29. Der Krieg in Dahomey

387 *Le Hérissé,* L'ancien royaume du Dahomey, a. a. O., S. 58. Nach *M. Cornevin,* Histoire du Dahomey, S. 343, hätte die französische Armee im Laufe des Feldzuges drei Deutsche und einen Belgier gefangengenommen, die in den dahomeischen Reihen dienten; unmittelbar danach seien sie nach Erscheinen vor einem Kriegsgericht erschossen worden. Es wäre zweckdienlich, wenn für dieses Vorkommnis eine Bestätigung durch Archivalien vorhanden wäre, denn es wird von keinem der Verfasser erwähnt, die Teilnehmer des Feldzuges gewesen waren. Die Quelle, von der M. Cornevin diese Informationen übernimmt, ist das Buch von *J. De Riols,* La guerre du Dahomey, S. 76/77, das übrigens von groben Irrtümern wimmelt. Auf Seite 31 wird zum Beispiel gesagt, daß Bayol 1889 nach dem Tode von Glélé in

Dahomey konnte besser widerstehen als jeder andere, aber nicht siegreich. Abgesehen von dem Mißverhältnis der sich gegenüberstehenden Kräfte muß man hinzufügen, daß das Königreich seit dem Ende des Sklavenhandels eine schwere Krise durchmachte. Zwar setzte sich dieser in beschränktem Maße nach Brasilien als Bestimmungsland fort, befand sich jedoch seit der ersten Hälfte des 19. Jh. im Abklingen. So versiegten Dahomeys alte Finanzquellen in dem Moment, als es darauf ankam, von den europäischen Kaufleuten Kriegsmaterial zu erwerben, das immer kostspieliger wurde. Dennoch nahm die Eroberung außerordentliche Mittel in Anspruch. Mit 3000 Mann übersteigt die Kolonne Dodds sämtliche Truppenstärken, die bis dahin auf einem so beschränkten Gebiet eingesetzt wurden. Diese Kolonne hatte den Auftrag, das modernste Kriegsmaterial, wie zum Beispiel Sprenggeschosse und Schrapnells, auszuprobieren.[388]

Der Marsch nach Abomey war außerordentlich schwer. Vergeblich macht Béhanzin zahlreiche Friedensangebote. In dem Maße, in dem er Dodds Forderungen annimmt, erhebt dieser neue. So läßt Béhanzin als Pfand guten Willens die Truppe Dodds in Cana einmarschieren und schickt sogar Ochsen zur Verpflegung. Kaum hat er die französischen Bedingungen einschließlich der Besetzung Abomeys angenommen und damit begonnen, sein Kriegsmaterial auszuliefern, als Dodds plötzlich die Waffenübergabe und den vereinbarten Schadenersatz in Höhe von 15 Millionen *binnen 24 Stunden* verlangt! Da diese neue Forderung nicht erfüllt werden konnte – und mit Grund! –, erklärt Dodds sogleich den Vertrag für gebrochen und nimmt den Angriff gegen seinen teilweise entwaffneten Gegner wieder auf.[389] Schließlich ist das von Béhanzin geräumte und den Flammen überlieferte Abomey besetzt (18. November 1892).[390] Die Truppen Dodds plündern Palast und Gräber.[391] Ein Erlaß Dodds' vom 3. Dezember 1892 verkündet

Abomey angekommen sei und daß Béhanzin ihn gezwungen habe, den Leichenfeierlichkeiten „beizuwohnen". Man weiß aber, daß Bayol Abomey vor dem Tode Glélés verlassen hat.

388 Brief *Engels'* an Lafargue vom 3. Nov. 1893. Correspondance Engels-Lafargue, Bd III, 1959, S. 225.

389 F. Schélameur, der selbst diese Tatsachen berichtet, zögert an anderer Stelle nicht, mit schöner Naivität die „Schurkereien" Béhanzins anzuklagen.

390 Béhanzin hatte nach der Räumung den Befehl gegeben, die Königspaläste anzuzünden *(E. Dunglas,* Contribution à l'histoire du Moyen-Dahomey, in: Études Dahoméennes, XXI, 1958, S. 86).

391 Siehe *F. Schélameur,* Souvenirs de la campagne de Dahomey, a. a. O., S. 247.

die Absetzung Béhanzins, die Besitznahme der Küste und die Zerstückelung des Königreichs Dahomey. Aber Béhanzin hält sich noch zwei Jahre im Buschwald. Vergeblich schickt er über Lagos und Liverpool eine Gesandtschaft nach Paris; ihr wird der Empfang verweigert. Mit einem zweiten Feldzug (1893) gelingt es Dodds, die Übergabe der königlichen Familie und der Minister zu erreichen. Mit einigen Getreuen setzt Béhanzin seinen Kampf fort. Sein Bruder nimmt schließlich unter dem Namen Ago-li-agbo die Königswürde und das französische Protektorat an. Die Zustimmung der Häuptlinge erhält er, indem er sie glauben macht, im Einverständnis mit Béhanzin zu handeln.[392] Über den Verrat erbittert, ergibt sich Béhanzin. Man verbannt ihn nach Martinique, dann nach Algerien, wo er 1906 verstirbt. Ago-li-agbo widerfährt das Schicksal so vieler „Tüchtiger" seiner Art. 1900 wird er abgesetzt, in Gabun interniert und sein Königreich ohne weiteres annektiert.

h) Die Sicherung der Herrschaft

Währenddessen hatten die im Sudan begangenen Ausschreitungen in Frankreich selbst ernstliche Verstimmungen hervorgerufen. Wenn die Militärs auch betonten, daß es ihr Ziel war, das Innere Afrikas dem europäischen Handel „zu öffnen" – was wirklich das praktische Ergebnis ihrer Handlungsweise war –, so verfolgten sie doch unmittelbar ihre persönlichen Ziele. Die dauernden „Marschkolonnen", die den Geschäftsverkehr unterbrachen, das Land schädigten, bildeten, unmittelbar gesehen, ein schweres Hindernis für den herkömmlichen Handel. Darüber hinaus bemühte sich die Militärverwaltung mit mehr oder weniger Erfolg, die „freie" Einfuhr und den „freien" Verkauf von Waffen und Munition zu verbieten. Dieses Geschäft war eine der wichtigsten Gewinnquellen des „Tauschhandels". Fügt man dem die offen und brutal von den Militärs zur Schau getragene Verachtung

[392] Nach *P. Hazoumé,* Le pacte de sang au Dahomey, Paris 1956, S. 34–39, wäre Ago-li-agbo mit Béhanzin im Einverständnis gewesen. Dieser habe gehofft, indem er sich ergab, nach Frankreich gebracht zu werden, wo er Unterhandlungen führen wollte, um anschließend auf seinen Thron zurückkehren zu können. Zu diesem Zwecke hätten sie sich gegenseitig durch „Blutsbrüderschaft" verbindlich gemacht. Ago-li-agbo hätte sich verpflichtet, Béhanzin zu gegebener Zeit den Thron wieder zur Verfügung zu stellen. Wie sich dies auch verhalten haben möge, die Beschlagnahme der Frauen und Güter Béhanzins durch Ago-li-agbo waren an dem tiefen Haß schuld, den der frühere König und seine Familie anschließend dem Usurpator entgegenbrachten.

für die „Philister“ hinzu, die sich mit dem Handel abgaben, so begreift man, daß die Widersprüche zwischen der Armee (oder der Militärverwaltung) und dem Handel zum Ausbruch gelangen mußten. Die wechselseitigen (und im allgemeinen gleichermaßen zutreffenden) Anschuldigungen der zwei Parteien gegeneinander sind eine der wichtigsten Quellen zur Entschleierung des tatsächlichen Ablaufs der Eroberung. Schon zwei Zitate zeigen, bis zu welchem Grade sich die Leidenschaften entwickelt hatten. Charles Roux, Abgeordneter der französischen Kammer und Vertreter der Marseiller „großen Interessen“, den wir als einen hauptsächlichen Befürworter der Eroberung Dahomeys kennenlernten, ereifert sich mit den Worten: „Die in Dahomey ansässigen französischen Kaufleute werden von der Kolonialverwaltung derartig gequält und zugrunde gerichtet, daß sie schon dahin gekommen sind, Béhanzin zu bedauern.“ Und Verdier, der größte französische Geschäftsmann an der Elfenbeinküste, schreibt gegen die militärischen Feldzüge: „Selbst wenn Samori den Urwald durchquert hätte und an die Küste gekommen wäre, würde der französische Handel sich über ihn weniger zu beklagen haben als über die Kolonialverwaltung. Er würde klüger gewesen sein als diese letztere und nicht die Absicht gehabt haben, die Henne zu töten, die die goldenen Eier legt.“ [393]

Im August 1893 bildet sich die „Union coloniale française“, das „Syndikat der wichtigsten französischen Handelshäuser mit kolonialen Interessen“.[394] Acht der dreizehn Mitglieder seines Komitees waren wie folgt an Afrika interessiert: Maurel aus Bordeaux, Vizepräsident; Le Cesne, Direktor in Paris der Marseiller Compagnie de la Côte Occidentale d'Afrique, Sekretär; Albert Cousin, Direktor der Société agricole et commerciale de la Casamance; ferner die folgenden Mitglieder: Daumas (Kongo-Gabun); Desgenetais, Verwaltung von „Flers-Exportation“ (Westafrika); Cyprien Fabre aus Marseille (Benin); Th. Mantes aus Marseille (Benin); Verdier aus La Rochelle (Elfenbeinküste).

Von nun an verfügten die im wesentlichen auf dem Handel beruhenden Kolonialinteressen über ein stimmkräftiges Organ. Delcassé war nach kurzer Unterbrechung im Jahre 1893 an den Platz Étiennes getreten, auf dem er zum Förderer einer neuen Politik wird. Er ist hervorstechendes Mitglied der Kolonialpartei und vor allem „Afrikaner“, das heißt ein Mann der auf Afrika ausgerichteten Interessengruppe, der sich dafür des „Comité de l'Afrique française“ bedient. Mit der Hochfinanz und wahrscheinlich (wie

[393] *A. Verdier,* La vérité à propos de l'expédition Monteil, Paris 1895.

[394] Den Vorsitz erhielt ein Bankier, Marcet. 1903 ersetzt ihn Charles Roux.

Étienne) mit den Marseiller Interessen verbunden, ist er „antisudanisch", das heißt feindlich zur Politik der Stoßrichtung vom Senegal zum Sudan, feindlich auch gegenüber den Militärs, die dieses Gebiet für ihren Einflußbereich in Anspruch nehmen.[395] So erklärt sich, daß 1893 für den Sudan ein Zivilgouverneur, Grodet, ernannt wird, der für alle amtlichen Historiker der Kolonialeroberung Gegenstand des Abscheus ist. Dieser hatte den Auftrag, eine Politik durchzuführen, die – wenigstens in den unmittelbaren Erscheinungen – den Interessen der Geschäftskreise besser entsprach. Es handelte sich darum, Schluß mit den „Expeditionen"[396] zu machen und irgendwie zu einem möglichen „modus vivendi" mit Samori zu kommen.[397] Diese Politik war offenbar widersprüchlich, denn die militärische Eroberung war eine logische Folge der „regelmäßigen Ausbeutung", zu welcher die Geschäftskreise ohne Zögern griffen. Die von ihnen gewünschte Ausbeutung ließ sich nicht durchsetzen, ohne jegliche Widerstandsmöglichkeit zu beseitigen, ohne totale militärisch-politische Besitzergreifung. Aber davon abgesehen, war diese Politik den Militärs verhaßt, da sie ihrer Allgewalt und ihren persönlichen Vorteilen – Tressen und Beute – ein Ende setzte. Sie antworteten auf diese Politik, an ihrer Spitze der oberste Kommandant, mit der Befehlsverweigerung.[398] Bei der Ankunft Grodets begibt sich der Oberkommandierende, der Oberstleutnant Bonnier, nach Timbuktu, anstatt vor Grodet zu erscheinen, und er weigert sich, den Befehlen zur sofortigen Rückkehr Folge zu leisten. Er beruft sich dabei als Vorwand auf den Unge-

[395] Vgl. *M. Blanchard,* Théophile Delcassé au pavillon de Flore, in: Le Monde français, XVI, Nr 49, Okt. 1949, S. 3–34.

[396] Bei seiner Ankunft antwortet Grodet dem jungen Leutnant Gouraud, der ungeniert die „Aufstellung von Kolonnen" verlangte: „Ich bin ausgerechnet hierher gekommen, um Sie zu hindern, Kolonnen aufzustellen." Die Wut der Militärs gegen ihn ist leicht zu verstehen. Welche Demütigung bedeutete es für sie, unter den Befehl eines „Zivilisten" gestellt zu sein, der seine ganze Laufbahn in den Amtsstuben, und zwar anfangs als Hilfsarbeiter im Landwirtschaftsministerium, zurückgelegt hatte! (Vgl. *J. Méniaud,* Sikasso, a. a. O.)

[397] Nebenbei ist Grodet beauftragt, in die Augen fallende Maßnahmen gegen die Sklaverei zu treffen, die eine Belastung gegenüber der öffentlichen Meinung Frankreichs darstellte. Das erzeugt eine weitere Reibungsfläche mit den Militärs. Auf diese Frage werden wir im zweiten Band dieses Werkes noch zurückkommen.

[398] Seinerseits gibt der von Delcassé abberufene Archinard dasselbe Beispiel, indem er eine anmaßende Erklärung in der Presse veröffentlichte und sich mit den der Regierung feindlichen Führern der äußersten Rechten öffentlich einließ.

horsam seines Untergebenen, des Leutnants Boiteux, der sich unter Mißachtung der erhaltenen Befehle durch einen Marsch auf Timbuktu in Gefahr begeben hat. Am 28. Dezember 1893 wird die kleine Truppe des Leutnants Aube bei Urumeyru aufgerieben, und am 14. Januar 1894 wird die Expedition Bonnier in dem Treffen von Takubao von den Tuareg vernichtet. Bonnier büßt bei diesem Abenteuer das Leben ein, und Joffre besetzt wenig später (1894) die alte Sahelstadt endgültig. Für all das, einschließlich der Schlappe in den Kämpfen gegen Samori (Expedition von Kong), wird Grodet verantwortlich gemacht. Er wird nach Verlauf von 18 Monaten zurückgerufen, und die Militärs – Trentinian ersetzt den verachteten „Philister" – setzen die Kampfhandlungen fort.

Die Mission Destenave (unter Grodet) hatte mehr oder weniger „friedlich" das französische Protektorat über Yatenga und Liptako erreicht, hatte aber bei dem Morho Naba von Wagadugu keinen Erfolg gehabt. Die Expedition Voulet-Chanoine (1896/97) kehrt zu den „guten Traditionen" zurück, indem sie Wagadugu anzündet und einen von den Franzosen ausgewählten König auf den Thron setzt: wahrscheinlich wandte das jämmerliche Gespann schon im Mossilande die besonderen Methoden an, durch die es in der Folge traurige Berühmtheit erlangte.[399]

Der Besetzung des Sudans entsprach die gleichzeitige Besetzung der Küstenländer. Hier handelte es sich entsprechend der Kongo-Akte und vor allem von 1890 an darum, den Konkurrenten zuvorzukommen und die erhaltenen Protektoratsverträge durch die geforderte tatsächliche Besetzung aufzuwerten. Die Auseinandersetzungen häuften sich nun, und man ließ geschäftig eine Abgrenzungsvereinbarung auf die andere folgen.

Im Waldland mit Stammesorganisation hatte die Schlappe der Marschkolonne von Kong die Unwirksamkeit und die Gefährlichkeit – wenigstens zu diesem Zeitpunkt – der „sudanischen" Methoden gezeigt. Von 1893 an zieht Delcassé die leichten Expeditionen vor. Es handelt sich dabei aber

[399] Darauf weisen die Archivdokumente hin. Sie berichten von Dörfern, die verbrannt wurden, weil sich ihre Einwohner entfernt hatten, von Massenexekutionen, die damit begründet wurden, daß es schwierig sei, die „Schuldigen" nach dem Sudan zu bringen, u. a. m. (Archives du gouvernement général de l'A. O. F., 1 G, 221.) Der Engländer E. D. Morel, der nach einer *Lobrede* auf das französische „Werk" in Afrika seine Vorbehalte vermerkt, bedauert das „unnütze Blutvergießen, das sich unter den Mossi, Kippirsi und Gurunsi abspielte". (The needless bloodshed of which Mossi, Kippirsi and Gurunsi were the scenes.) (*E. D. Morel,* Affairs of West Africa, London 1902.)

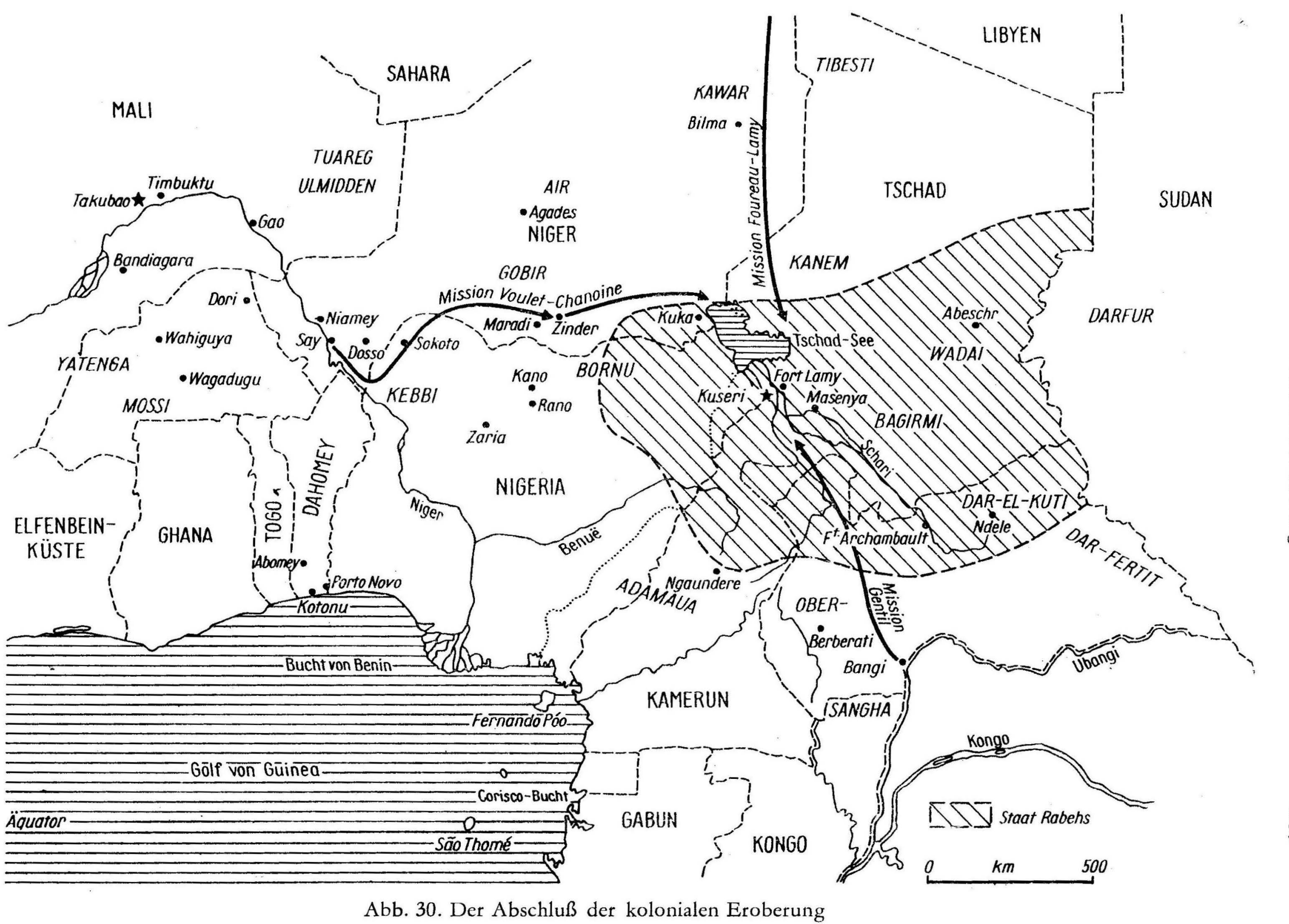


Abb. 30. Der Abschluß der kolonialen Eroberung

nicht mehr um Forschungsexpeditionen von etwa einem Dutzend Menschen, wie die von Binger, Brazza, Monteil in der vorhergehenden Periode, sondern um kleine Einheiten von 100 bis 200 Mann, die ihren Lebensunterhalt aus dem Lande selbst ziehen können. Kommandant Toutée, Vertrauensmann von Delcassé, rühmt das als eine ökonomische Methode: „Der Krieg muß den Krieg ernähren." Dieser bequeme und übrigens sehr alte Grundsatz wird von nun an angewendet..., selbst dann, wenn es sich von neuem um große Marschkolonnen alten Stils handelt. Mit der leichten Expedition kam man zweifellos zu keiner effektiven Besetzung, denn dazu hätte es ungeheurer Mittel bedurft. Sie erlaubte jedoch die Einrichtung eines Netzes von Stationen und kleinen Garnisonen, die mehr oder weniger von der Duldung der Bevölkerung abhingen. Im Falle, daß die europäischen Militärs oder Zivilpersonen Ausschreitungen begingen, waren diese Stationen einem Aufstand schutzlos preisgegeben, aber sie bildeten eine genügende Besetzung, um die betreffenden Gebiete vor der Begehrlichkeit rivalisierender Mächte zu sichern und für die Zukunft aufzusparen. Die gleiche Methode wird in Guinea angewandt, wo gleichartige Verhältnisse herrschen.

Der einzige organisierte große Staat – der Futa Djalon – ist durch innere Rivalitäten zwischen den großen Familien zerrissen und bedeutet kein ernsthaftes Hindernis. Der Bürgerkrieg zwischen dem Almami Bokar Biro und seinen Rivalen gestattet eine Einmischung Frankreichs und die Annexion des Futa Djalon (1896), was die unterzeichneten Verträge verletzt. Der an Stelle von Bokar Biro gewählte Almami Umaru Bademba wird unter dem Vorwand, ein Bündnis mit Samori angeknüpft zu haben, nach einigen Monaten abgesetzt. Der Futa wird mit der Begründung der Aufteilung unter die rivalisierenden Familienzweige der Alfaya und Soriya zerstückelt, und die Almamis werden nach und nach jeglicher Macht beraubt.

Die gleiche Methode, die hier von Brazza eingeführt wurde, erlaubt es in Gabun und in Kongo, das Netz der Stationen auszudehnen und den Rivalen, Deutschen oder Beauftragten des „unabhängigen" Kongostaates[400], den Weg zu verlegen. Der „friedliche" Charakter dieser Durchdringung darf wohlverstanden nicht übertrieben werden, aber es gab auch keine großen „Kampfhandlungen", in denen man auf Grund der Schwäche der eingesetzten Mittel fast sicher geschlagen worden wäre. Wenn solche manchmal entstanden, so als Folge des Auspressungssystems, besonders von Beamten oder unvorsichtiger Zivilisten, oder als Folge des Gewaltsystems

[400] Persönliches Eigentum des Königs der Belgier, Leopold II, bestätigt durch die Kongo-Akte. An Belgien vererbt, wurde es nach seinem Tode zur Kolonie Belgisch-Kongo.

und der Anmaßungen, die jene „normal" fanden. Eine besondere Rolle spielte dabei die Zwangsarbeit. Die an Unabhängigkeit gewöhnten Stammesbevölkerungen griffen zur Waffe, und eine Reihe von Expeditionen oder Garnisonen fanden dabei den Tod.

So wurde die amtliche Mission Armand-Tavernost von den Baule in Tiassale zuvorkommend empfangen. Diese ließ sich Ochsen, Ziegen und Hühner geben ... und bezahlte sie mit der Hälfte ihres Wertes. Darüber aufgebracht, schworen sich die Baule, keinen Weißen mehr durchzulassen. Die Mission mußte umkehren. Als aber eine zweite – von privaten Geschäftsinteressen finanzierte – Expedition (Mission Voituret-Papillon) eintraf, entwickelte sich das Folgende: „Die zwei Reisenden hatten anscheinend das Unrecht begangen, sich bei den Einwohnern, die bereits schlecht auf uns zu sprechen waren, anmaßend aufzuführen." [401] Verdier läßt Schlimmeres vermuten, indem er schreibt: „Die Leute, die die Herren Voituret und Papillon begleiteten, erzählten uns Geschichten, über die man Stillschweigen bewahren muß." [402] Die erbitterten Leute von Tiassale töteten Voituret und Papillon. Obwohl die Regierungsstellen wußten, was sie davon zu halten hatten, sandten sie, „um den Eingeborenen eine Lektion zu erteilen", eine Kolonne mit dem Auftrag, Tiassale zu verbrennen. Dieses „Schulbeispiel" wiederholte sich in vielen Varianten, wobei am Anfang jeweils Maßnahmen standen, die bald von offiziösen Personen (Beamten oder Militärs), bald von Kaufleuten oder Angestellten von Privatkompanien ausgingen. Wenn sich diese Zwischenfälle auch öfter wiederholten, so blieben sie dennoch auf Grund der Zusammenhanglosigkeit des europäischen Eindringens örtlich beschränkt. Mangels Solidarität blieben die lokalen Aufstände mit seltenen Ausnahmen eng begrenzt und mündeten niemals in eine allgemeine Erhebung ein, die für das ganze System der Besetzung eine Gefahr bedeutet hätte. Dieses System erwies sich dennoch bei vielen Gelegenheiten als brüchig, so im Kongo, als die nach dem Tschad gehenden Expeditionen die wiederholten Beitreibungen und Aushebungen von Trägern unerträglich werden ließen.

i) Der Wettlauf zum Tschad

In den letzten Jahren des Jahrhunderts vollendet sich, nicht ohne Zwischenfälle – besonders zwischen Frankreich und England –, die Aufteilung Afrikas. Die Vereinbarungen von 1890 und 1898 verpflichten Frankreich

[401] Leutnant *Bonneau,* La Côte-d'Ivoire, Paris 1899, S. 44.

[402] *A. Verdier,* Trente-cinq années de lutte aux colonies, Paris 1896, S. 126.

zum Beispiel, auf Sokoto zu verzichten und sich mit den sahelischen Gebieten im Norden Nigerias zufriedenzugeben. Ebenso muß es nach der Verleugnung der Expedition Mizon, die den östlichen Niger und Benuë zum Ziele hatte (1892), auf den Unterlauf des Niger verzichten. Von den drei 1890 von Étienne geplanten „Missionen", die am Tschad zusammentreffen sollten, erreichte dieses Ziel nur diejenige von Monteil. Ihr Weg führte von St. Louis über den Tschad nach Tripolis. Aber diese Expedition erkundet nur das Land; diejenige von Mizon war am englischen Veto gescheitert, die von Crampel vom Ubangi herangeführte, wurde 1891 bei El Kuti niedergemacht. Das gleiche Schicksal erlitt bei Zinder auf Befehl des dortigen Sultans die Expedition Cazemajou. „Die Zeit der Missionen war vorüber. Als Binger und Monteil das Land durchreisten, hatten sie nur eine bescheidene Ausrüstung an Proviant bei sich und riefen keinen Argwohn hervor. Frankreich berührte kaum den westlichen Lauf des Niger. Zur Zeit von Cazemajou dagegen grenzten unsere Stationen an den östlichen Flußarm. Frankreich hatte sich um einen Sprung von 1100 Kilometern genähert; Grund genug zum Argwohn für den Sultan war also vorhanden." [403]

Die Mission Marchand, wenn auch noch zahlenmäßig schwach, so doch schwerfällig genug, um bei der Durchquerung von Kongo und Ubangi die größten Schwierigkeiten zu haben – sie wird zwei Jahre brauchen, um von Loango nach Faschoda zu kommen (1896–98) –, versucht den Engländern am oberen Nil zuvorzukommen.[404] Dort trifft sie auf Kitchener. Die Kriegsgefahr wird schließlich beseitigt, aber Frankreich muß seine Absichten auf das Nilbecken aufgeben. Frankreich sucht diese Niederlage auszugleichen, indem es seinen Einfluß auf das Tschadbecken auf das Äußerste erhöht. 1899 werden drei „Divisionen" ausgeschickt, um dort zusammenzutreffen. Es sind folgende:

die Expedition Lamy und Foureau, die aus Südalgerien kommt,
die Expedition Gentil, die aus dem Kongo herangeführt wird,
und die Expedition Voulet und Chanoine, die vom Sudan ausgeht.

[403] Kommandant *Chailley,* Les grandes missions françaises en Afrique occidentale, Dakar 1953.

[404] Das war wenigstens das offizielle Ziel. Man gebrauchte den Vorwand, daß der Mahdistenaufstand den Sudan, der bis dahin ägyptische Provinz gewesen war, in ein herrenloses Gebiet verwandelt hätte. In Wirklichkeit lag wahrscheinlich die Absicht vor, England das Wasser abzugraben, um die ägyptische Frage neu zu beleben und die französische Position im Tschadbecken zu befestigen. (Vgl. *P. Renouvin,* La politique extérieure de Th. Delcassé, Paris 1954, S. 4.)

Diese letztere ist schon viel mehr als eine Mission, sie ist eine „Marschkolonne" im alten „sudanischen" Stil. Ihre Schwerfälligkeit, ebenso wie die Methoden ihrer Führer, werden sie an den Rand des Scheiterns bringen.

Während mehr als fünfzig Jahren ruhte über der „Affäre Voulet-Chanoine" das Siegel des Schweigens.[405] Sie war zu bloßstellend für die Methoden der Eroberung. Stellen wir sie in groben Zügen dar, bevor wir uns den Einzelheiten zuwenden: Die „Mission Zentralafrika-Tschad" wurde zwei jungen Offizieren, Voulet und Chanoine, übertragen, die sich schon im Mossilande „ausgezeichnet" hatten. Diese Erwählung ruft den Neid zahlreicher älterer und ranghöherer „Sudanoffiziere" hervor. Unterwegs bewirken Offiziersstreitigkeiten die Zurücksendung eines Expeditionsmitgliedes, des Leutnants Péteau, der die Ausschreitungen enthüllt, die die Kolonne auf ihrem Vormarsch begeht.[406] Die durch die Presse unterrichtete französische Öffentlichkeit gerät in Bewegung, und es wird, nicht ohne Hilfe der

[405] Als *Meynier* (damals diensttuender Oberst) in seinem Buche Les conquérants du Tchad (Paris 1923) die Tatsachen berichten wollte, geboten ihm seine Vorgesetzten, jede Bezugnahme auf die Ereignisse zu unterdrücken. Er verweigerte die Umarbeitung seines Buches und veröffentlichte es mit einer Kürzung, wodurch die Einzelheiten durch das einfache Datum des Ablebens von Klobb, Voulet und Chanoine ersetzt wurden (S. 163). *Vigné d'Octons* Ruhm des Säbels (La Gloire du sabre), das kein Verleger drucken wollte, wurde schließlich von Flammarion verlegt; aber das Buch war kaum gedruckt, als der Verlag sich weigerte, für seine Verbreitung zu sorgen und der Verfasser die gedruckten Exemplare auf seine Rechnung nehmen mußte, um sie auf eigene Kosten zu verkaufen. Die gedruckten Quellen, die wir für diese Affäre benutzt haben, wurden mit den archivalischen Quellen des Generalgouvernements von Französisch-Westafrika (Serie G) verglichen, die übrigens in beträchtlichem Maße ausgeräumt sind, wovon zahlreiche leere Aktenhefter zeugen. Es ist uns eine angenehme Pflicht, hier unserem Kollegen J. Janvier zu danken, Professor am Lyzeum in Dakar, der die Freundlichkeit hatte, uns die Ergebnisse seiner Forschungen auf diesem Gebiet mitzuteilen und uns ihren Gebrauch zu gestatten.

[406] Joalland unterstreicht, daß Péteau nicht wegen Nichtübereinstimmung mit den Methoden der Expedition zurückgereist sei, sondern infolge eines Wortwechsels mit Chanoine, den letzterer wahrscheinlich, da er sich Péteaus gern entledigen wollte, hervorrief. Péteau hat die Ausschreitungen der Kolonne nur zu seiner Verteidigung in Erwähnung gebracht. Wahrscheinlich ist das zutreffend, wenn auch die These von Joalland hier vor allem ein Plädoyer zur eigenen Sache ist. Joalland will seinen Verbleib in der Expedition rechtfertigen. (Siehe General *Joalland,* Le drame de Dankori, Paris 1930.)

Intrigen der Konkurrenten, eine „leichte" Expedition unter Oberstleutnant Klobb abgesandt, der den Auftrag hat, Voulet und Chanoine einzuholen und das Kommando über die Expedition zu übernehmen. Bei programmgemäßem Ablauf der Dinge wären Voulet und Chanoine von Klobb einfach abgesetzt worden. Unter etwas anderen Umständen würden diese „glänzenden Offiziere" (Delafosse) vielleicht ebenso wie ihr Kollege Joalland den ersten Weltkrieg mit den Generalssternen abgeschlossen und in der Galerie der „Helden" der Kolonialeroberung Platz gefunden haben. Aber Voulet ließ auf die Mission Klobb schießen. Klobb wurde getötet, sein Kollege, Leutnant Meynier, verwundet. Etwas später wurden Voulet und Chanoine von ihren eigenen aufständischen Schützen getötet. Delafosse beruft sich mit der amtlichen Kolonialgeschichtsschreibung auf eine plötzliche Geistesverwirrung, um diesen für die kolonialen Zustände derart bloßstellenden Fall anschließend mit einem Mantel züchtigen Schweigens zuzudecken. Aber die zeitgenössischen Enthüllungen, auf die wir uns schon bezogen haben [407], sind durch den Bericht von Zeugen bestätigt und erschwerend ergänzt worden. Diese Zeugen sind Joalland, Teilnehmer der Expedition (und Komplize) von Voulet-Chanoine, und Meynier, der beinahe ihr Opfer geworden wäre.[408]

In Wirklichkeit war die Affäre Voulet-Chanoine, wie J. Rodes in der „Revue Blanche" bestätigte, „absolut typisch" für das Vorgehen der Kolonialmilitärs. Hätten Voulet und Chanoine nur Schwarze getötet, wäre ihre Zuchtlosigkeit über die Nichtachtung empfangener Befehle nicht hinausgegangen, so wären sie, wie viele andere, „glänzende Offiziere" geblieben. Aber sie gingen so weit, daß sie einen Weißen töteten und, was schlimmer war, noch dazu einen Oberst. Mit diesem Tage wurden sie zu „Kriminellen", und man mußte, um das „Verbrechen" zu decken, sich aus Schicklichkeitsgründen auf Wahnsinn berufen.

Wiederholen wir die Einzelheiten der Affäre. Voulet und Chanoine hatten bereits im Mossi-Lande zusammengearbeitet. Voulet ist Hauptmann, als er

[407] Erwähnter Artikel von *J. Rodes,* in: La Revue Blanche, a. a. O.; *Vigné d'Octon,* La Gloire du sabre.

[408] *Joalland,* Le drame de Dankori, Paris 1930, und vor allem General *Meynier,* La mission Joalland-Meynier, Paris 1947. Joalland schreckt nicht davor zurück, die begangenen Verbrechen zu verschleiern. Bis zum Augenblick ihrer Gehorsamsverweigerung erklärt er seine Solidarität mit Voulet und Chanoine: „Ich muß ihnen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich mich in ihrer Schule herangebildet habe." (S. 12). Siehe auch Frau *Klobb,* A la recherche de Voulet, Paris 1931. (Gibt Auszüge aus den Tagebüchern von Klobb und Meynier.)

mit der Leitung der Expedition betraut wird. Als Mensch ist er von bescheidenem Benehmen, fast schüchtern. Chanoine wird uns als ein nüchterner, intelligenter Mensch geschildert, der über Organisationstalent verfügt, aber von sadistischer Grausamkeit ist. Er soll Voulet vollständig beherrscht haben. Wie dem auch sei, der eine wie der andere sind typische Abenteurer, die von Ehrgeiz verzehrt werden. Durch Schleicherei haben sie den Befehl über diese „Mission" erhalten, wovon sie sich Ehren und Beute versprechen.[409] Sie gehörten zu jenen, „die ‚nach deutscher Art' Erwägungen über die Erleichterung der Eroberungen durch Verbreitung von Schrecken anstellen, wobei sie vorschützen, der wirklich humane Krieg sei der schnellste, also der unbarmherzigste, ... [und] ihre Soldaten für sich einnehmen wollten, indem sie deren niedrigsten, am wenigsten zulässigsten Instinkten freien Lauf lassen." [410] In der Tat waren diese Begründungen nichts als Vorwände, um die Entfesselung ihrer eigenen Instinkte zu bemänteln. Sie praktizierten die Grausamkeit um der Grausamkeit willen, und wenn sie ihre Soldaten morden ließen, so hatten sie sicherlich nicht die Absicht, „sie für sich einzunehmen", indem sie Körperstrafen, Züchtigung oder Säbelschläge „zur Festigung der Disziplin" zum System erhoben.

Daneben gehörten Leutnant Joalland, Artillerieoffizier, Leutnant Péteau, Leutnant Pallier, Dr. Henric und drei Unteroffiziere (darunter Sergeant Laury, die Knechtsseele Chanoins, der Ausführer schmutziger Taten) zur Expedition. Die Truppe wurde im Sudan, besonders unter den Bambara, mit den üblichen Anwerbungsmethoden (Versprechung von Beute und Kriegssklaven) zusammengestellt. Der Expedition boten sich übrigens keine anderen Mittel dar. Waffen und Munition hatte man ihr im ausgiebigen Maße geliefert, unbedeutend waren jedoch die Kredite für die Besoldung und Verpflegung der Truppe. Das Ministerium war daher über die Methoden, die angewandt werden mußten, von vornherein völlig im Bilde.

Die Expedition bewegte sich in zwei Teilen den Niger abwärts auf Say zu, wovon die eine auf dem Wasser, die andere auf dem Landweg mit ausgehobenen Mossi-Trägern vorrückte. Nach der Ankunft in Say wurden die Träger zur Verhütung von Fluchtversuchen auf eine Insel im Niger gebracht, wo sie ohne jegliches Obdach blieben. Es ist im Monat Dezember 1898, und die Nächte sind kalt, daher starben mehr als einhundert Träger in weniger

[409] Chanoine ist der Sohn des amtierenden Kriegsministers.

[410] General *Meynier*, La mission Joalland-Meynier, a. a. O., S. 8/9.

als einem Monat.[411] Die zwei Gruppen vereinigten sich am 1. Januar 1899 in Sansanné-Haussa in der Nähe von Say. Diesen Marsch an den Tschad-See sucht man schnell zu beenden, zunächst aus politischen Gründen, um den Engländern und Deutschen zuvorzukommen, dann aber auch, weil er vor dem März, dem Beginn der heißen und trockenen Jahreszeit, in der die klimatischen Bedingungen die Ausführung des Unternehmens behinderten, beendet sein mußte. Auf der anderen Seite war ein diplomatischer Zwischenfall zu vermeiden und das Großbritannien durch die Konvention von 1898 zugewiesene Gebiet zu achten. Hinzu kam, daß das ganze Gebiet sehr wenig erkundet war. Die durch die Konvention getroffene Abgrenzung behielt Frankreich nur die halbwüstenhaften sahelischen Gebiete vor. Hatte das Scheitern von Cazemajou gezeigt, daß die „Zeit der Expeditionen vorüber war", so mußte der Durchzug einer mit Vieh und Gefangenen beschwerten Kolonne die gleichen Beschwerlichkeiten bieten, die Monteil 1890 hervorgehoben hatte. Eine zusätzliche Rolle spielten dabei die Schwierigkeiten in der Wasserversorgung. Schließlich hatten weder Voulet noch Chanoine jemals in der sahelischen Landschaft eine Expedition durchgeführt.

„Die bis dahin unabhängige Bevölkerung des Landes (im Osten des Niger) hatte die Ankunft dieser Horde von Eindringlingen, die beim Fehlen einer organisierten Versorgungskolonne und vorausberechneter Kredite für den Ankauf von Lebensmitteln ausgiebig davon Gebrauch machte, über alles herzufallen, was ihr auf ihrem Wege begegnete, sehr wenig begrüßt." [412] Die Truppen werden angegriffen, sie finden nur leere Dörfer und verschüttete Brunnen vor. Diese Niederlage zwingt dazu, zum Niger zurückzukehren. In der Nähe des Flusses wälzt sich die gewaltige vom Durst gepeinigte Herde an Beutevieh dem Wasser entgegen, wobei sie die Soldaten niederreißt und über sie hinwegschreitet. Aufgebracht durch diesen Mißerfolg, „rächen" sich Voulet und Chanoine, indem sie das *unter französischer Kontrolle*

[411] Die gleichen Abscheulichkeiten hatte die Mission Cazemajou begangen. Bei der Ankunft in Say zählte sie noch 223 Mossi-Träger, 177 andere wurden als fehlend, davon 167 als „flüchtig", 10 als erschossen, eingetragen. Der ganze Lohn der Träger für ihre Dienste (Reise entlang dem Nigerbogen zur Beförderung der Lasten der Expedition) bestand in 20–30 Stück Perlen für jeden Träger, was ungefähr 0,80 Franken entsprach. Dieses Wenige ist also alles, womit sie die Rückkehr in ihre Dörfer bestreiten konnten! (Kommandant *Chailley*, La mission du Haut-Soudan et le drame de Zinder, in: Bulletin de l'Institut Française d'Afrique Noire, Bd XVI, Serie B, Nr 3/4, 1954, S. 243–254.)

[412] General *Meynier*, La mission Joalland-Meynier, a. a. O., S. 23.

stehende Dorf Sansanné-Haussa mit Plünderung überziehen und einen Teil der Bevölkerung, darunter Dutzende von Frauen, niedermetzeln. Das gleiche Schicksal widerfährt Kerma, Dunga und sämtlichen Dörfern, die sich auf dem Wege der Kolonne, die sich den Niger abwärts bewegt, befinden. Der Kommandant der Station Say protestiert gegen das Verfahren der Kolonne. Diese umgeht daraufhin die Station und versucht, sich einen neuen Weg nach Osten zu bahnen. Sie zieht das Tal des Dallol Mauri entlang, eines zeitweilig wasserführenden Zuflusses des Niger. Dabei entsteht die Streitigkeit mit dem Leutnant Péteau, der nach Frankreich zurückgeschickt wird. Um sich zu verteidigen, schreibt und berichtet dieser über die Handlungen und Taten der Mission. Die Zeitung „Le Matin" veröffentlicht bloßstellende Auszüge seiner Briefe. In der Nacht vom 8. zum 9. Januar teilt man Patrouillen ein. „Patrouillen müssen sich an die Dörfer heranschleichen, sie mit blanker Waffe einnehmen [413], alles töten, was Widerstand leistet, die Einwohner in die Gefangenschaft fortschleppen und sich der Viehherden bemächtigen." Am 9. morgens kehrt die Patrouille mit 250 Rindern, 500 Schafen, 28 Pferden und 80 Gefangenen in das Lager zurück. Einige Schützen waren verwundet worden. Um ein „Exempel zu statuieren", läßt Hauptmann Voulet 20 Frauen, die Mütter sind, mit ihren kleinen und an der Brust liegenden Kindern ergreifen und sie einige hundert Meter vom Lager entfernt durch Lanzenstiche töten. Die Körper wurden später vom Kommandanten der Station Say gefunden.[414]

Seit dem 17. nimmt Voulet die Gewohnheit an, sich in das „Karree" der Offiziere die abgeschnittenen Hände der Leichen („als Beweisstück", für das der Soldat beglückwünscht wird) herantragen zu lassen. Die durch die Presse informierte französische Öffentlichkeit empört sich. Indessen ist Voulet, nachdem er den Widerstand der Haussa-Stämme gebrochen hat, erneut durch Wassermangel an der Fortbewegung gehindert. Seine kategorischen Instruktionen lauten, das den Engländern zugewiesene Gebiet auf alle Fälle zu meiden, da man kurz nach Faschoda keine neuen Komplikationen heraufbeschwören will.

Die Instruktionen achten, heißt den Rückzug auf sich nehmen. Das bedeutet das Scheitern der „großen Mission", welche Voulet und Chanoine sich so eifrig erbeten hatten, sogar als Péteau und die Anführer der Station Say und der Nachbarschaft sie bei der Regierung und der Öffentlichkeit in Mißkredit gebracht hatten. Es kommt darauf an, Erfolg zu haben, ganz gleich

[413] Am 9. wird ein Schütze, „weil er zu viele Patronen abgefeuert hat", erschossen.

[414] *P. Vigné d'Octon,* La Gloire du sabre, a. a. O., S. 40/41.

wie, und wäre es unter Mißachtung der erhaltenen Weisungen. Wieviele andere hatten damit schon Erfolg gehabt! Am 15. April entschließt sich Voulet, in das Großbritannien vorbehaltene Gebiet einzudringen und jede Kurierverbindung mit Frankreich abzubrechen. Damit befindet er sich außerhalb jeder Kontrolle. Der Erfolg der Mission soll all das kompensieren. Von nun an kennt die Furie der Zerstörung, die sich schon auf französischem Gebiet bekundet hatte, keine Grenzen mehr. Sämtliche Dörfer, die man antrifft, werden zerstört und verbrannt. Die Einnahme von Birni n'Koni, eines großen Ortes von 10 000 Einwohnern, beschließt eine schreckliche Schlächterei, bei der weder Frauen noch Kinder verschont werden. Derna und Tiberi erleiden das gleiche Schicksal. Die ungeheure Beute an Vieh und Gefangenen erhöht noch die Schwerfälligkeit der Kolonne.

Inzwischen hat Oberstleutnant Klobb, begleitet von Leutnant Meynier, den Befehl erhalten, sich der Mission auf die Fersen zu heften, um ihre Handlungen nachzuprüfen. Er führt eine „Mission" im tatsächlichen Sinne des Wortes, deren Mannschaftsstärke minimal ist und die nicht von Trägern begleitet wird. Diese Handvoll Männer hat die enorme Kolonne bald eingeholt, obwohl diese über acht Monate Vorsprung verfügte. Das bedeutet aber für Voulet und Chanoine trotz der „offenkundigen" Beweise für die „traurigen Vorfälle" der Kolonne nicht etwa eine starke Bedrohung. Es ist nicht einmal daran gedacht, ihnen ihren Ungehorsam gegenüber den empfangenen Weisungen vorzuwerfen. In den letzten Tagen vor der dramatischen „Vereinigung" beschließt Klobb, über Voulet ... einige Wochen verschärften Arrest zu verhängen. Aber das nicht etwa aus Ursache der entsetzlichen Verbrechen, deren Spuren er gesehen hat, sondern einzig und allein für ihre Flucht, für ihre Versuche, die Begegnung zu vereiteln! Denn die Regierungsbefehle lauteten ausdrücklich, daß Klobb die „Mission" in die Hand nehmen soll, der man an hoher Stelle weniger ihre Ausschreitungen als ihre *Verspätung* vorwirft. Ohne sich mit einer Reorganisation oder durch eine Vereinigung mit der Mission Foureau-Lamy aufzuhalten, mit denselben Menschen also, hat er so schnell als möglich den Tschad-See zu erreichen, um die tatsächliche Besitzergreifung der Nord- und Ostufer desselben, die Frankreich von den internationalen Abmachungen vorbehalten sind, zu vollziehen.

Die Aufzeichnungen des Leutnants Meynier, die durch die Zeugnisse des Wachtmeisters Toureau vervollständigt werden, beschwören zweifellos sehr eingehend die von der Kolonne begangenen Verbrechen. Einem Dorf jenseits von Say war das folgende Schicksal bereitet worden: „... Der Teil der Mission, der dort gerastet hatte, war sehr gut empfangen worden. Nachdem

man am folgenden Tag zahlreiche Träger verlangt hatte, flüchteten alle kräftigen Männer in den Busch. Einzig Greise, Frauen und Kinder blieben zurück. Man ließ sie alle herauskommen und, nachdem man sie in einer Reihe aufgestellt hatte, streckten Salvenfeuer sie bis auf den Letzten nieder..." [415] Als Folge dieses einzigen „Zwischenfalls" zählte man 111 Leichen. Meynier beschreibt die Spuren der Expedition wie folgt: „... Große Mengen verschiedener weggeworfener Dinge im Gras und auf den Pfaden... und vor allem angezündete Dörfer und verstreute menschliche Gebeine..." [416]

„Dundahé und Maraua waren die Hauptetappen vor der Ankunft in Birni n'Koni. Hier konnten wir auf dem Erdboden und zwischen den Ruinen der kleinen Stadt die verschiedenen Phasen des Angriffs, der Feuersbrunst und des Massakers erkennen... Die Gräben waren stellenweise mit Leichen ausgefüllt worden, um als Massengrab zu dienen, und hier und dort sah man menschliche Körperteile herausragen, an denen sich der Hunger großer ausgemergelter Hunde befriedigte. Je weiter die Kolonne vorrückte, desto häufiger und gräßlicher wurden diese schaurigen Eindrücke.

Es war im Umkreis des großen Dorfes von Tiberi, wo in den umgebenden Wäldchen Dutzende von Frauenleichen hingen. Oder man gewahrte an der Kreuzung zweier Wegspuren die Leiche irgendeines Führers, den man verdächtigt hatte, er habe die Mission irreleiten wollen. Der peinlichste Eindruck lag in der Begegnung mit den Leichen von zwei Mädchen im Alter von neun und zehn Jahren, die an einem großen Baumast am Rande des Waldes des kleinen Dörfchens Koran Kalko hingen... In den ansichtig gewordenen Dörfern waren die Brunnen fast überall zugeschüttet oder verunreinigt mit Haufen von Leichen, bei denen man kaum erkennen konnte, ob sie solche von Tieren oder aber von Menschen waren." [417]

Die Kundschafter, die Klobb vorausgeschickt hatte, erhalten von Voulet nur ausweichende Antworten. Ohne sich um die Befehle zu kümmern, die ihm gebieten, haltzumachen, stößt er immer weiter nach Osten vor. Aber seine Kolonne, die mit Tausenden von Gefangenen und Tieren belastet ist, kann nicht entweichen, und schließlich holt Klobb sie ein. Der Zorn Voulets und einiger seiner Mitreisenden erreichte seinen Höhepunkt. Voulet soll sich also an der Spitze der Kolonne absetzen, seine Hoffnungen, zum „Helden des Tschad" zu werden, zerstören lassen. Alle persönlichen Reichtümer, die

[415] Bezeugung seitens Toureau, in: *P. Vigné d'Octon*, a. a. O., S. 142/43.
[416] General *Meynier*, La mission Joalland-Meynier, a. a. O., S. 39.
[417] Ebenda, S. 39/40.

er bei den Plünderungen angehäuft hat, sollen ihm zum Vorteil desjenigen, der seine Stellung an sich reißt, verlorengehen.[418]

Daß der Blutrausch, dem er sich seit Wochen hingibt, daß die zugleich niederdrückende und überreizende Wirkung des Klimas eine Rolle gespielt haben, ist möglich. Auf alle Fälle entscheidet sich Voulet dahingehend, lieber die Brücken abzubrechen und das Abenteuer auf seine persönliche Rechnung zu nehmen, als das Scheitern seiner Hoffnungen anzuerkennen. Und diese Entscheidung liegt in der logischen Linie seines ganzen früheren Verhaltens, des „normalen" Verhaltens einer großen Anzahl „mittlerer" Offiziere des Sudan. Im allgemeinen hatten sie weder die Gelegenheit noch die Möglichkeit zu einem solchen Schritt. Voulet hat für ihn den Vorwand und glaubt, die Macht dazu zu haben.

Bei der Ankunft von Klobb schickt er ihm den folgenden einfachen Zettel: „Wenn Sie einen Schritt weitergehen, werde ich Sie über den Haufen schießen." Darin hält er Wort. Klobb wird getötet, Meynier verwundet. Dieses „Drama von Dankori" ereignete sich am 14. Juli 1899. Voulet versucht, seine Gefährten und sogar Meynier dazu zu überreden, ihm in das Abenteuer zu folgen. Er werde sich in diesen Gebieten, die bis dahin außerhalb der Reichweite der europäischen Mächte waren, ein Königreich errichten. „... Was mich betrifft", sagt er ihnen, „so stehe ich außerhalb des Gesetzes. Ich verleugne meine Familie, mein Land, ich bin kein Franzose mehr, ich bin ein schwarzer Häuptling. Afrika ist groß, ich habe 600 Männer, die mir ergeben sind. Um mich zu fangen, wird es 5000 Männer und 20 Millionen Franken bedürfen. Ich fürchte nichts. Ich bedaure nichts von dem, was ich getan habe. Dieser Situation habe ich vier Tage entgegengesehen, und wenn sie sich wiederholen würde, so handelte ich ohne Zögern genauso. Kurz, meine Handlung an diesem Morgen ist keine andere Sache als ein Staatsstreich. Wären wir in Paris, so würde ich heute Herrscher von Frankreich sein." [419]

Gemeinsam mit Meynier verlangen jedoch Joalland und Pallier, die über die vorauszusehenden Folgen seiner Tat entsetzt sind, die Rückkehr nach dem Sudan. Voulet und Chanoine hatten ihre Rechnung ohne ihre Schützen

[418] Vgl. die Anrede Voulets an Klobb vor der Salve, die ihn niederstreckte: „Nun gut, warte ein wenig, Du bist hergekommen, um mein Vermögen zu stehlen, gleich werde ich Dich getötet haben, Anhänger von Archinard und Borgnis-Desbordes!" (Vgl. Frau *Klobb,* A la recherche de Voulet, a. a. O., S. 161/162.)

[419] Auszüge aus dem Bericht Joallands, in der Kammer verlesen durch Kolonialminister Albert Decrais (Annales de la Chambre des Députés, Sitzung vom 30. Nov. 1900, S. 570/71).

gemacht. Diese hatten seit langem einen geheimen „Stab“ gebildet. Die Versprechungen von Voulet verlocken sie nicht mehr. Ohne Zweifel wollen sie weiterhin einen Raubkrieg führen, aber zu dem Zweck, ihre Beute nach Hause zu bringen. Als Voulet ihnen verkündet, daß keine Hoffnung auf die Rückkehr in den Sudan mehr besteht, ist ihre Entscheidung schnell getroffen. Sie bedeutet Aufruhr. Chanoine wird am 16. und Voulet am 17. getötet. Der „Loyalismus“ der Schützen, den Delafosse behauptet, um dem Skandal trotz allem einen erbaulichen Anstrich zu geben, hat mit ihrem Verhalten gar nichts zu tun. Die sehr einfachen Beweggründe zeigte die Untersuchung: Furcht vor der Grausamkeit der Führer, die zukünftig völlig selbstherrlich sein würden, und der Wunsch, in den Sudan zurückzukehren. Als die reorganisierte Expedition Zinder erreicht, bricht eine Empörung aus, und man muß sie, abgesehen von einer Handvoll von Freiwilligen, in den Sudan zurückschicken. Pallier wird sie zurückführen, während Joalland und Meynier bis zum Tschad-See weiterziehen.

Ist es sicher, daß Joalland sich von Anfang an den Methoden von Voulet und Chanoine entgegengestellt hat? Seine eigenen Äußerungen lassen sehr stark daran zweifeln. Péteau bezichtigt auf jeden Fall den Arzt Dr. Henric und die Unteroffiziere gleichermaßen wie die Führer der Mission. Nach der Ermordung von Klobb waren der Arzt und die Unteroffiziere übrigens bereit, den Führern der Mission Folge zu leisten. Sie begründen das später mit der Furcht, die sie vor ihren Vorgesetzten gehabt hätten.

Ist es sicher, daß sich nach Dankori die Methoden der Kolonne gewandelt haben? Meynier sagt es, wobei er allerdings betont, wie schwer es gewesen sei, die angenommenen Gewohnheiten zu verändern. Vor allem war es die Verringerung um 170 Mann, die es dem Rest der Mission ermöglichte, ohne größere Schwierigkeiten bis Ende Oktober den Tschad-See zu erreichen. Zinder, das die Bevölkerung verlassen hatte, wurde mit Plünderung überzogen.[420] Der Schatz des Sultans wurde wohlgemerkt in erster Linie geraubt. Das von einem Träger (?) gelegte Feuer sprengte die Pulverkammer in die Luft und damit einen Teil des Sultanspalastes. Als eine völlig normale Sache behandelt Meynier einen Raubzug gegen ein Dorf am Tschad, das zu Rabeh gehörte. Diesem Dorf wurde ein Rinderdiebstahl „zur Last gelegt“, und dieser Raubzug sollte dafür die Vergeltung sein. Dabei treibt man Vorräte und Rinder zusammen ... und beschlagnahmt bei einem Kaufmann drei Elfenbeinzähne.

420 Was bedeutet sonst der Schutz für die Magazine eines Kaufmanns, der sich in den Dienst der Franzosen gestellt hatte?

Das Tschad-Gebiet war bis dahin nur vom Kongo aus erreicht worden 1897 war Gentil mit einem Kanonenboot an den Tschad-See gekommen, aber auf zahlreiche Schwierigkeiten gestoßen. An Stelle der zerstreut lebenden Bevölkerungen des Kongo – die nur einen sporadischen Widerstand zu leisten vermocht hatten – traf man hier nur auf gut organisierte Sultanate, auf die alten Monarchien von Bagirmi und Kanem und auf die neu gegründeten Staaten Rabehs und Mohamed es Senussis. Zu ihrer Unterwerfung bedurfte es größerer Truppenstärken, die versorgt werden mußten. Die auf diesen Umstand zurückgehenden Trägerdienste riefen in Kongo große Leiden und zahlreiche Aufstände hervor. Aber auch hier konnte man die bestehenden Spaltungen zu Hilfe nehmen. Bei Kanem und Bagirmi, die von Rabeh verwüstet oder bedroht waren, fand man Gegenliebe für ein Bündnis. Man erwirkte die Neutralität des Senussi-Sultans von Darkuti. So konnten sich alle Anstrengungen gegen Rabeh, den gefährlichsten Gegner, konzentrieren.[421]

Ebenso wie Samori hatte Rabeh seinen Aufstieg nicht seiner Herkunft zu verdanken. Er war der Milchbruder des ägyptischen Gouverneurs vom Bahr el Ghazal, Zobeïr Pascha, zu dessen Vertrauensperson er geworden war. Nachdem Zobeïr Pascha nach Kairo zurückberufen und dort festgesetzt worden war, empörte sich Rabeh zusammen mit dessen Sohn Suleiman. Während Suleiman besiegt wird und sich unterwirft, lehnt Rabeh für seinen Teil die Unterwerfung ab und zieht sich mit den Resten seiner Armee nach Westen zurück. Dieser Abmarsch erfolgte gegen 1878. Er setzt Senussi als Vasall zum Sultan von Darkuti ein und zerstört Massenya, die Hauptstadt von Bagirmi, dessen Sultan sich weigert, seine Oberherrschaft anzuerkennen. Im gleichen Jahre (1893) greift er Hachem von Bornu, den Abkömmling von El Kanemi, an und tötet ihn. Die alte Hauptstadt Bornus, Kuka, wird dem Erdboden gleichgemacht, und Rabeh erbaut sich eine neue Hauptstadt in Dikoua. Im Westen hält ihn der Sultan von Sokoto auf, er versucht daher, sich im Süden des Tschad auszubreiten. Er verheert Bagirmi (1898) ein zweites Mal und zerstört die kleine, von Gentil unter dem Befehl von Brétonnet zurückgelassene Station am 18. Juli 1899.

Rabeh verfügt über einen neuen, aber mächtigen Staat. In den wenigen Monaten nach der Einnahme von Kuka schuf Rabeh unter Ausnutzung der vorhandenen alten Struktur in Bornu einen Staat von bemerkenswerter Organisation, der militärisch stärker war als irgendein anderer Staat dieses Teils des Sudan. Seine Gegner müssen sein Geschick als Stratege und seine

[421] Siehe *E. Gentil,* La Fin de l'Empire de Rabeh, Paris 1902, ebenso die angeführten Werke von General Meynier.

Tapferkeit anerkennen. Bei Kusseri stellte er sich ihnen in offener Schlacht entgegen, obwohl er die Überlegenheit ihrer Mittel sehr wohl kannte. Aber es sei wiederholt, daß er sogar den schwachen Truppenmengen der Mission Joalland-Meynier, Foureau-Lamy und Gentil, die sich schließlich zu Beginn des Jahres 1900 an den Ufern des Tschad-Sees zusammenfanden, nicht standhalten konnte.

Wie Samori – aber für ihn mit viel mehr Schwierigkeiten verbunden –, kann er sich Waffen (über Ägypten) nur im Austausch für Sklaven verschaffen. Hier ernährt wieder der Krieg den Krieg, aber er ernährt ihn schlecht. Die Bewaffnung von Rabeh ist trotz der Waffenlager, die er geschaffen hat, um die Unzulänglichkeit der Einfuhren zu mildern, uneinheitlich und mittelmäßig. Seine Artillerie steht hinter der seiner Gegner zurück. Am 29. Oktober 1899 liefern ihm bei Kuno [422] die unter dem Befehl von Robillot vom Schari aus herangeführten Truppen ein Gefecht, das unentschieden bleibt. Am 22. April 1900 wird Rabeh bei Kusseri von den vereinigten Kräften der drei Missionen am Tschad-See vollkommen geschlagen. Nach der Vertreibung aus seinem Tata [423] kehrt er mit einer Handvoll Männer zurück und eröffnet quer durch die Palisade aus nächster Nähe das Feuer auf den französischen Stab.

„Während schon die Plünderung die Zucht unserer Truppen lockerte, trat eine kurze Stockung in der Offensive ein. Hauptmann von Cointet wird an der Seite des Kommandanten Lamy, der ebenfalls – die Brust zerschossen, der rechte Arm zerfleischt – fällt, getötet. Hauptmann de Chambrun, der Gehilfe des Kommandanten, wird ebenfalls am rechten Arm verwundet. Das Ganze war im Handumdrehen geschehen." [424]

Die Verfolgung der sich zur Flucht wendenden Angreifer wird sofort aufgenommen, und diese werden niedergemetzelt. Unter den Leichen erkennt man diejenige Rabehs. Einige Augenblicke später stirbt auch der sehr verwundete Kommandant Lamy. Fadl Allah, der Sohn Rabehs, versucht einige Zeit vergeblich, den Widerstand fortzusetzen. Aber die französischen

[422] Kuno, in das sich Sultan Gaurang von Bagirmi geflüchtet hatte, war von Rabeh eingenommen worden. Die Bestürmung durch die vom Schari herangeführten Truppen hatte kein anderes Ergebnis als sehr schwere Verluste. Die Truppen vom Schari ziehen sich aus „Munitionsmangel" auf Fort-Archambault zurück. Andererseits räumte Rabeh freiwillig am 8. November Kuno, was es erlaubte, ein zweifelhaftes Gefecht in Frankreich als Sieg hinzustellen.

[423] Erdfestung.

[424] Kommandant *Reibell,* La mort du commandant Lamy, in: Bulletin du Comité de l'Afrique française, Nr 11, 1900, S. 355.

Truppen „säubern“ das Gebiet, das im Süden des Tschad-See den Engländern und Deutschen vorbehalten ist. Er stirbt 1901. Wie es bereits im Sudan geschehen war, teilten die Sieger den Nachlaß (und die Frauen) des Besiegten. Gentil hatte noch 1907 eine der Frauen Rabehs bei sich, andere werden an die Diener verteilt, darunter an jenen Diener Gentils, der später seine Laufbahn als „Chef supérieur“ in Kamerun beschließen wird. Aber der Hauptteil des Reiches Rabehs geht an die Engländer über, die dort unter ihrem Protektorat einen Vertreter der von El Kanemi abstammenden Dynastie einsetzten.

Mit der Schlacht von Kusseri und dem Jahre 1900 kann man die Ära der Eroberung als abgeschlossen ansehen. Die territoriale Aufteilung ist beendet. Es wird sich zukünftig nur noch um einige Veränderungen handeln. So berichtigt das französisch-englische Übereinkommmen vom 8. April 1904 die Grenzen am Niger zugunsten Frankreichs, wobei Frankreich einige Gebiete erhält, die zu den Sultanaten von Tessaua und Zinder gehören. Das Abkommen setzt die Grenzen am Gambia-Fluß fest, wo Frankreich auf seine Ansprüche verzichtet und dafür die Los-Inseln erhält. Die tatsächliche und völlige Besetzung ist ohne Zweifel weit von einem Abschluß entfernt, besonders gilt das für die Waldgebiete der Elfenbeinküste und Äquatorialafrikas. Die Grenzgebiete der Sahel oder der Wüste bleiben zu erobern. Die Eroberung von Wadai erfolgt erst 1909 mit der Besetzung der Hauptstadt Abeschr. Noch dazu wird diese Besetzung durch innere Konflikte erleichtert. Gegen den Sultan Dudmurra, der den Kampf bis 1911 fortsetzt, bedienen sich die französischen Behörden des aufständischen Offiziers Acyl, der 1909 als Sultan eingesetzt und 1912 in dem gleichen Augenblick, wo die Unterwerfung Dudmurras ihn überflüssig macht, abgesetzt wird. Der Sultan von Darkuti, Mohamed es Senussi, französischer „Schützling“, dem man jedoch Rache geschworen hatte wegen des Falles Crampel, wird 1911 getötet, sein abgesetzter Sohn ein Jahr später.

Zur selben Zeit vollzieht sich von Französisch-Westafrika her die Besetzung der saharischen Gebiete. 1907 bis 1909 führt Gouraud einen Feldzug im mauretanischen Adrar durch und gründet die Station von Atar. Tischit wird 1911 besetzt und der Emir von Adrar, Ahmed ould Aïda, gefangengenommen. Die Verbindung mit Marokko ist damit hergestellt. Weiter im Osten werden 1904 Air, 1905 Kawar und Bilma besetzt. Der Widerstand in diesen wie in anderen Gebieten geht während und nach dem ersten Weltkrieg weiter. Wir werden noch darauf zurückkommen. Jetzt beginnt die Zeit der ständigen Ausbeutung und der Schaffung des verwaltungsmäßigen und politischen Systems der Kolonialherrschaft.

Bibliographie

Wie man leicht verstehen wird, ist diese Bibliographie nicht erschöpfend: sie wurde entsprechend den Kapiteln des Textes angeordnet und beschränkt sich auf die Liste der wichtigsten Quellen, die benutzt oder herangezogen wurden und deren ständige Nennung im Text aus Raummangel unterbleiben mußte.

Die einzelnen Werke sind für die Kapitel angeführt, für die sie hauptsächlich von Bedeutung sind. Schließlich sind die Arbeiten, die sich im wesentlichen auf die gegenwärtige Periode und die zeitgeschichtlichen Umwandlungen der afrikanischen Gesellschaften beziehen, in dieser Bibliographie systematisch ausgelassen worden. Der Leser wird sie in der Bibliographie des zweiten Bandes finden.

Verwendete Abkürzungen

B.C.E.H.S.	Bulletin du Comité d'Études historiques et scientifiques de l'A.O.F.
B.I.E.C.	Bulletin de l'Institut d'Études centrafricaines.
B.S.E.C.	Bulletin de la Société d'Études camerounaises.
B.S.R.C.	Bulletin de la Société de Recherches congolaises.
C.I.A.O.	Conférence internationale des Africanistes de l'ouest.
C.O.M.	Cahiers d'Outre-Mer.
I.F.A.N.	Institut français d'Afrique noire.
E.C.	Études camerounaises.
E.D.	Études dahoméennes.
E.E.	Études éburnéennes.
E.G.	Études guinéennes.
E.M.	Études mauritaniennes.
E.S.	Études sénégalaises.
O.R.S.T.O.M.	Office de la Recherche scientifique et technique outre-mer.

Gesamtübersichten

a) Bibliographien

Bruel, G., Bibliographie de l'Afrique équatoriale française, Paris 1914.

Joucla, E., Bibliographie de l'Afrique occidentale française, Paris 1912 [Neuausg. 1937].

Lambert, J., Catalogue de l'Institut d'Études centrafricaines, Montpellier 1951.

Richard-Molard, J., Bibliographie de l'A.O.F., in: L'Information géographique, Nov./Dez. 1948, S. 179/80.

Robequain, Ch., La géographie française dans les terres africaines de l'Union française au sud du Sahara, in: L'Information géographique, Jan./Febr. 1957, S. 22–27.

Siehe auch: *Bibliographie géographique internationale* sowie die bibliographischen Auswertungen der einzelnen Zeitschriften – besonders *Africa*, London, *Bulletin de l'I.F.A.N.*, Dakar *Journal de la Société des Africanistes*, Paris, *Zaïre*, Brüssel – und schließlich die Bibliographien in den Nachschlagewerken.

b) Werke

Akindélé, A., Le Dahomey, Paris 1955.

Avice, E., La Côte d'Ivoire, Paris 1951.

Bernhard, A., Sahara et Afrique occidentale, Paris 1939 (Géographie universelle, XI, 2).

Brasseur, G., L'A.O.F., Dakar 1957.

Bruel, G., L'Afrique équatoriale française, Paris 1930.

– La France équatoriale africaine, Paris 1935.

Capot-Rey, R., Le Sahara français, Paris 1953.

Delavignette, R., L'Afrique occidentale française, Paris 1931.

Deloncle, L'A.O.F., Paris 1934.

[Encyclopédie maritime et coloniale], L'A.O.F. (2 Bde), (hg. v. *E. Guernier*), Paris 1949.

[Encyclopédie maritime et coloniale], A.E.F. (hg. v. *E. Guerier*), Paris 1950.

Fitzgerald, Africa, London 1945⁵.

Froelich, J. C., Cameroun-Togo, Paris 1935.

Gautier, E. F., L'Afrique noire occidentale, Paris 1935.

Harrison-Church, R. J., West Africa, London 1957.

Houis, M., La Guinée française, Paris 1953.

Jaeger, F., Afrika, Leipzig 1928.

Labouret, H., Le Cameroun, Paris 1937.

Lembezat, B., Le Cameroun, Paris 1954.

Maigret, J., L'A.E.F., Paris 1931.

Maroix, General, Le Togo, Paris 1938.
Pouquet, J., L'Afrique occidentale française, Paris 1954.
– L'Afrique équatoriale française, Paris 1954.
Richard-Molard, J., Afrique occidentale française, Paris 1948 [1956[3]].
Séré de Rivières, E., Le Niger, Paris 1952.
Séré de Rivières, E., Le Sénégal, Dakar, Paris 1955.
Trezenem, E., L'Afrique équatoriale française, Paris 1955.
Viguier, P., Le Soudan français. – Ressources et possibilités, Koulouba 1945.
Weulersee, J., L'Afrique noire, Paris 1934.
Ziegle, H., Afrique équatoriale française, Paris 1952.

Kapitel I

Arnaud, G., Les ressources minières de l'A.O.F., in: Bulletin du Service des mines de l'A.O.F., Nr 8, 1945.
Arnould, M., Aymé, J.-M., Guillaume, R., Nouvelle stratigraphie des séries primaires du Nord du Fouta-Djalon (Guinée-Sénégal), in: Bulletin de la Société géologique de France, 1959, 7. Serie, Bd I, Nr 6, S. 631–634.
Aubert, G., Les Sols de la France d'outremer, Paris 1941.
– Classification des sols tropicaux, in: Bulletin an. de l'O.R.S.T.O.M., 4. Viertelj. 1958.
Aubert, G., u. *Maignien, R.*, Les Sols du Sénégal au nord de la Gambie britannique, Comptes rendus de la Conférence de pédologie méditerranéenne, Alger-Montpellier, 1947, S. 443–450.
– Les Sols et l'aménagement agricole de l'A.O.F., o. O. 1951.
Aubréville, A., Étude sur les forêts de l'Afrique équatoriale française et du Cameroun, Nogent-sur-Marne 1948.
– Climats, forêts et désertification de l'Afrique tropicale, Paris 1949.
– Contribution à la paléohistoire des forêts de l'Afrique tropicale, Paris 1949.
– Flore forestière soudano-guinéenne, Paris 1950.
Bachelier, G., u. *Laplante, A.*, Sur l'origine et la formation des cuirasses dites latéritiques dans l'Adamaoua (Nord-Cameroun), in: Comptes rendus de l'Académie des Sciences, 16. Nov. 1953.
Barat, Ch., Pluviologie et aquidimétrie dans la zone intertropicale, Dakar 1957.
Barbeau, J., u. *Gèze, B.*, Les coupoles granitiques et rhyolitiques de la région de Fort-Lamy (Tchad), in: Bulletin de la Société géologique de France, 6. Serie, Bd VII, Heft 4–5, 1957, S. 341–351.
Birot, P., Les dômes cristallins, in: C.N.R.S., Centre de documentation cartographique et géographique, mémoires et documents, Bd VI, 1958, S. 7–34.
Blanchot, A., Le précambrien de Mauritanie occidentale, esquisse géologique, in: Bulletin de la Direction fédérale des mines et de la géologie, Dakar 1955, Nr 17.
Cabot, J., Sur le passé de la cuvette tchadienne, in: Annales de géographie, Aug./Sept. 1961, S. 429–432.
Chételat, E. de, Le modelé latéritique de l'Ouest de la Guinée française, in: Revue de Géographie physique et de géologie dynamique, 1938, S. 120.
Darnault, P., Régime de quelques cours d'eau d'Afrique équatoriale et étude

de leur utilisation industrielle, Paris 1947.

Dars, R., Sur un phénomène de capture observé dans la boucle nord du Baoulé, affluent du Sénégal, in: Revue de Géomorphologie dynamique, VI, 1955, S. 262–265.

Daveau, S., *Lamotte, M.*, u. *Rougerie, G.*, sur la région de Bandiagara, Dakar 1959.

– Les Plateaux du Sud-Ouest de la Haute-Volta, (Fac. des lettres et sciences humaines de Dakar, travaux du département de Géographie, Nr 7), Dakar 1960.

Daveau, S., *Lamotte, M.*, u. *Rougerie, G.*, Cuirasses et chaînes birrimiennes en Haute-Volta, in: Annales de géographie, Sept./Okt. 1962, S. 460–482.

Demangeot, J., Pseudo-cuestas de la zone intertropicale, in: Bulletin de l'Association des Géographes français, Nr 296/97, Jan./Febr. 1961, S. 2–16.

Dresch, J., Notes de géomorphologie congolaise, in: Bulletin de l'Association des géographes français, 1946, Nr 181–182, S. 116–125.

– Pénéplaines africaines, in: Annales de Géographie, 1947, S. 125–137.

– Pénéplaines en Afrique noire française (Rapport de la commission pour la cartographie des surfaces d'aplanissement. Congrès International de Géographie, 1949, S. 140–148).

– Dépôts superficiels et relief du sol au Dahomey septentrional, in: Comptes rendus de l'Académie des Sciences, 7. April 1952.

– Plaines soudanaises, in: Revue de géomorphologie dynamique, 1953, S. 39–44.

– Pediments et glacis d'érosion, pediplains et inselbergs, in: Information géographique, Nov./Dez. 1957, S. 183–196.

Dresch, J., u. *Rougerie, G.*, Observations morphologiques dans le Sahel du Niger, in: Revue de géomorphologie dynamique, Apr./Juni 1960, S. 49–58.

Dubois, J., Note sur les variations climatiques durant le Quaternaire au Sénégal, III, C.I.A.O., Ibadan 1949, Lagos 1956, S. 76–79.

– Esquisse des différents types de sols de la moitié sud du Sénégal, in: Bull. agr. Congo belge, XL, 1959, Nr 1, S. 575–626.

Félix, H. J., A propos des savanes côtières de l'Ouest africain, in: Bull. agr. Congo belge, XL, 1949, Nr 1, S. 733/34.

Frolow, V., Une monographie du Niger moyen [C.R. de thèse], in: Annales de Géographie, 1936, S. 206–209.

– Les lacs du Niger, in: Bulletin de l'Association des géographes français, 1940, Nr 128–129, S. 32–34.

Guilcher, A., Dynamique et morphologie des côtes sableuses de l'Afrique atlantique, in: Cahiers de l'Information géographique, 1954, Nr 1.

– La région côtière du Bas-Dahomey occidental, étude de géographie physique et humaine appliquée, in: Bull. I.F.A.N., XXI–B, 3–4, Juli/Okt. 1959, S. 357–424.

Guilloteau, J., [mises au point], in: Sols africains, Nr 1, Bd II, Jan./Apr. 1952, S. 60–79.

– Le problème des feux de brousse et des brûlis dans la conservation des sols en Afrique au sud du Sahara, in: Sols africains, Nr 2, Bd IV, [1955], S. 65–104.

Isnard, H., Mécanisme du climat de l'Ouest africain, in: L'Information géographique, Mai/Juni 1952, S. 98–100.

Jaeger, P., Physiographie du massif de Kita (Soudan français), in: Revue de géomorphologie dynamique, 1951, S. 1–31.

Jaeger, P., u. *Sarovoy, M.,* Les grès de Kita (Soudan occidental). Leur influence sur la répartition du peuplement végétal, in: Bulletin I.F.A.N., XIV, 1952, S. 1 bis 18.

Lamotte M., u. *Rougerie, G.,* Coexistence de trois types de modelé dans les chaînes quartzitiques du Nimba et du Simandou (Haute-Guinée), in: Annales de géographie, 1952, S. 432–442.

– Les niveaux d'érosion intérieurs dans l'Ouest africain, in: Recherches Africaines, (Konakry) 1961, Nr 4, S. 51–70.

Laplante, A., u. *Bachelier, G.,* Un processus pédologique de la formation des cuirasses latéritiques dans l'Adamaoua (Nord-Cameroun), in: Revue de géomorphologie dynamique, V, 1954, S. 214–227.

[Latérites], in: Bulletin bibliographique (Supplement zur Juli/August-Nummer 1953), Bureau interafricain des sols et de l'économie rurale.

Le Bourdiec, P., Aspects de la morphogénèse plio-quaternaire en basse Côte d'Ivoire, in: Revue de géomorphologie dynamique, März/Apr. 1958, S. 35–42.

– Contribution à l'étude géomorphologique du bassin sédimentaire et des régions littorales de Côte d'Ivoire, in: Études éburnéennes (Abidjan), Bd VII, 1958, S. 7–96.

Leclerc, J.-C., Structure et relief de l'Afrique occidentale, in: Études rhodaniennes, XX, 1945, Heft 2, S. 149–172.

Leclerc, J. C., u. andere, La chaîne du Nimba, Essai géographique, Dakar 1955.

Legoux, P., Esquisse géologique de l'A.O.F., in: Bulletin du Service des mines de l'A.O.F., Nr 3, 1939.

Maignien, R., Le Cuirassement dès sols en Guinée, Mémoires du Service de la carte géologique d'Alsace et de Lorraine, 1958, Nr 16.

– Les sols subarides au Sénégal, in: Agronomie tropicale, XIV, Sept./Okt. 1959, Nr 5, S. 535–572.

Marvier, L., Notice explicative de la carte géologique d'ensemble de l'Afrique occidentale française, in: Bulletin de la direction des mines de l'A.O.F., Dakar 1953, Nr 16.

Meynier, A., Air équatorial et front intertropical, in: Norois 1957, Nr 2, S. 161–173.

Michel, P., L'évolution géomorphologique des bassins du Sénégal et de la Haute-Gambie, in: Revue de géomorphologie dynamique, Nr 5–12, Mai/Dez. 1959, S. 117–143.

Monod, Th., L'Adrar mauritanien, esquisse géologique, in: Bulletin de la direction des mines de l'A.O.F., Dakar 1952, Nr 15, I u. II.

Palausi, G., Au sujet du Niger fossile dans la région de Tombouctou, in: Revue de géomorphologie dynamique, VI, 1955, S. 217/18.

Pélissier, P., u. *Rougerie, G.,* Problèmes morphologiques dans le bassin de Siguiri (Haut-Niger), in: Bull. I.F.A.N., XV, Nr 1, 1953, S. 1–47.

Pias, J., u. *Guichard, E.,* Origine et conséquences de l'existence d'un cordon sableux dans la partie S.O. de la cuvette tchadienne, in: Comptes rendus de l'Académie des Sciences, 4, Februar 1957, S. 791–793.

Pitot, A., L'homme et les sols dans les steppes et savannes d'A.O.F., in: C.O.M., 1952, S. 215–240.

Pougnet, R., Le précambrien du Dahomey, in: Bulletin de la direction fédérale des mines et de la géologie, Dakar 1958, Nr 22.

Pouquet, J., Aspects morphologiques du Fouta-Djalon, in: Revue de géographie alpine, 1956, 2, S. 231–246.
– Le plateau de Labé (Guinée française, A.O.F.). Remarques sur le caractère dramatique des phénomènes d'érosion des sols et sur les remèdes proposés, in: Bulletin I.F.A.N., XVIII–B., Nr 1, 1956, S. 1–24.
Renault, Ph., Processus morphogénétiques des Karsts équatoriaux, in: Bulletin Ass. des géographes français, Nr 282–283, März/April 1959, S. 15/16.
– Le Karst du Kouilou, in: Revue de géographie de Lyon, XXXIV, 4, 1959, S. 305–314.
Richard-Molard, J., Les traits d'ensemble du Fouta-Djalon, in: Revue de géographie alpine, 1943, Nr 2, S. 199–214.
Robequain, C., La végétation forestière de l'A.O.F. et du Togo, in: Annales de géographie, 1939, S. 163–170.
– Notes sur le Gabon, in: Bulletin de l'Association des géographes français, 1946, Nr 175–176, S. 24–32.
Rocci, G., Formations métamorphiques et granitiques de la partie occidentale du pays Reguibat (Mauritanie du Nord), in: Bulletin du service de géologie et de prospection minière, Dakar 1959, Nr 25.
Roch, E., Les reliefs résiduels ou Inselberge du bassin de la Bénoué (Nord-Cameroun), in: Comptes rendus de l'Académie des Sciences, 2. Jan. 1952.
Rougerie, G., Le pays de Sanwi. Esquisse morphologique du sudest de la Côte-d'Ivoire, in: Bull. de l'Association des géographes français, 1950, Nr 212–213, S. 138–145.
– La dissolution de la silice en milieu tropical humide (Congrès international de géographie de Washington, Abstract of papers, publications Nr 6, S. 77).
– Existence et modalités du ruissellement sous forêt dense de Côte-d'Ivoire, in: Comptes rendus de l'Académie des Sciences, Jan. 1958, Nr 2, Bd 246, S. 290/91.
– Acidité des eaux en milieu forestier intertropical, in: Comptes rendus de l'Académie des Sciences, Jan. 1958, Nr 3, Bd 246, S. 447–449.
– Latéritisation et pédogénèses intertropicales, in: Information géographique, Nov./Dez. 1959, Nr 5, S. 199–205.
– Le façonnement actuel des modelés en Côte-d'Ivoire forestière, Dakar 1960.
– Modelés et dynamiques de savane en Guinée orientale, in: Recherches Africaines (Conakry) 1961, Nr 4, S. 24–50.
Rougerie, G., u. *Lamotte, M.,* Le mont Nimba, in: Bulletin de l'Association des géographes français, 1952, Nr 226–228, S. 113–120. (Auch in: 5e C.I.A.O., Abidjan 1953, S. 89–95.)
Sabot, J., Les Latérites, Congrès géologique international; comptes rendus de la XIXe Session (Alger 1952), Alger 1954, Heft XXI, S. 181–192.
Sautter, G., Le Fouta-Djalon, in: Bull. de la Société languedocienne de géographie, Montpellier, 2. Serie, Bd XV, Nr 1, 1944, S. 3–76.
Scaetta, Résultats pédo-agronomiques de la mission Scaetta en Afrique occidentale française, in: Revue de botanique appliquée et d'agriculture tropicale, XX, 1940, S. 1–10.
Schnell, R., Remarques préliminaires sur les groupements végétaux de la forêt dense ouest-africaine, in: Bulletin I.F.A.N., XII, Nr 2, 1950, S. 297–314.
– La Forêt dense, Paris 1951.

Seck, A., La Moyenne-Casamance, in: Revue de géographie alpine, 1955, Nr 4, S. 707–756.
– Le Heug ou pluie de saison sèche au Sénégal, in: Annales de Géographie, 1962, S. 225–246.
Tricart, J., Influence des sols salés sur la déflation éolienne en Basse-Mauritanie et dans le delta du Sénégal, in: Revue de géomorphologie dynamique, V, 1954, S. 124–132.
– Carte géomorphologique du delta du Sénégal, in: Bull. de l'Association des géographes français, 1955, Nr 251–252, S. 98–117.
– Aspects géomorphologiques du delta du Sénégal, in: Revue de géomorphologie dynamique, VII, 1956, S. 65–86.
– Dégradation du milieu naturel et problèmes d'aménagement au Fouta-Djalon (Guinée), in: Revue de géographie alpine, 1956, Nr 1, S. 7–36.
– Comparaison entre les conditions de façonnement des lits fluviaux en zone tempérée et en zone intertropicale, in: Comptes rendus de l'Académie des Sciences, 29. Juli 1957, S. 555–557.
– Observations sur le façonnement des rapides des rivières intertropicales, in: Bull. de la section de géographie du Comité des travaux historiques et scientifiques, 1958, S. 289–332. XXIV, 1954, S. 7–24, u. 1959, S. 274–286.
– Présentation d'une feuille de la carte géomorphologique du delta du Sénégal au 1/50 000e, in: Revue de géomorphologie dynamique, Nr 5–12, Mai/Dez. 1959, S. 106–116.
– Géomorphologie dynamique de la moyenne vallée du Niger, in: Annales de Géographie, Juli/Aug. 1959, S. 333–343.
– Les caractéristiques fondamentales du système morphogénétique des pays tropicaux humides, in: Information géographique, Sept./Okt. 1961, S. 155–169.
– Quelques éléments de l'évolution morphologique de l'Ouest de la Côte d'Ivoire, in: Recherches Africaines, 1962, Nr 1, S. 31–39.
Tricart, J., u. *Brochu, M.*, Le grand erg ancien du Trarza et du Cayor, in: Revue de géomorphologie dynamique, VI, 1955, S. 145–176.
Trochain, J., Contribution à l'étude de la végétation du Sénégal, Paris 1940.
– Nomenclature et classification des types de végétation en Afrique noire occidentale et centrale. Recueil de travaux de l'Institut de Botanique de Montpellier, H. 2, 1946, S. 1–7.
Urvoy, Y., Les Bassins du Niger, Paris 1942.
Vogt, J., Aspects de l'évolution géomorphologique récente de l'Ouest africain, in: Annales de Géographie, Mai/Juni 1959, S. 193–206.
Vogt, J., u. *Black, R.*, Remarques sur la géomorphologie de l'Air, in: Bull. du Bureau de Recherches géologiques et minières, Nr 1, 1963, S. 1–29.

Kapitel II

Abdou Salam Kane, Du régime des terres chez les populations du Fouta sénégalais, in: B.C.E.H.S., Nr 4, 1935, S. 449–461.

Abel, H., Déchiffrement des poids à peser l'or en Côte-d'Ivoire, in: Journal de la Société des Africanistes, Bd XXII, 1952, S. 95–114, XXIV, 1954, S. 7–24, und XXIX, II, 1959, S. 273–86.

Adandé, A., Les décades des rois du Dahomey, Dakar 1962.

Adrian, J., u. *Sayerse, Ch.,* Les Plantes alimentaires de l'Ouest africain, Dakar 1955.

[L'Afrique noire entre hier et aujourd'hui], (Colloque), in: Annales E.S.C., 1958, Nr 1, S. 47–66.

Ahmed Lamine ech Chenguiti, El Wasît, in: E.M., Nr 5, 1953.

Akindélé, A., u. *Aguessy, C.,* Données traditionelles relatives aux Fon Dovinou de Savalou, in: Bull. I.F.A.N., XVII–B, Nr 3–4, 1955, S. 551–560.

Alexandre, P., Problèmes linguistiques des Etats négro-africains à l'heure de l'indépendance, in: Cahiers d'Études africaines, 6, Bd. II, S. 177–195.

Alexandre, P., u. *Binet, J.,* Le Groupe dit Pahouin (Fang, Boulou, Beti), Paris 1958.

Alimen, H., Préhistoire de l'Afrique, Paris 1955.

Allys, M., Monographie de la tribu des Dzems (N'goko-Sangha), in: B.S.R.C., Nr 11, 1930, S. 3–21.

André, P.-J., L'Islam noir, Paris 1924.

Arambourg, C., Récentes découvertes de paléontologie humaine en Afrique du nord française (3e Congrès panafricain de préhistoire, Livingstone 1955; London 1957, S. 186–194).

– L'hominien fossile d'Oldoway. Sa découverte et sa signification, in: Bull. de la Société préhist. française, LVII, 3–4 (1960), S. 223–227.

– La génèse de l'humanité, Paris 1961[6].

– Découverte au Maroc d'un crâne de néanderthalien, in: Bull. de la Société préhist. française, LIX, 7–8 (1962), S. 513/14.

– Le gisement de Ternifine, Paris 1963, 2 Bde.

Arbaumont, J. d', Le Tibesti et le domaine Teda-Daza, in: Bull. I.F.A.N., XVI–B, Nr 3–4, 1954, S. 255–306.

Arnaud, R., Les Formes anciennes de l'esclavage dans la boucle méridionale du Niger, Paris 1932.

[L'Art nègre], in: Présence africaine, Nr 10–11, 1951.

Assirelli, O., L'Afrique polyglotte, Paris 1950.

Aujas, L., Funérailles royales et ordre de succession au trône chez les Sérères du Sine, in: B.C.E.H.S., 1925, S. 501–508.

– Les Sérères du Sénégal, in: B.C.E.H.S., Nr 3, 1931, S. 293–333.

Badier, M., Monographie de la tribu des Batékés, in: B.S.R.C., Nr 10, 1929, S. 37–43.

Balandier, G., L'or de la Guinée française, in: Présence africaine, 1948, Nr 4, 1. Serie, S. 539–548.

– Chez les Négrilles du Moyen-Congo, in: Connaissance du Monde, Nr 10, 1957, S. 27–36.

Balandier, G., u. *Mercier, P.,* Les pêcheurs Lebou, in: E.S., Nr 3, 1952.

Baldé, Ch., Les associations d'âge chez les Foulbé du Fouta-Djalon, in: Bull. I.F.A.N., Nr 1, 1939, S. 89–109.

Baumann, H., u. *Westermann, D.,* Les Peuples et les civilisations de l'Afrique, Paris 1948.

Béart, Ch., Jeux et jouets de l'Ouest africain, Dakar 1955, 2 Bde.

– D'une sociologie des peuples africains à partir de leurs jeux, in: Bull. I.F.A.N., XXI–B, Nr 3–4, 1959, S. 271–328.

– Recherche des éléments d'une sociologie des peuples africains à partir de leurs jeux, Paris 1960.

Belan, A., L'or dans le Cercle de Koudougou, in: Notes africaines, Nr 31, Juli 1946, S. 9–12.

Bernus, E., Kobané, un village malinké du Haut-Niger, in: C.O.M., 1956, S. 239–262.

Bertaut, M., Contribution à l'étude des Négrilles, in: Bull. de la Société d'Études camerounaises, 1943, Nr 4.

Bertho, J., Note concernant les rois de Nikki (Dahomey), in: Notes africaines, Nr 35, Juli 1947, S. 8–10.

– L'Habitation des Somba (2e C.I.A.O., Bissão 1947, Lisboa 1950, Bd V, S. 95–104).

Binet, J., Le Mariage en Afrique noire, Paris 1959.

Blache, J., La campagne en pays noir, in: Revue de géographie alpine, 1940, S. 347–388.

– La question pastorale en A.O.F., in: Annales de géographie, 1942, S. 26–44.

Bochet, G., Le Poro des Diéli, in: Bull. I.F.A.N., XXI–B, Nr 1–2, 1959, S. 61–101.

Boiteau, P., Pourquoi la science condamne-t-elle le racisme? Paris, in: Cahiers du C.E.R.M., o. J.

Bonnet-Dupeyron, F., L'Agriculture en pays nomade (Congrès international de géographie de Lisbonne, 1949, Bd IV).

Bot Ba Njock, H. M., Prééminences Sociales et système politico-religieux dans la société traditionelle Bulu et Fang, in: Journal de la Société des Africanistes, XXX, II, 1960, S. 151–171.

Bouillé, R., Les Coutumes familiales au Kanem [Thèse de Droit], Paris 1937.

Bourjol, M., Théorie générale des coutumes africaines [Thèse de Droit], Toulouse 1953 [vervielfältigt, 420 S.]

– Essai sur la transformation et l'évolution dialectique de la famille africaine de la gens au ménage, in: Revue juridique et politique de l'Union française, Paris, Nr 1, Jan./März 1957, S. 81–100.

Bouscayrol, R., Notes sur le peuple Ebrié, in: Bull. I.F.A.N., 1949, Nr 3–4, S. 382–408.

Boyer, G., Un Peuple de l'Ouest soudanais, les Diawara, Dakar 1953.

Brasseur, G., Djenné, centre urbain traditionnel, (1re C.I.A.O., 1945, C.R., Bd II, Dakar 1951, S. 77).

Brévié, J., Islamisme contre naturisme au français, Paris 1922.

Brosset, D., Les Némadi, L'Afrique française, in: Bull. de Comité de l'Afrique française, XLII, Nr 9, 1932, S. 337–346.

Cabanac, P., Notes sur les tribus Ballalis et Bassoundis de la subdivision de Mayama (Moyen-Congo), in: B.S.R.C., Nr 7, 1925, S. 77–94.

Calame-Griaule, G., Notes sur l'habitation du plateau central nigérien, in: Bull. I.F.A.N., B–XVII, Nr 3–4, 1955, S. 477–498.

Cantrelle, P., L'endogamie des populations du Fouta sénégalais, in: Population, Nr 4, Aug./Sept. 1960, S. 665–675.

Capron, J., Univers religieux et cohésion interne dans les communautés villageoises Bwa traditionnelles, in: Africa, XXXII, 2, April 1962, S. 132–171.

Carbou, H., La Région du Tchad et du Ouadaï, Paris 1912, Bd I.

– Notice sur les Némadi, in: Annales et Mémoires C.H.E.S., 1917, S. 281–289.

Cardaire, M., Contribution à l'étude de l'Islam noir, Paris 1949.

– L'Islam et le terroir africain, in: E.S., Nr 2, 1954.

Chapelle, J., Nomades noirs du Sahara, Paris 1958.

Charles, L., Les Lobi, in: Revue d'ethnographie et de sociologie, 1911, S. 202–220.

Cheruy, P., Rapport sur les droits de propriété des Coladé dans le Chemama, supplément au journal officiel de l'A.O.F., 1910.

Clavier, J.-L., Coutumier Coniagui, in: Bull. I.F.A.N., XIV, 1952, S. 321–336.

Cline, W., The Teda of Tibesti, Borku, Kawar in the Eastern Sahara, Menasha (Wisconsin) 1950.

Cohen, M., Les Langues dites „chamitiques", Congrès I.I.L.C.A., Paris, Dez. 1931, 1932, S. 44–53.

– Les Résultats acquis de la grammaire comparée chamito-sémitique. Conférences de l'Institut de Linguistique de l'Université de Paris, Jg. 1933, Paris 1934.

– [Besprechung des Buches von *L. Homburger*, Les Langues négroafricaines], in: Journal asiatique, Nr 234, 1943–1945, S. 382–387.

– Langues chamito-sémitiques et linguistique historique, in: Scientia, 6. Serie, Bd 86, 1951, S. 304–310.

Coker, G. B. A., Family Property among the Yorubas, London 1958.

Colin, R., Situation de l'Art nègre, in: Présence africaine, XXVI, Juni/Juli 1959, S. 52–66.

Coppens, Y., Découverte d'un australopithéciné dans le villafranchien du Tchad, in: Comptes rendus de l'Académie des Sciences, Bd 252, Nr 24, 12. Juni 1961, S. 3851/52.

Cornevin, R., Les Bassari du Nord-Togo, Paris 1962.

[Coutumiers juridiques de L'A.O.F.], (3 Bde), Paris 1939.

Cremer, J., Les Bobo (la vie sociale), Paris 1924.

– Les Bobo (mentalité mystique), Paris 1927.

Cureau, A., Les Sociétés primitives de l'Afrique équatoriale, Paris 1912.

Daget, J., La pêche à Diafarabé, in: Bull. I.F.A.N., B–XVIII, Nr 1–2, 1956, S. 1–97.

Daigre, R. P., Les Bandas de l'Oubangui-Chari, in: Anthropos, 26, 5–6, 1931, S. 647–695, und 27, 1–2, 1932, S. 153–181.

Davy u. Moret, Des Clans aux empires (Bib. de synthèse historique), Paris 1923.

Dekeyser, P. L., Essai sur les singes fossiles et les hommes-singes de l'Afrique, in: Bull. I.F.A.N., XV, Nr 1, 1953, S. 185–219.

Delacour, A., Les Tenda (Koniagui, Bassari, Badyaranké) de la Guinée française, in: Revue d'ethnographie et de sociologie, Paris 1912, S. 287–299 und 370–381; 1913, S. 31–52 und S. 105–153.

– Sociétés secrètes chez les Tenda, in: E.G., Nr 2, 1947, S. 37–52.

– La propriété et ses modes de transmission chez les Coniagui et les Bassari, in: E.G., Nr 2, 1947, S. 53–56.

Delafosse, M., Les Noirs de l'Afrique, Paris 1921.
– Les Civilisations négro-africaines, Paris 1925.
Delarozière, R., Les institutions politiques et sociales des Bamiléké, in: Études camerounaises, Nr 25–26, 1949, S. 5–68, und Nr 27–38, 1949, S. 127–176.
Deschamps, H., Les Religions de l'Afrique noire, Paris 1954.
Deschamps, H., Traditions orales et archives au Gabon, Paris 1962.
– L'Afrique noire précoloniale, Paris 1962.
Despois, J., Des montagnards en pays tropical; Bamiléké et Bamoum (Cameroun français), in: Revue de géographie alpine, 1945, Nr 4, S. 595–634.
– Les genres de vie des populations de la forêt dans le Cameroun oriental, in: Annales de géographie, 1946, S. 19–35.
Dia, M., Réflexions sur l'économie de l'Afrique noire, Paris o. J.
Diagne, P., Linguistique et culture en Afrique, in: Présence Africaine, XLVI, 2. Vierteljahr 1963, S. 52–63.
Dieterlen, G., Mythe et organisation sociale au Soudan français, in: Journal de la Société des Africanistes, Bd XXV, 1955, S. 39–76, und Bd XXIX, Lfg I, 1959, S. 119–138.
– Essai sur la religion bambara, Paris 1951.
Dike, K. O., Trade and politics in the Niger Delta, Oxford 1956.
Dim Delobson, A. A., L'Empire du Morho-Naba, Paris 1932.
Diop, A., Nations nègres et culture, Paris 1955.
– L'Unité culturelle de l'Afrique noire, Paris 1959.
– L'Afrique noire précoloniale, Paris 1960.
– Evolution primitive de l'humanité – Evolution du monde noir, in: Bull. I.F.A.N., XXIV–B, 3–4, 1962, S. 449–541.
Dittmer, K., Die sakralen Häuptlinge der Gurunsi im Ober-Volta-Gebiet und die feudalen Fürstentümer im Sudan, in: Tribus, 9, Sept. 1960, S. 68–80.
Dresch, J., La riziculture en Afrique occidentale, in: Annales de géographie 1949, S. 295–312.
– Paysans montagnards du Dahomey et du Cameroun, in: Bull. de l'Association des géographes français, 1952, Nr 222–223.
– L'Occupation du sol en Afrique occidentale et centrale (Symposium international de Bordeaux), Bordeaux 1952.
Dry, L. P., Some Aspects of Hausa Family Structure, (IIIe C.I.A.O., Ibadan 1949), Lagos 1956, S. 158–163.
Dugast, I., L'agriculture chez les Ndiki de population Banen, in: B.S.E.C., Nr 8, 1944, S. 9–104.
– Monographie de la tribu des Ndiki, Paris 1955 [im wesentlichen Übernahme des vorhergehend angeführten Artikels].
Dulphy, G., Étude sur les coutumes sérères de la petite côte, in: L'Ethnographie, nouvelle série, Nr 17, 1939, S. 1–70.
Dunglas, E., Coutumes et mœurs des Bété, Paris 1939.
Dupire, M., La place du commerce et des marchés dans l'économie des Bororo nomades du Niger, in: Études Nigériennes, Nr 3, Niamey 1961.
– Peuls nomades, Paris 1962.
Dupuis-Yacouba, Note sur la population de Tombouctou (castes et association), in: Revue d'ethnographie et de sociologie, 1920, S. 233–236.
– Industries et principales professions des habitants de la région de Tombouctou, Paris 1921.

Eboué, A. F., u. *Simonin, N.*, Les Bayas de l'Ouham-Pendé, in: B.S.R.C., Nr 9, 1928, S. 32–38.

Engels, F., L'Origine de la famille, de la propriété privée et de l'Etat, Paris 1954.

– Kolloquium über Engels' Werk: Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates, in: La Pensée, Nr 66, März/April 1956.

Enjalbert, H., Les Kabré du Nord-Togo, in: C.O.M., 1956, S. 137–180.

[Esquisse ethnologique pour servir à l'étude des principales tribus des territoires du Cameroun français], in: B.S.E.C., 1943, Nr 3.

Even, M., Quelques coutumes des populations de la Haute-Sangha, in: B.S.R.C., Nr 11, 1930, S. 23–32.

Falkenburger, F., Les Australopithécinés et l'évolution du type sapiens (IIe Congrès panafricain de préhistoire, Alger 1952, Paris 1957, S. 137–320.)

[Femmes d'Afrique Noire], Recueil édité par Denise *Paulme*, Paris-La Haye 1960.

Fischel, M. H., Le Thaler de Marie-Thérèse, Dijon 1912 [Thèse de droit].

Forde, D., The governmental roles of associations among the Yako, in: Africa, XXXI, Okt. 1961, Nr 4, S. 309–323.

Fordoff, W., The Ashanti confederacy, in: Journal of African History, III, 3, 1962, S. 399–417.

Fortes, M., u. *Evans-Pritchard, E. E.*, *African Political Systems*, Oxford 1940.

Fortier, J., Rites et coutumes d'une tribu Sara, les Mbaye de Moïssala, in: Bull. I.F.A.N., XX–B, 1–2, 1958, S. 142–169.

Francis-Bœuf, Cl., L'industrie autochtone du fer en Afrique occidentale française, in: B.C.E.H.S., 1934, S. 403–464.

Frobenius, L., Kulturgeschichte Afrikas, Zürich 1933.

Frobenius, L., Mythologie de l'Atlantide, Übers. v. Gidon, Paris 1949.

Froelich, J. C., Les Konkomba du Nord-Togo, in: Bull. I.F.A.N., XI, 3–4, 1949, S. 409–437.

– Généralités sur les Kabré du Nord-Togo, in: Bull. I.F.A.N., XI, 3–4, 1949, S. 77–105.

– Notes sur les Naoudeba du Nord-Togo, in: Bull. I.F.A.N., Nr 1, 1950, S. 102–121.

– Ngaoundéré, in: E.C., Nr 43–44, 1954, S. 3–66.

– Le commandement et l'organisation sociale chez les Foulbé de l'Adamaua, in: E.C., Nr 45–46, 1954.

– Notes sur les Mboum du Nord-Cameroun, in: Journal de la Société des Africanistes, XXIX, Lfg. I, 1959, S. 91–117.

Gabus, J., Contribution à l'étude des Némadi, in: Bull. de la Société suisse d'anthropologie et d'ethnologie, 1951–1952, S. 49–83.

Gaden, H., Du régime des terres de la vallée du Sénégal au Fouta antérieurement à l'occupation française, in: B.C.E.H.S., Nr 4, 1935, S. 403–414.

Gamory-Dubourdeau, P.-M., Note sur les coutumes des Toubou du nord, in: B.C.E.H.S., Nr 1, 1926, S. 131–152.

– Notice sur les coutumes des Tomas, in: B.C.E.H.S., Nr 2, 1926, S. 288–350.

Garcia, Leutnant, Mœurs et coutumes des Tedâ du Tou, in: B.I.E.C., Nr 10, 1955, S. 167–210.

Garnier, C., u. *Fralon, J.*, Le Fétichisme en Afrique noire, Paris 1951.

Gaud, F., Les Mandja, Bruxelles 1911.

Gessain, M., Note sur les Badyaranké, in: Journal de la Société des africanistes, XXVIII, 1958, I–II, S. 43–89.

Gouilly, A., L'Islam dans l'Afrique occidentale française, Paris 1952.

Grall, Leutnant, Le secteur nord du cercle de Gouré, in: Bull. I.F.A.N., VII, Nr 1–4, 1955, S. 1–46.

Grandet, C., Les sédentaires du cercle de Tombouctou, in: C.O.M., 1957, S. 234–256.

Greenberg, J. H., Étude sur la classification des langues africaines, in: Bull. I.F.A.N., XVI–B, Nr 1–2, 1954, S. 83–142, und XVII–B, Nr 1–2, 1955, S. 59–108.

– Studies in African Linguistic classification, New Haven 1955.

– Langues et histoire en Afrique, in: Présence africaine, XLV, 1. Vierteljahr 1963, S. 35–45.

Grenier, Ph., Les Peuls du Ferlo, in: Cahiers d'outre-mer, 1960, S. 28–52.

Griaule, M., Masques dogons, Paris 1938.

– Les Arts de l'Afrique noire, Paris 1948.

– Dieu d'eau, Paris 1948.

– Le problème de la culture noire, in: L'Originalité des cultures, U.N.E.S.C.O., 1953, S. 374–401.

Griaule, M., u. *Lebeuf, J.-P.,* Fouilles dans la région du Tchad, in: Journal de la Société des africanistes, Bd XVIII, 1948, S. 1–116, und Bd XX, 1950, S. 1–152.

Guernier, E., L'Apport de l'Afrique à la pensée humaine, Paris 1952.

[L'Habitat au Cameroun], Paris 1952 [O.R.S.T.O.M.].

Hainchelin, Ch., Les Origines de la religion, Paris 1955.

Hau, K., Evidence of the Use of pre-portugese written characters by the Bini?, in: Bull. I.F.A.N., XXI–B, Nr 1–2, 1959, S. 109–154.

Haumant, J.-C., Les Lobi et leur coutume, Paris 1929.

Hauser, A., Notes sur les Omyéné du Bas-Gabon, in: Bull. I.F.A.N., XVI–B, Nr 3–4, 1954, S. 402–415.

Hazoumé, P., Le Pacte de sang au Dahomey, Paris 1937.

Heinzelin, J. de, Métallurgie primitive du fer dans la région de la Basse-Semliki, in: Bulletin de l'Académie royale de la société coloniale de Belgique, V, 1959, 3, S. 675–698.

Henry, J., Les Bambara, Münster 1910.

Herskovits, M. J., Dahomey, New York 1938.

– The Economic Live of primitive Peoples, New York, London 1940.

– Bases de l'anthropologie culturelle, Paris 1952.

– Anthropology and Africa. A wider Perspective, in: Africa, XXIX, 3, Juli 1959, S. 225–237.

Holas, B., Mission dans l'Est libérien, in: Mémoires I.F.A.N., Nr 14, Dakar 1952.

– Les Masques Kono (Haute-Guinée française), Paris 1952.

– Pratiques divinatoires des Kissi (Guinée française), in: Bull. I.F.A.N., XIV, Nr 1, 1952, S. 272–308.

– En marge de l'étude d'un culte ouest-africain, in: Le Monde non chrétien, Nr 27 u. 28, 1953.

– Le culte de Zié. Eléments de la religion Kono, Dakar 1954.

– Bref aperçu sur les principaux cultes syncrétiques de la Basse-Côte-d'Ivoire, in: Africa, Londres XXIV, 1954, S. 55–60.

– Note sur l'apparition du „vide spirituel" en Côte-d'Ivoire et sur ses conséquences, in: Revue de psychologie des peuples, Le Havre 1954, Nr 4, S. 398–404.

– Changements modernes de la pensée religieuse Baoulé (Côte-d'Ivoire, in: Le Monde non chrétien, Nr 31, 1954, S. 265–275.)

– Fondements spirituels de la vie sociale Sénoufo, in: Journal de la Société des africanistes, Bd XXVI, 1956, S. 9–32.

Holas, B., Les Sénoufo (einschließlich der Minianka), Paris 1957.

– Cultures matérielles de la Côte-d'Ivoire, Paris 1960.

– Les Toura, Paris 1962.

Homburger, L., Les Langues négro-africaines, Paris 1941.

– L'Inde et l'Afrique, in: Journal de la Société des africanistes, Bd XXV, 1955, S. 13–18.

– La linguistique et l'histoire de l'Afrique, in: Bull. I.F.A.N., XX–B, Nr 3–4, 1958, S. 554–561.

Houis, M., Etat des connaissances linguistiques dans l'Ouest africain et perspectives de recherches, in: Orbis, 5, 1, 1956, S. 169–184.

– Quelques données de toponymie ouest-africaine, in: Bull. I.F.A.N., XX–B, Nr 3–4, 1958, S. 562–575.

Huard, P., u. *Charpin, M.*, Contribution à l'étude anthropologique des Téda du Tibesti, in: Bull. I.F.A.N., XXII–B, Nr 1–2, 1960, S. 179–201.

– Aspect sociologique d'une enquête anthropologique sur les Téda du Tibesti, in: Bull. I.F.A.N., XXIV–B, 3–4, 1962, S. 575–583.

Hurault, J., Quelques aspects de la structure des montagnards Kirdi du Nord-Cameroun, in: Bull. I.F.A.N., XX–B, 1958, 1–2, S. 111–122.

– Structure sociale des Bamiléké, Paris [1962.

Idiart, P., Métayage et régimes fonciers dans la région du Faguibine, in: Études rurales, Nr 2, Juli/Sept. 1961, S. 37–59, und Nr 3, Okt./Dez. 1961, S. 21–44.

Jacquot, A., La langue des pygmées de la Sangha, in: B.I.E.C., 1959, Nr 17–18, S. 35–42.

– Notes sur la situation du Sango à Bangui, in: Africa, XXXI, 2, April 1961, S. 158–166.

Jean, S., Les Langbas, o. O. u. o. J. (vervielfältigt).

Joffroy, R.-P., Les coutumes des Diolas du Fogny (Casamance), in: B.C.E.H.S., Nr 2, 1920, S. 181–192.

Joire, J., La Place des Wolofs dans l'ethnologie sénégalaise, (1re C.I.A.O., 1945, C.R., Bd II, Dakar 1951, S. 272/73.

Joubert, Leutnant, Les coutumes et le droit chez les Kel Tadélé, in: Bull. I.F.A.N., Nr 1, 1939, S. 245–281.

Kaboré, G. V., Caractère féodal du système politique mossi, in: Cahiers d'Études africaines, 1962, S. 609–623.

Kamian, B., L'Afrique occidentale précoloniale et le fait urbain, in: Présence africaine, XXII, Okt./Nov. 1958, S. 76–80.

Keïta, F., Autour des placers du cercle de Siguiri, in: N.A., Nr 25, Jan. 1945, S. 16–18.

Keïta, M., A propos des placers du cercle de Siguiri, in: N.A., Nr 29, Jan. 1946, S. 29–32.

Kerharo, J., u. *Bouquet, A.*, Sorciers, féticheurs et guérisseurs de la Côte-d'Ivoire-Haute-Volta, Paris 1950.

Kronenberg, A., Die Teda von Tibesti, Horn-Wien 1958.

Labouret, H., Les Tribus du rameau Lobi, Paris 1931.

– Les Manding et leur langue, in: B.C.E.H.S., Bd XVII, Nr 1, 1934.

– Paysans d'Afrique occidentale, Paris 1941.

– In: Lacour-Gayet, Histoire du commerce, Bd III, Paris 1953.

– Nouvelles notes sur les Lobi, Dakar 1958.

Laforgue, P., Une fraction non musulmane en Mauritanie saharienne, Les Némadi, in: B.C.E.H.S., Nr 4, 1926, S. 685–692.

Lambin, R., Notes sur les cérémonies et les épreuves rituelles d'émancipation et

d'initiation chez les Kissiens, in: Bull. I.F.A.N., VIII, 1946, S. 69/70.

Lasserre, G., L'or du Soudan, in: C.O.M., 1948, Nr 4, S. 368–374.

Laude, J., En Afrique noire, arts plastiques et histoire, in: Annales E.S.C., 1959, S. 640–661.

Lavachery, H., Statuaire de l'Afrique noire, La Baconnière, Neuchâtel, 1954.

Lavergne, G., Le pays et la population matakam, in: B.S.E.C., Nr 7, 1943, S. 7–74.

Lebeuf, J.-P., u. *Masson-Detourbet, A.,* La Civilisation du Tchad, Paris 1950.

Lebeuf, J. P., L'habitation des Fali, Paris 1961.

– Archéologie tchadienne, Paris 1962.

Leca, N., Les pêcheurs de Guet N'Dar, in: B.C.E.H.S., Bd XVII, Nr 2, 1934.

Le Cœur, Ch., Le Culte de la génération et l'évolution religieuse et sociale en Guinée, Paris 1932.

– Le Rite et l'outil, Paris 1939.

Lecoq, R., Les Bamiléké, Paris 1953.

Lefrou, G., Le Noir d'Afrique, Paris 1943.

Le Hérissé, A., L'Ancien royaume du Dahomey, Paris 1911.

Leiris, M., Les nègres d'Afrique et les arts sculpturaux, in: L'Originalité des cultures, U.N.E.S.C.O., 1953, S. 336–373.

Lembezat, B., Kirdi, Douala 1950.

Le Moal, G., Note sur les populations Bobo, in: Bull. I.F.A.N., Bd XIX–B, Nr 3–4, 1957.

Leroi-Gourhan u. *Poirier,* Ethnologie de l'Union française, Bd 1, (Afrique), Paris 1953.

Le Rouvreur, A., Sahariens et Sahéliens du Tchad, Paris 1962.

Leroux, H., Animisme et Islam dans la subdivision de Maradi (Niger), in: Bull. I.F.A.N., IX, 1948, S. 595–697.

Lestrange, M. de, Coniagui, Paris 1953.

– Les Coniagui et les Bassari (Guinée française), Paris 1955.

Lévi-Strauss, Les Structures élémentaires de la parenté, Paris 1949.

– Anthropologie structurale, Paris 1958.

– L'anthropologie devant l'histoire, in: Annales E.S.C., Nr 4, Juli/Aug. 1960, S. 625–637.

– Le totémisme aujourd'hui, Paris 1962.

– La pensée sauvage, Paris 1962.

Lhote, H., La connaissance du fer en Afrique occidentale, in: Encyclopédie mensuelle d'Outre-mer, Paris, Sept. 1952, S. 269–272.

– Les Touareg du Hoggar, Paris 1955[2].

– L'extraordinaire aventure des Peuls, in: Présence africaine, XXII, Okt./Nov. 1958, S. 48–57.

– A la découverte des fresques du Tassili, Paris 1958.

Lombard, J., Un système politique traditionel de type féodal: les Bariba du Nord-Dahomey, in: Bull. I.F.A.N., Bd XIX–B, Nr 3–4, 1957, S. 464–506.

– Le collectivisme africain, in: Présence africaine, XXVI, Juni/Juli 1959, S. 22–51.

– La vie politique dans une ancienne société de type féodal, les Bariba du Dahomey, in: Cahiers d'Études africaines, 1960, S. 5–45.

Loppinot, Régime foncier des indigènes dans le cercle de Goundam, in: B.C.E. H.S., Nr 1, 1920, S. 64–78.

Makarius, R., u. *L.,* L'origine de l'exogamie et du totémisme, Paris 1961.

Malgras, R. P., La condition sociale du paysan minyanka dans le cercle de San, in: Bull. I.F.A.N., XXII–B, 1–2, Nr 162, 1960, S. 276–298.

Malinovski, B., Methods of study of culture contact in Africa, London 1938.

Malzy, P., Les Bozo du Niger et leurs modes de pêche (région de Diafarabé), in: Bull. I.F.A.N., VIII, 1946, S. 100–132.

Manessy, G., Tâches quotidiennes et travaux saisonniers en pays Bwa, Dakar 1960. Publications de la section de langue et littérature de la Faculté des Lettres, Nr 5.

Maquet, J. J., Une hypothèse pour l'étude des féodalités africaines, in: Cahiers d'Études africaines, 6, Bd II, 2, S. 292–314.

– A research definition of African Feodality, in: Journal of african history, III, 2, 1962, S. 307–310.

– Afrique: les civilisations noires, Paris 1962.

Marc, L., Le Pays mossi, Paris 1909.

[Marchés indigènes de la circonscription de Djoué en 1916], in: B.I.E.C., Nr 11, 1956, S. 91–110.

Marchesseau, G., Quelques éléments d'ethnographie sur les Mofu du massif de Durum, in: B.S.E.C., Nr 10, 1945, S. 7–54.

Marie-André du Sacré-Cœur, La Femme noire en Afrique occidentale, Paris 1939.

– Problèmes de la famille et de la femme noires, Paris, Centre militaire d'information et de spécialisation pour l'Outremer, 1953, vervielfältigt.

Martin, H., Le pays de Bamoum et le sultan Njoya, in: E.C., Nr 33–34, 1951, S. 540.

Martrou, L., Le nomadisme des Fangs, in: Revue de géographie, nouvelle série, III, 1909, S. 497–524.

Marty, P., Les Mourides d'Amadou Bamba, Paris 1913.

– L'Islam en Mauritanie et au Sénégal, Paris 1915–1916.

– Études sur l'Islam et les tribus du Soudan, Paris 1918–1920 (4 Bde).

Marty, P., L'Islam en Guinée, Paris 1921.

– Études sur l'Islam en Côte-d'Ivoire, Paris 1922.

– Études sur l'Islam au Dahomey, Paris 1926.

– Les Nimadi, Maures sauvages et chasseurs, Rabat 1930.

– Études, notes et documents sur le Sahara occidental, S. 119–124.

Marx, K., Le Capital, (8 Bde), Paris 1950–1960.

– Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie, Berlin 1953.

– Contribution à la critique de l'économie politique, Paris 1957.

Masson-Detourbet, A., Croyances relatives à l'organisation politique du royaume lagouane (Kotoko du Nord-Cameroun), in: Journal de la Société des africanistes, Bd XXIII, 1953, S. 7–34.

– Les Kotoko, citadins et pêcheurs de la région Tchadienne (IIIe C.I.A.O., Ibadan 1949), Lagos 1956, S. 297–302.

– Les Populations du Tchad (au nord du 10e parallèle), Paris 1959.

Mauny, R., Monnaies anciennes d'Afrique occidentale, in: Notes africaines, Nr 42, April 1949, S. 60/61.

– Essai sur l'histoire des métaux en Afrique occidentale, in: Bull. I.F.A.N., XIV, Nr 2, 1952, S. 545–595.

– Notes historiques autour des principales plantes cultivées d'Afrique occidentale, in: Bull. I.F.A.N., XV, Nr 2, 1953, S. 684–730.

– La monnaie marginelloïde de l'Ouest africain, in: Bull. I.F.A.N., Bd XIX–B, Nr 3–4, 1957, S. 659–669.

– Anciens ateliers monétaires ouest-africains, in: Notes africaines, April 1958, S. 34/35.

– Les navigations médiévales sur les côtes sahariennes antérieures à la découverte portugaise (1939), Lisboa 1960.

Mauss, M., Sociologie et anthropologie, Paris 1950.

M'Ba, L., Essai de droit coutumier pahouin, in: B.S.R.C., Nr 25, 1938, S. 5–52.

Meillassoux, Cl., Essai d'interprétation du phénomène économique dans les sociétés traditionelles d'auto-subsistance, in: Cahiers d'études africaines, 1960, S. 38–67.

Meillet, A., u. *Cohen, M.*, Les Langues du monde, Paris 1952 [1924[1]].

[Mélanges ethnologiques], in: Mémoires I.F.A.N., Nr 23.

Ménalque, M., Coutumes civiles des Baoulés de la région de Dimbokro, Paris 1933.

Mengrelis, Th., L'initiation chez les Guerzé
– Le mariage chez les Guerzé, in: Notes africaines, Nr 29, Jan. 1946, S. 22–28.

Mercier, P., Les tâches de la sociologie, in: Initiations africaines, Nr 6, Dakar 1951.
– L'habitat et l'occupation de la terre chez les Somba, in: Bull. I.F.A.N., XV, Nr 2, 1953, S. 798–817.
– L'habitation à étage dans l'Atakora, in: E.D., XI, 1954, S. 29–79.

Mercier, P., u. *Balandier, G.*, Les pêcheurs lebou du Sénégal, in: E.S., Nr 3, 1952.

Mercier, P., u. *Lombard, J.*, Guide du musée d'Abomey, in: E.D., 1959.

Michel, Cl., L'organisation coutumière (sociale et politique) de la collectivité lebou de Dakar, in: B.C.E.H.S., Nr 3, 1934, S. 510–524.

Miège, J., L'agriculture baoulé, 1re C.I.A.O. (1945), C.R., Bd II, Dakar 1951, S. 47–59.
– Cultures vivrières en Afrique occidentale (Côte-d'Ivoire), in: C.O.M., 1954, S. 25–50.

Modat, Oberstleutnant, Les populations primitives de l'Adrar mauritanien, in: B.C.E.H.S., Nr 4, 1919, S. 372–391.

Modat, Oberstleutnant, Aperçu sur la société maure de l'Adrar, in: B.C.E.H.S., Nr 2, 1922, S. 264–276.

Mokhtar ould Hamidoun, Précis sur la Mauritanie, in: E.M., Nr 4, 1952.

Molinié, Leutnant, Les systèmes patronymiques au Soudan central, Paris, Centre militaire d'information et de spécialisation pour l'Outre Mer 1959 (vervielfältigt).

[Le Monde noir], in: Présence africaine, Nr 8–9, 1950.

Monod, Th., Un nouvel alphabet ouest-africain: le Bété (Côte-d'Ivoire), in: Bull. I.F.A.N., XX–B, Nr 3–4, 1958, S. 432–553.

Monteil, Ch., Les Khassonké, Paris 1915.
– Les Bambara de Ségou et du Kaarta, Paris 1924.
– Réflexions sur le problème des Peuls, in: Journal Soc. Africanistes, XX, 1950, S. 153–192.

Monteil, V., Une confrérie musulmane: les Mourides du Sénégal, in: Archives de Sociologie religieuse, Nr 14, 1962, S. 77–102.

Morton-Williams, P., The Yoruba Ogboni cult in Oyo, in: Africa, XXX, 4. Okt. 1960, S. 362–364.

Mouchet, J., Duvanger et classes d'âge, in: B.S.E.C., Nr 6, 1944, S. 61–74.
– Prospection ethnologique sommaire de cinq massifs des monts du Mandara, 2e C.I.A.O., Bissão 1947; Lisboa 1950, Bd V, S. 79–94.

Mveng, E., L'art africain d'hier et l'Afrique d'aujourd'hui, in: Présence africaine, XLV, 2. Vierteljahr 1963, S. 35–51.

Nachtigal, G., Sahara und Sudan, Leipzig 1921.

Niangoran-Bouah, G., Le village abouré, in: Cahiers d'Études africaines, Nr 2, Mai 1960, S. 113–127.

Niangoran-Bouah, G., Poids à peser l'or, in: Présence africaine, XLVI, 2. Vierteljahr 1963, S. 202–220.

Nicolas, F., Notes sur la société et l'État chez les Tuareg du Dinnik, in: Bull. I.F.A.N., Nr 2–3, April–Juli 1939, S. 579–586.

Nicolas, G., Un village haoussa de la République du Niger. Tassao haoussa, in: Cahiers d'Outre-mer, 1960, S. 421–450.

Nigel, H., Toubbou and Gorane, Nomades of the Chad Territory, Notes on their origine, in: The South African Archaeological Bulletin, 53, XIV, März 1959, S. 21–27.

Olderogge, D. A., Das Hamitenproblem in der Afrikanistik, in: Sovetskaja Etnografija, 1949, S. 156–170 (russisch).

– Spuren der Existenz von Schriftsystemen bei den Völkern Oberguineas vor der europäischen Kolonisation, in: Institut Etnografii. Kratkie soobščenija, XXVIII, 1957, S. 68–72 (russisch).

Olderogge, D. A., u. *Potechin, I. I.*, Die ethnische Herausbildung der heutigen Bevölkerung Tropisch-Westafrikas, Moskau 1953 (russisch).

– Die Völker Afrikas, Berlin 1961, 2 Bde (Dt. Ausg.)

Olivier, G., Anthropology physique des Négrilles du Cameroun, in: E.C., Nr 29–30, 1950, S. 113–118.

Ouedraogo, J., u. *Prost, R. P. A.*, La propriété foncière chez les Mossi, in: N.A., Nr 38, April 1948, S. 16–18.

Pageard, R., Notes sur les rapports de „Senankouya" au Soudan français, particulièrement dans les cercles de Ségou et de Macina, in: Bull. I.F.A.N., XX–B, Nr 1–2, 1958, S. 124–141.

– Notes sur les Diawambé ou Diokoramé, in: Journal de la société des Africanistes, XXIX–II, 1959, S. 239–260.

Pageard, R., Notes sur les Kagoro et la chefferie de Soro, in: Journal de la société des Africanistes, XXIX–II, 1959, S. 261–272.

Palau-Marti, M., Les Dogon, Paris 1957.

– Conduites abusives permises en Afrique, in: Bull. I.F.A.N., XXII–B, 1–2, 1960, S. 299–327.

Pales, L., Siehe Mission anthropologique de l'A.O.F.

Paques, V., Les Bambara, Paris 1954.

– Bouffons sacrés du cercle de Bougouni, in: Journal de la Société des africanistes, Bd XXIV, 1954, S. 63–110.

– Les Samake, in: Bull. I.F.A.N., XVIII–B, Nr 3–4, 1956, S. 369–390.

Parenko, P., u. *Hébert, J.*, Une famille ethnique: les Gan, les Padoro, les Dorobé, les Komono, in: Bull. I.F.A.N., XXIV–B, 3–4, 1962, S. 414–448.

Park, M., Voyage dans l'intérieur de l'Afrique, Übers. v. Castéra, Paris an VIII, 2 Bde.

Parrinder, G., La Religion en Afrique occidentale, Paris 1950.

Passarge, S., Adamaua, Berlin 1895.

Paulme, D., Organisation sociale des Dogon, Paris 1940.

– La Communauté taisible chez les Dogon, Paris 1937.

– Systèmes pondéraux et monétaires en Afrique noire, in: Revue scientifique, Nr 3208, Mai 1942, S. 219–226.

– Un Problème d'histoire de l'Art en Afrique – Les bronzes du Bénin (Comptes rendus sommaires de l'Institut français d'anthropologie, II, 4–5, Jan. 1944–Dez. 1946).

– La notion de sacrifice chez un peuple fétichiste (les Kissi de la Guinée française), in: Revue d'histoire des religions, 4. Vierteljahr 1946, S. 48–66.

Paulme, D., L'initiation des filles en pays Kissi (Haute-Guinée), C.I.A.O., 1947, Bd V, Teil 2, Lisboa 1952.
– Les civilisations africaines, Paris 1953.
– Les Gens du Riz [Kissi], Paris 1954.
– Structures sociales en pays Baga (Guinée française), in: Bull. I.F.A.N., XVIII–B, Nr 1–2, 1956, S. 98–116.
– Les Sculptures de l'Afrique noire, Paris 1956.
– L'Afrique noire jusqu'au XIVe siècle, in: Cahiers d'histoire mondiale, Neuchâtel, Nr 2, 1956, S. 277–300, u. Nr 3, 1957, S. 561–582.
– Des riziculteurs africains: les Baga, in: C.O.M., 1957, S. 257–278.
– La notion de sorcier chez les Baga, in: Bull. I.F.A.N., XX–B, Nr 3–4, 1958, S. 406–416.
– La société Kissi, in: Cahiers d'Études africaines, 1960, S. 73–85.
– Une société de Côte d'Ivoire hier et aujourd'hui: Les Bété, Paris 1962.
Pedrals, D. P. de, Manuel scientifique de l'Afrique noire, Paris 1949.
Pélissier, P., Les paysans sérères, in: C.O.M., 1953, S. 105–127.
Person, Y., Première esquisse du peuple Biyobe, in: Bull. I.F.A.N., XVII–B, Nr 3–4, 1955, S. 499–524.
– Brève note sur les Logba et leurs classes d'âge, in: E.D., XVII, 1956, S. 35–50.
Phillips, A., Survey of African Marriage and Family Life, London 1953.
Piot, M., La nomination du serki N'Katsena de Maradi (Niger), in: Notes africaines, Nr 27, Juli 1945, S. 17/18.
Pirenne, J. H., Les éléments fondamentaux de l'ancienne structure territoriale et politique du Bas-Congo, in: Bull. Acad. royale des Sciences coloniales, Bruxelles, V, 1959, 3, S. 554–557.
Poiret, J., Village kission, in: B.C.E.H.S., Nr 4, 1933, S. 667/678.
Portères, R., A propos de l'industrie du fer en Afrique occidentale, dans la zone forestière, in: B.C.E.H.S., 1938, Nr 3, S. 463–466.
– Vieilles agricultures de l'Afrique intertropicale, centres d'origine et de diversification variétale primaire et berceaux d'agriculture antérieurs au XVIe siècle, in: L'agronomie tropicale, 1950, S. 489–507.
– Les systèmes de culture des populations africaines. Les successions linéaires dans les agricultures primitives de l'Afrique et leur signification, in: Sols africains. Nr 1, Bd II, Jan./April 1952, S. 14–29.
– Les appellations de céréales en Afrique, in: Journal d'agriculture tropicale et de botanique appliquée, V, 1958, S. 14–34, 311–364, 454–486, 732–761, u. VI, 1959, S. 68–105, 189–233, 290–339.
– La monnaie de fer dans l'Ouest africain au XXe siècle, in: Journal d'agriculture tropicale et de botanique appliquée, VII, 1–3, 1960.
– Berceaux agricoles primaires sur le continent africain, in: Journal of African History, 1962, III, 2, S. 195–210.
Potechin, I. I., L'Afrique est-elle un continent arriéré?, in Nouvelle Critique, Nr 66, Juni 1955, S. 141–155.
Potechin, I. I., u. *Olderogge, D. A.*, Die Völker Afrikas, Moskau 1954 (russisch).
Poupon, A., La famille utérine chez certaines peuplades du Moyen-Congo, in: B.S.R.C., Nr 5, 1924, S. 16–18.
Prost, R.P.A., Notes sur les Boussanssé, in: Bull. I.F.A.N., VII, Nr 1–4, 1945, S. 47–53.

Prost, R. P. A., Notes sur l'origine des Mossi, in: Bull. I.F.A.N., XIV, 1952.
– Notes sur les Songay, in: Bull. I.F.A.N., XVI–B, Nr 1–2, 1954, S. 167–213.
Quenum, M., Au pays des Fon, in: B.C.E.H.S., Nr 2–3, 1935, S. 143–337.
Radcliffe-Brown, A. R., u. *Ford, D.*, Systèmes familiaux et matrimoniaux en Afrique, Paris 1953.
Raponda-Walker, A., u. *Sillans, R.*, Rites et croyances des peuples du Gabon, Paris 1962.
Rattray, R. S., *Ashanti*, Oxford 1923.
– Religion and Art in Ashanti, Oxford 1927.
– Ashanti Law and Constitution, Oxford 1929.
Rau, H., Le juge et le sorcier, in: Annales africaines, 1957, S. 305–320, u. 1958, S. 179–206.
Renaud, Kommandant, u. *Akindélé, A.*, La collectivité actuelle des Goun du royaume de Porto-Novo, in: Bull. I.F.A.N., XV, Nr 4, 1953, S. 1690–1709. [Ergänzung zu dem Beitrag der gleichen Autoren in: Coutumiers juridiques de l'A.O.F., Bd III, S. 536–556].
Richard-Molard, J., Une forme particulière d'écobuage au Fouta-Djalon, in: N.A., Nr 36, Okt. 1947, S. 25/26.
– Les terroirs tropicaux d'Afrique, in: Annales de Géographie, LX, 1051, S. 349–369.
– Groupements ethniques et civilisations nègres d'Afrique, in: C.O.M., 1952, S. 5–25.
– Groupes ethniques et collectivités d'Afrique noire, in: C.O.M., 1952, S. 97–107.
– [Festgabe für Richard-Molard], in: Présence africaine, Nr 15, 1953 [Artikelsammlung].
Rodinson, M., Racisme et civilisations, in: La Nouvelle Critique, Nr 66, Juni 1955, S. 120–140.
– Ethnographie et relativisme, in: La Nouvelle Critique, Nr 69, Nov. 1955, S. 43–63.
Rouch, J., Les Songhay, Paris 1954.
Rougerie, G., Les pays Agni du sud-est de la Côte d'Ivoire forestière, in: E. E., VI, 1957.
Rousseau, M., u. *Diop, A.*, Problèmes culturels de l'Afrique noire, Sonderheft von: Le Musée vivant, Nov. 1948.
Sakiliba, D., Présent et futur des langues africaines, in: Présence africaine, nouvelle série, Nr 12, 1957, S. 127–141, u. Nr 13, 1957, S. 65–73.
Sautter, G., in: Structures agraires et paysages ruraux, in: Annales de l'Est – Mémoires, Nr 17, 1957.
– A propos de quelques terroirs d'Afrique occidentale. Essai comparatif, in: Études rurales, Jan./März 1962, Nr 4, S. 24–86.
Šarevskaja, B. I., Die Religion des alten Benin, in: Annales du Musée d'histoire des religions et de l'athéisme, Moskau 1957, S. 172–182 (russisch).
– Quelques problèmes liés à la compréhension et à l'évaluation des croyances et des cultes traditionnels des territoires d'Afrique situés au Sud du Sahara, in: Des africanistes russes parlent de l'Afrique, Paris 1960, S. 109–127.
– Die ethnologische Methode von Marcel Griaule und die methodologischen Probleme der gegenwärtigen französischen Ethnologie, in: Sovetskaja Etnografija, Nr 6, 1962, S. 43–54 (russisch).
Savonnet, G., Un système de culture perfectionnée pratiquée par les Bwaba-Bobo Oulé de la région de Houndé (Haute-Volta), in: Bull. I.F.A.N.,

XXI–B, 3–4, Juli/Okt. 1959, S. 425–458.

Schebesta, P., Les Pygmées, Paris 1940.

Schnell, R., Plantes alimentaires et vie agricole de l'Afrique noire, Paris 1957.

Schweeger-Exeli, A., Probleme mediterraneer Kultureinflüsse in Westafrika, in: Tribus, 9, Sept. 1960, S. 68–80.

Seligman, C.G., Egypt and Negro Africa – A Study in divine Kinship, London 1934.

Sellnow, I., Grundprinzipien einer Periodisierung der Urgesellschaft, Berlin 1961.

Serpos-Tidjani, A., Notes sur le mariage au Dahomey, in: E.D., VI, 1951, S. 27–107, u. VII, S. 5–80.

Sidibé, M., Famille, vie sociale et vie religieuse chez les Birifor et les Oulé, in: Bull. I.F.A.N., Nr 4, 1939, S. 697–742.

Smith, M. G., The Hausa System of Social Status, in: Africa, XXIX, 3, Juli 1959, S. 239–252.

Soret, M., Carte ethno-démographique de l'A.E.F., in: B.I.E.C., Nr 11, 1955, S. 27–52 [Kommentierung und Erklärung der Grundprinzipien dieser Karte].

– Les Kongo nord-occidentaux, Paris 1959.

Sousberghe, L. de, Régime foncier ou tenure des terres chez les Pende, in: Bulletin Acad. royale des Sciences coloniales, Bruxelles 1958, 7, S. 1346–1352.

Sousberghe, R. P. de, Structures de parenté et d'alliance d'après les formules, Pende (Ba-Pende, Congo Belge), Bruxelles, Académie royale des sciences coloniales, Bd IV, Lfg. 1 (Ethnographie), 1955.

Spieth, Die Ewe-Stämme, Berlin 1906.

Strasvogel, S., Gouni, étude d'un village soudanais et de son terroir, in: C.N.R.S., Centre de documentation cartographique et géographique, Mémoires et documents, Bd I, 1950, S. 9–106.

Tardits, Cl., Les Bamiléké de l'Ouest-Cameroun, Paris 1960.

– Religion, épopée, histoire. Notes sur les fonctions latentes des cultes dans les civilisations du Bénin, in: Diogène, 1962, Nr 37, S. 17–28.

Tauxier, L., Le Noir du Soudan – Pays Mossi et Gourounsi, Paris 1912.

– Le Noir du Yatenga, Paris 1917.

– Le Noir de Bondoukou, Paris 1921.

– Nègres gouro et gagou, Paris 1924.

– Nouvelles notes sur le Mossi et le Gourounsi, Paris 1924.

– Religion, mœurs et coutumes des Agnis de la Côte-d'Ivoire, Paris 1932.

– Mœurs et histoire des Peuls, Paris 1937.

Techer, H., Coutumes des Tendas, in: B.C.E.H.S., Nr 4, 1933, S. 630–666.

Teilhard de Chardin, R. P., L'Afrique et les origines humaines, in: Revue des questions scientifiques, V. Serie, Bd XIV, 20. Jan. 1955.

Tempels, R. P., La Philosophie bantoue, Paris 1949.

Tessmann, G., Die Pangwe, Berlin 1913.

Thomas, L. V., Les Diola, Dakar 1958 (2 Bde).

– Animisme et christianisme, in: Présence africaine, Nr 26, Juni/Juli 1959, S. 5–21.

Thomassey, P., Autour des poids d'or Ashanti-Baoulé, 1re C.I.A.O., Dakar 1945; Dakar 1951, Bd II, S. 281–289.

Tisserant, R. P., Le mariage dans l'Oubangui-Chari, in: B.I.E.C., Nr 2, 1950.

– Quelques remarques au sujet de la dot, in: B.I.E.C., Nr 4, 1952, S. 187–200.

Tokei, F., Les conditions de la propriété foncière dans la Chine de l'époque Tchéou, in: Acta antiqua Acad. Scient. hungaricae, VI, 3–4, S. 245–300.

Toqué, G., Essai sur le peuple et la langue banda, Paris 1905.

Tressan, M. de la Vergne de, Du langage descriptif en Peul, in: Bull. I.F.A.N., XIV, Nr 2, 1952, S. 636–659.

– Inventaire linguistique de l'A.O.F., Dakar 1953.

Trilles, R. P., Les Pygmées de la forêt équatoriale, Paris 1932.

Trimingham, J. S., Islam in West Africa, Oxford 1959.

Tucci, G., Sistemi monetari africani al lume dell'economia primitiva, Napoli, Rivista di Etnografia, 1950.

Turnbull, C., Le peuple de la forêt, Paris 1963.

Urvoy, Y., Petit atlas ethno-démographique du Soudan, Paris 1942.

Underwood, L., Bronzes of West Africa, London 1949.

Vallois, H., Les races de l'Empire français, in: La Presse médicale, Nummern vom 14. Juni, 26. Aug., 13. Sept. 1939, 3.–6. Januar und 16. April 1940.

– Recherches anthropologiques sur les Peuls et divers Noirs de l'Afrique occidentale, in: Bulletin de la Société d'anthropologie de Paris, Bd II, IX. Serie, 1941, S. 20–74.

– Les Races humaines, Paris 1944 [1951^3].

– Les Pygmées du Cameroun, in: Science, Nr 67, 1950, S. 271–279.

Vallois, H. V., Les nouveaux Zinjanthropos d'Oldowai et le problème de l'ancienneté de l'homme, in: L'Anthropologie, 1962, Bd 66, S. 175–185.

Vansina, J., A comparison of African Kingdoms, in: Africa, XXXII, 4, Okt. 1962, S. 324–335.

Vendeix, M. J., Nouvel essai de monographie du pays Senoufo, in: B.C.E.H.S., Nr 4, S. 578–652.

Verdier, R., Civilisations agraires et droits fonciers négro-africains, in: Présence africaine, XXXI, April/Mai 1960, S. 24–33.

Vergiat, A. M., Les Rites secrets des primitifs de l'Oubangui, Paris 1936.

– Mœurs et coutumes des Manjas, Paris 1937.

Vidal, M., Étude sur la tenure des terres indigènes au Fouta, in: B.C.E.H.S., Nr 4, 1935, S. 415–448.

Vieillard, G., Notes sur les coutumes des Peuls au Fouta-Djalon, Paris 1939.

– Notes sur les Peuls du Fouta-Djalon, in: Bull. I.F.A.N., II, 1940, S. 87–210.

Vincenti, J., Coutumes Attié, in: B.C.E.H.S., Nr 1, 1922, S. 58–76.

Vincke, J. L., Systématique des termes de parenté, in: Cahiers d'Études africaines, II, 6, S. 271–291.

Wierczinski, A., Introductory Remarks concerning the Anthropology of Ancient Egypt., in: Bull. Soc. Géographie d'Égypte, XXXI, 1958, S. 73–84.

Willet, F., Bronze and terra-cotta sculptures from Ita Yemoo, Ifé in: The south african archeological Bulletin, Nr 56, Bd XIV, Dez. 1959, S. 135–137.

Wolf, Fr., Totémisme, liens communautaires et coutumes chez quelques tribus du Togo, in: E.D., XVII, 1956, S. 13–34 [Übersetzung eines deutschen Textes von vor 1914].

Zahan, D., Sociétés d'initiation Bambara, Paris-La Haye 1960.

Ziegler, Leutnant, *Hallemans, J.*, u. *Mauny, R.*, Mauritanie: trouvaille de deux monnaies romaines, in: Libyca, Alger, série Archéologie, Épigraphie, Bd II, 2. Halbjahr 1954, S. 476/77.

Kapitel III

Bibliographien

Charpy, J., Orientation bibliographique sur l'histoire militaire en A.O.F., Dakar 1956.
Pasquier, R., Les Français en Afrique occidentale. Orientation bibliographique, in: L'Information historique, 1955, Nr 3, S. 105–111.

Werke und Artikel

Agbo, C., Histoire de Ouidah, Paris 1959.
Akindelé, A., u. *Aguessy, C.*, Contribution à l'histoire de l'ancien royaume de Porto-Novo, Dakar 1953.
Almeida-Prado, J. F. de, Les relations de Bahia (Brésil) avec le Dahomey, in: Revue d'histoire des colonies, XLI, 1954, S. 167–222.
Amilhat, P., Les Almoravides au Sahara, in: Revue militaire de l'A.O.F., IX, 1937, Nr 34, S. 1–31.
Anene, J. C., The Foundations of British Rule in Southern Nigeria (1885–1891), in: Journal of the Historical Society of Nigeria, Bd I, Nr 4, Dez. 1959, S. 253–262.
[Annales Sénégalaises de 1854 à 1885, suivies des traités passés avec les indigènes], Paris 1885.
Arcin, A., Histoire de la Guinée française, Paris 1911.
Ardant du Picq, Cl., Une population africaine, les Dyerma, in: B.C.E.H.S., Nr 4, 1931.
Arkell, A.-J., Gold Coast Copies of 5th–7th century Bronz Lamps, in: Antiquity, XXIV, März 1950, S. 38–40.
Arkell, J. S., A History of the Sudan, London 1955.
– The Influence of christian Nubia in the Chad area between 800–1200 A.D., IV. Conference on African History and Archaeology (1961).
Arlabosse, General, Une phase de la lutte contre Samory (1890–1892), Paris o. J. [1933].
Arnault, J., Procès du colonialisme, Paris 1958. (Les Essais de la Nouvelle Critique, Nr 6).
Assoi, A., Histoire des peuples noirs, Abidjan 1961.
Atger, P., Les comptoirs fortifiés de la Côte d'Ivoire (1843–1871), in: Revue française d'histoire d'Outre-Mer, 1960, S. 427–474.
– La France en Côte d'Ivoire de 1843 à 1893, Dakar, publications de la Section d'histoire de la Faculté des Lettres et Sciences humaines, Nr 2, 1962.
Aublet, Ed., La Guerre au Dahomey (1888–1893), Paris 1894 u. 1895 (2 Bde).
Augouard, Mgr., Trente-six années au Congo, Poitiers o. J., 3 Bde.
Ba, T. O., Essai historique sur le Rip (Sénégal), in: Bull. I.F.A.N., B–XIX, 3–4, 1957, S. 564–591.

Baba, A., Tekmilet ed Dibadj [siehe Cherbonneau].

Babibikir, A. D., L'Empire de Rabeh, Paris 1950.

Balde, Ch., *Camara, N.-K.*, u. *Suret-Canale J.*, Les sites archéologiques de Guémé-Sangan et Pété-Bonôdji, in: Recherches africaines, 1962, Nr 3, S. 51–68.

Baratier, Oberstleutnant, A travers l'Afrique, Paris 1912.

– Epopées africaines, Paris 1913.

Baratier, General, Fachoda (souvenirs de la mission Marchand), Paris 1941.

Barroux, A., Savorgnan de Brazza, Brazzaville 1952.

Barth, H., Voyages et découvertes dans l'Afrique septentrionale et centrale, Paris u. Bruxelles 1860, 4 Bde.

Beckingham, C. F., Le pèlerinage et la mort de Sakoura, roi de Mali, in: Bull. I.F.A.N., B–XVI, 1954, S. 390/91.

El Bekri, Description de l'Afrique septentrionale, Übers. v. Slane, Alger 1913.

Béraud-Villars, L'Empire de Gao, Paris 1942.

Berbain, S., Le Comptoir français de Juda (Ouidah) au XVIII[e] siècle, Paris 1942.

Berge, F., Le sous-secrétariat et les secrétariats d'Etat aux colonies. Histoire de l'émancipation de l'administration coloniale in: Revue française d'histoire d'Outre-Mer, 1960, S. 301–386.

Bertho, J., u. *Mauny, R.*, Archéologie du pays Yorouba et du Bas-Niger, in: Notes africaines, Nr 56, Okt. 1952.

Binger, L.-G., Du Niger au golfe de Guinée (2 Bde), Paris 1892.

Biobaku, S. O., The Egba and their Neighbours (1842–1872), Oxford 1957.

Bivar, A. D. H., u. *Shinnie, P. L.*, Old Kanuri capitals, in: Journal of African history, 1962, III, 1, S. 1–10.

Blanchard, M., Théophile Delcassé au pavillon de Flore (1893–1894), in: Le Monde français, XVI, Nr 49, Okt. 1949, S. 3–34.

– Administrateurs d'Afrique noire, in: Revue d'histoire des Colonies, XL, 1953, S. 377–430.

Blet, H., Histoire de la colonisation française (3 Bde), Grenoble 1946–1950.

Bobichon, H., Contribution à l'histoire de la mission Marchand, Paris 1936.

Boisboissel, Y. de, La prise du fort James. L'Isle de Gorée, in: Revue internationale d'histoire militaire, Bd IV, Dakar 1956, S. 19–45.

Bond, G., A preliminary Account of the Pleistocene Geology of the Plateau tinfields Region of Northern Nigeria, (III[e] C.I.A.O., Ibadan 1949). Lagos 1956, S. 187–202.

Bonneau, Leutnant, La Côte-d'Ivoire, Paris 1899.

Bonnier, Mission au pays de Ségou, Paris 1897.

Bouchaud, J., La Côte du Cameroun dans l'histoire et la cartographie, Dakar 1952.

Bouché, P., u. *Mauny, R.*, Sources écrites relatives à l'histoire des Peuls et des Toucouleurs, in: Notes africaines, Nr 31, Juli 1946, S. 7/8.

Bouchez, Hauptmann, Rapport sur le Badiar, in: Revue coloniale, 1903, Nouvelle série, Nr 10, S. 373–383.

Boulnois, J., La migration des Sao au Tchad, in: Bull. I.F.A.N., 1943, Nr 1–4, S. 80–121.

Boulnois, J., u. *Boubou Hama*, L'Empire de Gao, Paris 1954.

Bovil, E. W., The golden Trade of the Moors, London 1958.

Braudel, F., Monnaies et civilisations. De l'or du Soudan à l'argent d'Amérique. Une drame méditerranéen, in: Annales E.S.C., 1946, Nr 1, S. 9–22.

Bretignere, M. A., Aux temps héroïques de la Côte d'Ivoire, Paris 1931.

Breuil, H., Les Roches peintes du Tassili-n-Ajjer, (Congrès panafricain de Préhistoire, Alger 1952), Paris 1955, S. 65–220.

Britsch, A., La dernière mission Brazza, Paris 1906.

Brunschwig, H., Histoire de la colonisation européenne (1815–1914), Paris 1949 [vervielfältigte Vorlesung, 3 Hefte]

– La colonisation française, Paris 1949.

– L'Expansion allemande outre-mer du XVe siècle à nos jours, Paris 1957.

– Le parti colonial français, in: Revue française d'histoire d'Outre-Mer, XLVI, 1959, 1. Vierteljahr, S. 49–83.

– Mythes et réalités de l'impérialisme colonial français (1871–1914), Paris 1960.

– La troque et la traite, in: Cahiers d'Études africaines, Bd II (7), 1962, S. 339–346.

– Expéditions punitives au Gabon (1875–1877), in: Cahiers d'Études africaines, Bd II (7), 1962, S. 347–361.

– Histoire, passé et frustration en Afrique noire, in: Annales E.S.C., 1962, S. 873–884.

– L'avènement de l'Afrique noire, Paris 1963.

Büttner, Th., Zu Problemen der Staatenbildung der Fulbe in Adamaua, in: Wissenschaftliche Zeitschrift der Karl-Marx-Universität Leipzig, 1962, Gesellschafts- und Sprachwissenschaftliche Reihe, H. 2, S. 223–237.

Burns, A. C., History of Nigeria, 1948[4].

Cadamosto, A. da, Relation des voyages à la côte occidentale d'Afrique (1455–1457), Paris 1895.

Canu, A. H., La pétaudière coloniale, Paris 1894.

Castries, H. de, La conquête du Soudan par Moulay Ahmed el Mansour, in: Hespéris, III, 1923, S. 433–500.

Cauneille, J., u. *Dubief, J.*, Les Reguibat Legouacem, in: Bull. I.F.A.N., B–XVII, 1955, S. 528–550.

Chailley Kommandant, Les Grandes missions françaises en Afrique occidentale, Dakar 1953.

– La mission du Haut-Soudan et le drame de Zinder, in: Bull. I.F.A.N., B–XVI, 1954, S. 243–254, u. XVII, 1955, S. 1–58.

Challaye, F., Le Congo français, Paris 1909.

Chapelle, F. de la, Esquisse d'une histoire du Sahara occidental, in: Hespéris, XI, 1930, S. 35–96.

Chaput, J., Treich-Laplène et la naissance de la Côte-d'Ivoire française, in: Revue d'histoire des Colonies, XXXVI, 1949, S. 87–153.

Charpy, J., La Fondation de Dakar [Archivaliensammlung], Paris 1958.

Chaudoin, Trois mois de captivité au Dahomey, Paris 1891.

Chavannes, Ch. de, Avec Brazza, Paris 1935.

– Le Congo français, Paris 1937.

Cherbonneau, A., Histoire de la littérature arabe au Soudan, Constantine 1856.

Chevalier, A., Mission Chari-Lac Tchad (1902–1904) – l'Afrique centrale française, Paris 1907.

– Documents sur le palmier à huile. Supplément au Journal officiel de l'A.O.F., 1911, S. 213–340.

– Sur l'existence d'une agriculture ancienne en Afrique occidentale (1re C.I.A.O., Dakar 1945), Dakar 1951, Bd II, S. 34.

Clapperton, H., Second voyage dans l'intérieur de l'Afrique, Paris 1829, 2 Bde.

Clozel, F.-J., Dix ans à la Côte-d'Ivoire, Paris 1906.

Collieaux, A., Contribution à l'histoire de l'ancien royaume de Kénédougou, in: B.C.E.H.S., 1924, Nr 1, S. 128–181.

– Détails rétrospectifs sur l'histoire des dernières opérations contre Samory et la prise de l'Almany (1897–1898), in: B.C.E.H.S., 1938, S. 290–303.

Coquery, C., Le blocus de Wydah (1876–1877) et la rivalité franco-anglaise au Dahomey, in: Cahiers d'Études africaines, II, 7, 1962, S. 373–419.

Corbeil, R., Mauny, R., u. *Charbonnier, J.*, Préhistoire et protohistoire de la presqu'île du Cap Vert et de l'Extrême-Ouest africain, in: Bull. I.F.A.N., 1948, S. 378–460.

Cornevin, R., Histoire de l'Afrique, Paris 1956.

– Histoire du Togo, Paris 1959.

– Histoire des peuples d'Afrique, Paris 1960.

– Les divers épisodes de la lutte contre le royaume d'Abomey (1887–1894), in: Revue française d'histoire d'Outre-Mer, 1960, S. 161–212.

– Capitales et centres de dispersion des peuples Adja, Evhé, Fon (Togo et Dahomey). (VIe Congrès International des Sciences anthropologiques et ethnologiques, Paris, Juli/Aug. 1960).

– L'histoire des peuples de l'Afrique noire. Branche de l'ethnologie ou science à part entière?, in: Journal of African history, 1961, II, 1, S. 15–23.

– Histoire de l'Afrique, Paris 1962[2], Bd I (Des origines au XVIème siècle).

– Histoire du Dahomey, Paris 1962.

Croidys, P., Brazza, conquérant du Congo, Paris 1947.

Crown, S., The Berlin West African Conference (1884–1885), London 1942.

Cultru, Histoire du Sénégal du XVe siècle à 1870, Paris 1910.

Cuvelier, J., u. *Jadin, L.*, L'ancien Congo dans les archives romaines (1518–1640), in: Mémoires de l'Académie royale des Sciences coloniales, section des Sciences morales et politiques, XXXVI, Lfg. 2, série historique, Bruxelles 1954.

Daget, J., u. *Ba, A. H.*, L'Empire peul du Macina, Bd I, 1918–1863, in: E.S., Nr 3, 1955.

Daget, J., u. *Ligers, Z.*, Une ancienne industrie malienne: les pipes en terre, in: Bull. I.F.A.N., XXIV–B, 1–2, 1962, S. 12–53.

Darcy, J., Cent ans de rivalité coloniale. L'Afrique. Paris 1904.

Davidson, B., Old Africa Rediscovery, London 1959.

– Black Mother, London 1961.

Davies, O., The Sangoan Culture in Africa, in: South-African Journal of Science, Mai 1954, S. 273–277.

– Le paléolithique Sangoen de Gold Coast et ses relations avec la forêt équatoriale, in: Notes africaines, Nr 63, Juli 1954, S. 65–69.

– The Old Stone Age between the Volta and the Niger, in: Bull. I.F.A.N., XIX–B, 3–4, 1957, S. 592–616.

– The Distribution of Old Age Stone Material in Guinea, in: Bull. I.F.A.N., XXI–B, 1–2, 1959, S. 102–108.

Debbasch, Y., Poésie et traite, l'opinion française sur le commerce négrier au début du XIXème siècle, in: Revue française d'histoire d'Outre-Mer, 1962, S. 311–352.

Decorse, J., Rabah et les Arabes du Chari, Paris o. J.

Delacroix, R., u. *Vaufrey, R.*, Le Toumbien de Guinée française, in: L'Anthropologie, XLIX, Nr 3–4, 1939, S. 265–312.

Delafosse, M., Haut-Sénégal et Niger, Paris 1911, 3 Bde.

– Le Ghana et Mali et l'emplacement de leurs capitales, in: B.C.E.H.S., 1924, S. 479–542.

– Histoire des colonies françaises, hg. v. *G. Hanotaux* u. *A. Martineau* (Bd IV: A.O.F.), Paris 1931.

Delavignette, R., u. *Julien, Ch.-A.*, Les Constructeurs de la France d'Outre-Mer, Paris 1946.

Delcourt, A., La France et les établissements français au Sénégal entre 1713 et 1763, Dakar 1952.

Demougeot, A., Histoire du Nunez, in: B.C.E.H.S., XXI, Nr 2, 1938, S. 177–289.

– Notes sur l'organisation politique et administrative du Labé avant et depuis l'occupation française, Paris 1944.

Demougeot, E., Le chameau et l'Afrique du nord romaine, in: Annales E.S.C., 1960, 2, S. 209–247.

Desanges, J., Le triomphe de Cornélius Balbus (–19), in: Revue africaine, CI, 1957, Nr 450–451, S. 5–43.

Deschamps, H., L'Afrique noire précoloniale, Paris 1962.

– Traditions orales et archives au Gabon, Paris 1962.

– Pour une histoire de l'Afrique, in: Diogène, 1962, Nr 37, S. 113–120.

Devallée, Le Baghirmi, in: B.S.R.C., Nr 7, S. 3–76.

Duboc, General, L'épopée coloniale en A.O.F., Paris 1938.

– Samory le sanglant, Paris 1947.

Dubois, F., Tombouctou la mystérieuse, Paris 1897.

Du Bois, W.E.B., The Suppression of the African Slave-Trade (1838–1870), New York 1896.

– The Negro, London 1915.

Ducasse, A., Les Négriers, Paris 1948.

Dunglas, E., La première attaque des Dahoméens contre Abéokuta (3. mars 1864), in: E.D., Nr 1, 1948, S. 7–19.

– Deuxième attaque des Dahoméens contre Abéokuta (15. mars 1864), in: E.D., Nr 2, 1949, S. 37–58.

– L'histoire dahoméenne de la fin du XIXe siècle à travers les textes, in: E.D., Nr 9, 1953.

– Contribution à l'histoire du Moyen-Dahomey, in: E.D., Nr 19, 1957, Nr 20, 1957 u. Nr 21, 1958.

Edrisi, Géographie (2 Bde), Übers. v. Jaubert, Paris 1836–1840.

Egharevba, J., A short history of Benin, Ibadan 1960.

Emerit, M., L'Histoire de nos méthodes coloniales. Un programme de recherches. Alger, Publications du Centre d'études économiques et sociales de l'Afrique française, XIV, 1946.

– Besprechung des Buches von Villot: Eugène Etienne, Oran 1946, in: Revue africaine, XCV, 1951, Nr 426–427, S. 197–199.

– Les liaisons terrestres entre le Soudan et l'Afrique du Nord au XVIIIe siècle et au début du XIXe siècle. Travaux de l'Institut de recherches sahariennes, Bd XI, 1. Halbjahr 1954, S. 29–47.

Emily, Generalstabsarzt, Fachoda, Mission Marchand (1896–1899), Paris 1936.

Eydoux, H. P., Savorgnan de Brazza, le conquérant pacifique, Paris 1932.

Fage, J. D., An Introduction to the History of West Africa, Cambridge University Press, 1955.

– Outline Atlas of African History, London 1958.

Fagg, B., An Outline of the Stone Age of the Plateau Minesfield (IIIe C.I.A.O., Ibadan 1949), Lagos 1956, S. 203–222.

Fagg, B., The Nok Culture in Prehistory, in: Journal of the historical Society of Nigeria, Bd I, Nr 4, Dez. 1959, S. 288–293.

Faidherbe, Le Sénégal. La France dans l'Afrique occidentale, Paris 1889.

Faro, J., A organizaçaô commercial de Saô Jorge da Mina en 1529 e as suas relaçoes com a ilha de Saô Tome, in: Boletim cultural da Guiné portuguesa, XIII, 51, Juli 1958, S. 305–363.

Fernandez, V., Description de la côte d'Afrique de Ceuta au Sénégal (1506–1507). Übers. v. P. de Cenival u. Th. Monod, Paris 1938.

Ferry, J., Discours et opinions (7 Bde), Paris 1893–1898 (siehe Bd IV u. V).

Foa, E., Le Dahomey, Paris 1895.

Fonssagrives, Notice sur le Dahomey [exposition de 1900], o. O. u. o. J.

Fontoura da Costa, A., A marinharia dos descobrimentos. Lisboa 1960 [3].

Fourneau, A., Au vieux Congo, Paris 1932.

Fourneau, J., Sur les perles anciennes de pâte de verre provenant de Zanaga (Moyen Congo), in: Bull. I.F.A.N., XIV, 1952, S. 956–969.

– Recherche sur l'origine des perles de Zanaga, in: Bull. I.F.A.N., B-XVI, 1954, S. 1–21.

Frey, Cl.-H., Campagne dans le Haut-Sénégal et dans le Haut-Niger (1885–1886), Paris 1888.

– L'Afrique occidentale, Paris 1890.

Fyfe, Ch., A history of Sierra Leone, London 1962.

Gaffarel, P., Notre expansion coloniale en Afrique de 1870 à nos jours, Paris 1918.

Gaillard, M., Niani, anciennne capitale de l'Empire mandingue, in: B.C.E.H.S., 1923, Nr 4, S. 620–636.

Gallieni, Deux campagnes au Soudan français (1886–1888). Paris 1891.

– Gallieni pacificateur (choix de textes par H. Deschamps et P. Chauvet), Paris 1949.

Gamache, P., Géographie et histoire de l'A.E.F., Paris 1949.

Gaston-Martin, Histoire de l'esclavage dans les colonies françaises, Paris 1948.

Gatelet, Leutnant, Histoire de la conquête du Soudan français, Paris 1901.

Gautier, E. F., L'or du Soudan, in: Annales d'histoire économique et sociale, VII, 1935, S. 113–123.

– L'épopée coloniale en A.O.F., Paris 1938.

Gautier, R. P., Étude historique sur les Mpongouès, in: Mémoires de l'Institut d'Etudes centrafricaines, Nr 3, Brazzaville 1950.

Geay, J., Origine, formation et histoire du royaume de Porto-Novo, in: B.C.E.H.S., 1924, Nr 4, S. 619–638.

Gentil, E., La chute de l'empire de Rabah, Paris 1902.

Germain, G., Qu'est-ce que le périple d'Hannon?, in: Hespéris, XLIV, 1957, S. 205–248.

Gironcourt, Mission de Gironcourt en Afrique occidentale (1908–1909, 1911 bis 1912), Paris 1920, S. 359–367.

Gomes, D., De la première découverte de la Guinée (Die Übersetzungen und die Anmerkungen des lateinischen Textes von *Th. Monod, R. Mauny* und *G. Duval),* in: Memorias, Centro de estudos da Guiné portuguesa, Nr 21, Bissão 1959.

Gomes Eanes de Zurara, Chronique de Guinée, Dakar 1960.

Goody, J., Ethnohistory of the Akan of Ghana, in: Africa, XXIX, I, Jan. 1959, S. 67–81.

Gouldsbury, Englische Expedition unter Dr. Gouldsbury nach dem oberen Gam-

bia und Futa-Djallon, in: Petermanns Mitteilungen, 1882, Bd 28, S. 290–296.

Gouraud, General, Souvenirs d'un Africain (Bd I: Au Soudan), Paris 1939.

Granderye, Hauptmann, Notes et souvenirs du capitaine Granderye sur l'occupation de Tombouctou, in: Revue d'histoire des colonies, XXXIV, 1947, S. 87–131.

Gray, S. M., A History of the Gambia, Cambridge University Press, 1940.

Gsell, St., Histoire ancienne de l'Afrique du Nord (8 Bde), Paris 1920–1928.

Guillaumet, Ed., Le Soudan en 1894. La vérité sur Tombouctou, Paris 1895.

– Tableaux soudanais, Paris 1899.

Guiral, L., Le Congo français, du Gabon à Brazzaville, Paris 1889.

Hacquard, A., Monographie de Tombouctou, Paris 1900.

Hanotaux, G., u. *Martineau, A.,* Histoire des colonies françaises [siehe *Delafosse* u. *Terrier].*

Hardy, G., La Mise en valeur du Sénégal de 1817 à 1854, Paris 1921.

– La Politique coloniale et le partage de la terre aux XIXe et XXe siècles, Paris 1937.

– Vue générale de l'histoire d'Afrique, Paris 1948.

– Histoire sociale de la colonisation française, Paris 1953.

Hebert, R. P. J., Une page d'histoire voltaique: Amoro, chef des Tiéfo, in: Bull I.F.A.N., XX–B, 3–4, 1958, S. 377–405.

Heusch, L. de, Le rayonnement de l'Égypte antique dans l'art et la mythologie de l'Afrique occidentale, in: Journal de la société des africanistes, XVIII, 1958, I–II, S. 91–109.

Hirschberg, W., Altägyptischer Kultureinfluß in Negerafrika, in: Die Umschau in Wissenschaft und Technik, Frankfurt/Main, 1959, 59, S. 47–50.

[Histoire militaire de l'A.O.F.], Paris 1931.

[Histoire militaire de l'A.E.F.], Paris 1931.

[History and archeology in Africa], London 1955.

Huard, P., Préhistoire et archéologie au Tchad, in: B.I.E.C., Nouvelle série, 1959, Nr 17–18, S. 5–20.

– Contribution à l'étude du cheval, du fer et du chameau au Sahara oriental, in: Bull. I.F.A.N., XXII–B, 1–2, 1960, S. 134–178.

Ibn Abd el Hakam, Conquête de l'Afrique du Nord et de l'Espagne. Übers. v. A. Gateau, Alger 1948², Bibliothèque arabe-française.

Ibn Batuta, Voyage dans le Soudan, Übers. v. M. Guckin de Slane, in: Journal asiatique, Nr 5, 1843.

Ibn Haukal, Description de l'Afrique. Übers. v. M. Guckin de Slane, in: Journal asiatique, Nr 5, 1842.

Ibn Khaldun, Histoire des Berbères (3 Bde). Übers. v. M. Guckin de Slane, Alger, 1843.

Ibn Omar el Tunsy, Voyage au Ouadai (2 Bde). Übers. v. Perron, Paris 1851.

Ingold, General, Samory sanglant et magnifique, Paris 1961.

Jacques-Meunie, D., Cités anciennes de Mauritanie, Paris 1961.

Jadin, L., Le rôle de la marine française au Congo (1868–1886), in: Bull. Académie royale des sciences coloniales, Bruxelles 1958, 7, S. 1353–1380.

Janvier, J., Autour des missions Voulet-Chanoine en Afrique occidentale, in: Présence africaine, XXII, Okt./Nov. 1958, S. 86–100.

– Kolonialgreuel in Französisch-Westafrika. Die Expeditionen von Voulet und Chanoine (1896–1899), in: Ge-

schichte und Geschichtsbild Afrikas, Berlin 1960, S. 60–72.

Jaunet u. *Barry,* Histoire de l'A.O.F., Paris 1948.

Joalland, General, Le Drame de Dankori, Paris 1930.

Joffre, J., Sur un nouvel alphabet ouest-africain: le toma, in: Bull. I.F.A.N., VII, 1945, Nr 1–4, S. 160–173.

Joire, J., Préhistoire de la Guinée française (2e C.I.A.O., Bissão 1947, Lisboa 1950, Bd IV, S. 295–366).

– Découvertes archéologiques dans la région de Rao (Sénégal), in: Bull. I.F.A.N., B–XVII, S. 249–333.

Joseph, G., Exploitation indigène de l'or en Côte-d'Ivoire, in: Bull. et Mémoires de la Société d'anthropologie de Paris, 1913, S. 373–376.

– La Côte-d'Ivoire, Paris 1944.

Julien, Hauptmann, Mohamed es Senoussi et ses Etats, in: B.S.R.C., Nr 7, 1925, S. 104–177; Nr 8, 1927, S. 55–122; Nr 9, 1928, S. 49–96; Nr 10, 1929, S. 45–88; Nr 11, 1930, S. 93–102.

Julien, Ch.-A. [und andere], Les Politiques d'expansion impérialiste, Paris 1949.

– Histoire de l'Afrique du Nord, (2 Bde), Paris 1951.

– Histoire de l'Afrique, Paris 1955.

Kati, M., Tarikh el Fettach. Übers. v. Houdas u. Delafosse, Paris 1913.

Kimble, D., A political history of Ghana (1850–1929). London 1962.

Kirk-Greene, A. H. M., Adamawa, past and present, London 1958.

– Expansion on the Benue (1830–1900), in: Journal of the historical society of Nigeria, Bd 1 u. 3, Dez. 1958, S. 215–237.

Ki-Zerbo, J., L'économie de traite en Afrique noire ou le pillage organisé, in: Présence africaine, nouvelle série, XI, S. 7.

– Histoire et conscience nègre, in: Présence africaine, nouvelle série, XVI, 1957, S. 53–69.

– Le monde africain noir, *in* Genêt, le Monde contemporain, Paris 1962, S. 614–710.

Klobb, Mme, A la recherche de Voulet, Paris 1931.

Konka, R., Les débuts de la mission catholique de Landana, in: Cahiers d'Études africaines, II, 7, 1962, S. 361–372.

Kup, P., A History of Sierra Leone (1400–1787), Cambride University press, 1961.

Labouret, H., Histoire des Noirs d'Afrique, Paris 1950.

Labouret, H., u. *Rivet, P.,* Royaume d'Arda et son évangélisation au XVIIe siècle, Paris 1929.

Lacoste, Y., L'Afrique du Nord – Teil 1: Histoire, Chambéry, in: Documents EDSCO, Nr 61, Juni/Juli 1957.

Lacoste, Y., Nouschi, A., u. *Prenant, A.,* L'Algérie, passé et présent, Paris 1960.

Lacroix, P.-F., Matériaux pour servir à l'histoire des Peuls de l'Adamaoua, in: E.C., Nr 37–38, 1952, S. 3–62, und Nr 39–40, 1953, S. 5–40.

Laforgue, P., Note sur Aoudaghost, in: Bull. I.F.A.N., II, Nr 1–2, 1940, S. 217–236.

Lamandé, A., u. *Nanteuil, J.,* René Caillié, Paris 1938.

Laroche, C., Les archives du Ministère de la France d'Outre-Mer et l'histoire militaire de l'A.O.F., in: Revue internationale d'histoire militaire, 1956.

Lebeuf, J.-P., u. *Rodinson, M.,* Généalogies royales des villes Kotobo, in: Bulletin de la Société d'Études camerounaises, 1948, Nr 23–24, S. 31–46.

Leclant, J., Le fer dans l'Égypte ancienne, le Soudan et l'Afrique, in: Annales de l'Est (Nancy), Mémoires, Nr 16, 1956 (Le fer à travers les âges), S. 83–92.
– Un tableau du Proche-Orient à la fin du XVIIIème siècle, in: Bull. Fac. Lettres de Strasbourg, 39. Jg., Nr 5, Febr. 1961, S. 253–260.
– Égypte pharaonique et Afrique Noire, in: Revue historique, CCXXVII, April/Juni 1962, S. 327–336.
Lenin, W. I., L'Impérialisme, stade suprême du capitalisme, Paris 1952.
Leo Africanus, Description de l'Afrique, (2 Bde). Übers. v. Epaulard, Paris 1956.
Leroy-Beaulieu, P., Essai sur la colonisation chez les peuples modernes, Paris 1891[4].
Lhote, H., Sur l'emplacement de la ville de Tademekka, antique capitale des Berbères soudanais, in: Notes africaines, Nr 51, Juli 1951, S. 65–69.
– Le cheval et le chameau dans les peintures et gravures rupestres du Sahara, in: Bull. I.F.A.N., XV, 1953, S. 1138–1228.
– L'expédition de Cornelius Balbus au Sahara en 19 avant J.C., in: Revue africaine, Bd XCVIII, Nr 438–439, 1.–2. Vierteljahr 1954, S. 41–63.
– Contribution à l'étude des Touareg soudanais, in: Bull. I.F.A.N., B–XVII, 1955, S. 334–370, u. B–XVIII, 1956, S. 391–407.
Lloyd, Ch., The navy and the slave trade. The suppression of the African slave trade in the nineteenth century, London 1949.
Lombard, J., u. *Mauny, R.*, Azelick et la question de Takedda, in: Notes africaines, Nr 64, Okt. 1954, S. 99–101.
Lombard, M., L'or musulman du VII[e] au XI[e] siècle, in: Annales E.S.C. 1947, Nr 2, S. 143–160.
Ly, A., Sur la politique guinéenne de Louis XIV, conditions et débuts, in: Bull. I.F.A.N., B–XVI, 1954, S. 22–54.
– La Compagnie du Sénégal, Paris 1958.
Mademba, Abd el Kader, Au Sénégal et au Soudan français: le Fama Mademba, in: B.C.E.H.S., XIII, 1930, S. 101–106.
Magalhaes Godinho, V. de, Le tournant mondial de 1517–1524 et l'Empire portugais, in: Studia, Nr 1, Jan. 1958, S. 184–199 (Lisboa).
Magalhaes Godinho, V. de, A economia dos descobrimentos henriquinos, Lisboa 1962.
[Mamadi Aïssa], Traductions historiques et légendaires du Soudan occidental, Übers. v. Delafosse, Paris 1913.
Mangeot, Cl., u. *Marty, P.*, Les Touareg de la boucle du Niger, in: B.C.E.H.S., Nr 1, 1918, S. 87–136; Nr 2, S. 257–288; Nr 3–4, S. 432–475.
Mangin, General, Souvenirs d'Afrique. Lettres et carnets de route, Paris 1936.
Maran, R., Brazza et la fondation de l'A.E.F., Paris 1941.
Markov, W., Fragen der Genesis und Bedeutung der vorimperialistischen Kolonialsysteme, in: Wissenschaftliche Zeitschrift der Karl-Marx-Unversität, Leipzig, 4. Jg., 1954–1955, Gesellschafts- und Sprachwissenschaftliche Reihe, Heft 1–2, S. 43–60.
Masson, P., Marseille et la colonisation française, Paris 1912[2].
Matip, B., Heurts et malheurs des rapports Europe-Afrique noire dans l'histoire moderne (du XVème au XVIIIème siècle), Paris 1959.
Mauny, R., Une route préhistorique à travers le Sahara occidental, Bull. I.F.A.N., 1947, S. 341–357.

Mauny, R., L'Afrique occidentale d'après les auteurs arabes anciens, in: Notes africaines, Nr 40, Okt. 1948, S. 6–7.

– État actuel de nos connaissances sur la préhistoire de la colonie du Niger, in: Bull. I.F.A.N., XI, 1949, Nr 2, S. 141–158.

– Le judaisme, les Juifs et l'Afrique occidentale, in: Bull. I.F.A.N., 1949, S. 354–378.

– Que faut-il appeler pierres d'aigris?, in: Notes africaines, Nr 42, April 1949, S. 33–34.

– L'Ouest africain chez Ptolémée (2e C.I.A.O., Bissão, 1947, Lisboa 1950, Bd I, S. 239–294).

– Les ruines de Tegdaoust et la question d'Aoudaghost, in: Notes africaines, Nr 48, Okt. 1950, S. 107/108.

– Les prétendues navigations dieppoises à la côte occidentale d'Afrique au XIVe siècle, in: Bull. I.F.A.N., XII, 1950, S. 122–134.

– L'Ouest africain chez les géographes arabes du Moyen Age (1re C.I.A.O., Dakar 1945; Dakar 1951, Bd II, S. 503–508).

– Note sur le périple d'Hannon (1re C.I.A.O., Dakar 1945; Dakar 1951, Bd II, S. 509).

– Un âge du cuivre au Sahara occidental?, in: Bull. I.F.A.N., XIII, 1951, S. 155–167.

– État actuel de la question de Ghana, in: Bull. I.F.A.N., XIII, 1951, S. 463–475.

– Notes d'archéologie au sujet de Gao, in: Bull. I.F.A.N., XIII, 1951, S. 837–852.

– Notes d'archéologie sur Tombouctou, in: Bull: I.F.A.N., XIV, 1952, S. 899–918.

– Autour de la Répartition des chars rupestres du Nord-Ouest africain. (Actes du Congrès panafricain de préhistoire, IIe Session, Alger 1952; Paris 1955, S. 741–746.)

– Gravures, peintures et inscriptions rupestres de l'Ouest africain, Dakar 1954.

– Rayonnement d'Ifé (chronique), in: Présence africaine, nouvelle série, Nr 4, 1955, S. 80–82.

– Les recherches archéologiques et historiques en A.O.F. de 1953 à 1957, in: Bull. I.F.A.N., XX–B, 1–2, S. 291–296.

– Notes on the Zimbabwe-Sofala Problem, in: The South-African archaeological Bulletin, 53, XIV, März 1959, S. 18–20.

– Navigations médiévales sur les côtes sahariennes antérieures à la découverte portugaise (1434). Lisbonne 1960.

– Les Recherches archéologiques et historiques en Afrique occidentale d'expression française de 1957 à 1961, in: Bull. I.F.A.N., XXIV–B, 1962, 1–2, S. 279–298.

– Perspectives et limites de l'ethnohistoire en Afrique, in: Bull. I.F.A.N., XXIV–B, 3–4, 1962, S. 620–627.

– Tableau géographique de l'Ouest africain au Moyen Age, Dakar 1962.

Maupoil, B., Notes concernant l'histoire des Coniagui-Bassari et en particulier l'occupation de leur pays par les Français, in: Bull. I.F.A.N., B–XIV, 1954, S. 378–389.

Maurice, A., Stanley, Lettres inédites, Bruxelles 1955.

Mauro, F., Types de navires et constructions navales dans l'Atlantique portugais aux XVIe et XVIIe siècles, in: Revue d'histoire moderne et contemporaine, VI, Juli/Sept. 1959, S. 181–209.

Mauro, F., Le Portugal et l'Atlantique au XVIIIe siècle (1570–1670), Paris 1960.

Méniaud, J., Les Pionniers du Soudan (2 Bde), Paris 1931.

– Sikasso, Paris 1935.

Mévil, A., Nos officiers coloniaux, in: Nouvelle Revue, 15. Dez. 1900, S. 593–600.

– Samory, Paris 1900.

Meyerovitz, E. L. R., The divine Kingship in Ghana and Ancient Egypt, London 1960.

Meynier, O., L'Afrique noire, Paris 1911.

– Les Conquérants du Tchad, Paris 1923.

– La Mission Joalland-Meynier, Paris 1947.

– Le rôle capital des troupes indigènes ..., in: Tropiques, Nr 328, Jan. 1951.

Mollien, G., Voyage dans l'intérieur de l'Afrique aux sources du Sénégal et de la Gambie (2 Bde), Paris 1820.

Moniot, H., Pour une histoire de l'Afrique Noire, in: Annales E.S.C., Nr 1, Jan./Febr. 1962, S. 46–55.

Monod, J.-L., Histoire de l'Afrique occidentale, Paris 1926.

Monod, Th., Le Sahara étanche ou perméable?, in: Cahiers Charles de Foucauld, 1948, Nr 10, S. 96–103.

Monod, Th., u. *Cauneille*, Nouvelles figurations rupestres de chars au Sahara occidental, in: Bull. I.F.A.N., XIII, 1951, S. 181–197.

Monteil, Ch., Le coton chez les Noirs, in: B.C.E.H.S., 1926, Nr 4, S. 585–684.

– Une Cité soudanaise, Djenné, Paris 1932.

– Les empires du Mali, in: B.C.E.H.S., XII, 1929.

– Les Ghâna des géographes arabes et des Européens, in: Hespéris, 1951, Nr 3–4.

– La légende de Ouagadou et l'origine des Soninké, in: Mémoires I.F.A.N., Nr 23, 1954, S. 359–408.

Monteil, Oberstleutnant, De Saint-Louis à Tripoli par le lac Tchad, Paris 1896.

– Une page d'histoire coloniale: la colonne de Kong, Paris 1902.

– Quelques feuillets de l'histoire coloniale, Paris 1924.

Monteil, V., Essai sur le chameau au Sahara occidental, in: E.M., Nr 2.

– Lat-Dior, damel du Cayor, et l'islamisation des Wolofs au XIXe siècle, in: Archives de sociologie religieuse, Nr 16, Dez. 1963.

– L'Islam noir, Paris, Ed. du Seuil, 1964.

Montrat, M., Notice sur l'emplacement de la capitale du Mali, in: Notes africaines, Juli 1958, S. 90–93.

Morel, E. D., Affairs of West Africa, Lon-[don 1902.

Mouézy, H., Assinie et le royaume de Krinjabo Paris 1942.

Nachtigal, G., Reisen in der Sahara und im Sudan, Leipzig 1887.

Newbury, C. W., Une ancienne enquête sur l'esclavage et la captivité au Dahomey, in: Zaïre, 1960, 14, 1, S. 53–67.

– The western slave coast and its Rulers, Oxford university press, 1961.

Niane, D. T., Soundjata ou l'épopée mandingue, Paris 1960.

– Recherches sur l'Empire du Mali au Moyen Age, in: Recherches africaines (E.G., nouvelle série), 1959, Nr 1–4, S. 35–46; 1960, Nr 1, S. 17–36, u. 1961, Nr 2, S. 31–51.

– Mise en place des populations de la Haute-Guinée, in: Recherches africaines (E.G., nouvelle série), 1960, Nr 2, S. 40–53.

– Le problème de Soundjata, in: Notes africaines, Nr 88, Okt. 1960, S. 123–126.

Niane, D. T., u. *Suret-Canale, J.*, Histoire de l'Afrique occidentale, Conakry 1960.

Nicolas, Cl., L'Expédition du Dahomey en 1890, Paris 1891.

Noirot, E., A travers le Fouta-Djallon et le Bambouk, Paris 1885.

Norris, H. T., Yemenis in the western Sahara (IV th Conf. on African History and Archaeology, 1961).

– The history of Shinquit, according to the Idaw Ali tradition, in: Bull. I.F.A.N., XXIV–B, 3–4, 1962, S. 393–413.

Olderogge, D. A., Der Feudalismus im Westsudan vom 16.–19. Jh., in: Sovetskaja Etnografija, 1954, Nr 4, S. 91–102 (russisch).

– Der Westsudan vom 15.–19. Jh., Moskau 1960 (russisch).

Oliver, R., u. *Fage, J. D.*, A short history of Africa, London 1962.

La vie d'Al Hadj Omar, [Übersetzung, Einführung und Anmerkungen von J. Salenc], in: B.C.E.H.S., 1918, Nr 3–4, S. 405–431.

Omari (Ibn Fadl Allah al), Masalik el absar fi mamalik el amsar. Übers. Gaudefroy-Demombynes, Paris 1927.

Pacheco Pereira, D., Esmeraldo Le Situ orbis, Memorias, Centro de estudos da Guiné portuguesa, Nr 19, Bissão 1956.

Pageard, R., Soundiata Keïta et la tradition orale, in: Présence africaine, 1961, XXXVI, S. 51–70.

– La marche orientale du Mali (Ségou-Djenné) en 1644, d'après le Tarikh es Soudan, in: Journal de la Société des Africanistes, XXXI, 1, 1961, S. 73–82.

– Contribution critique à la chronologie historique de l'Oest africain, suivie d'une traduction des tables chronologiques de Barth, in: Journal de la Société des Africanistes, XXXII, 1, 1962, S. 91–178.

Palausi, G., Un projet d'hydraulique fluviale soudanaise au XVe siècle: le canal de Soni-Ali, in: Notes africaines, April 1958, S. 47–49.

Parrinder, G., The Possibility of Egyptian Influence on West African Religion (IIIe C.I.A.O., Ibadan 1949), Lagos 1956, S. 61–67.

Pasquier, R., Villes du Sénégal au XIXème siècle, in: Revue française d'histoire d'Outre-Mer, 3.–4. Vierteljahr 1960, XLVII, Nr 168–169, S. 387–426.

– Les débuts de la presse au Sénégal, in: Cahiers d'Études africaines, II, 7, 1962, S. 477–490.

Pedrals, D. P. de, Archéologie de l'Afrique noire, Paris 1950.

Périé, J., Notes historiques sur la région de Maradi (Niger), in: Bull. I.F.A.N., Nr 2–3, 1939, S. 377–400.

Périé, J., u. *Sellier, M.*, Histoire des populations du cercle de Dosso (Niger), in: Bull. I.F.A.N., XII, 1950, S. 1015–1074.

Péroz, E., L'Empire de l'Almamy Samory, Besançon 1888. (Auszug aus Mémoires de la Société d'émulation du Doubs.)

– Au Soudan français, Paris 1889.

– Au Niger, récits de campagne (1891–1892), Paris 1894.

– Par vocation, Paris 1905.

Person, Y., Le Moyen-Niger au XVe siècle d'après des documents européens, in: Notes africaines, April 1958, S. 45–47.

– Tradition orale et chronologie (IV ht Conf. on African history and Archaeology, 1961).

Pianel, G., Les préliminaires de la conquête du Soudan par Moulay Ahmed al Mansour, in: Hespéris, XL, 1953, S. 185–198.

Pigafetta, F., u. *Lopez, D.*, Description du royaume du Congo et des contrées environnantes (1591). Übers. W. Bal, Louvain 1963.

Pisani-Ferry, F., Jules Ferry et le partage du monde, Paris 1962.

Poirier, J., La Campagne du Dahomey (1892–1894), Paris 1895.

Priestley, M., u. *Wilks, I.*, The Ashanti Kings in the eighteenth century, a revised chronology, in: Journal of African History, 1960, I, 1, S. 83–96.

Rau, E., Quand se dénouent les chaînes [esclavage au Sénégal à la fin du XIXème siècle], in: Annales africaines, 1959, S. 245–247.

Régis, J. F., Les Régis au Dahomey, Marseille 1941.

Reibell, General, Carnet de route de la mission saharienne Foureau-Lamy, Paris 1931.

Renouvin, P., Les origines de l'expédition de Fachoda, in: Revue historique, Bd LXVI, 1948, S. 180–197.

– La politique extérieure de Th. Delcassé, Paris 1954 [vervielfältigte Vorlesung].

Ricard, R., Études sur l'histoire des Portugais au Maroc, Coïmbre per ordem da Univeersidade, 1955.

Richard, R., Le Toumbien du Cap Manuel Est (Dakar), in: Bull. de la Société préhistoire de France, LIV, 1957, Nr 9, S. 555–563.

– Hypothèses sur l'expansion et l'évolution des industries de style sangoen et kalinien dans l'Ouest africain, in: Bulletin de la Société préhistorique de France, LVII, 1960, Nr 1–2, S. 95–104.

Rinchon, D., La Traite et l'esclavage des Congolais par les Européens, Bruxelles 1929.

– Les arméments négriers au XVIIIème siècle d'aprè la correspondance et la comptabilité des armateurs et des capitaines nantais, Bruxelles 1956.

Riols, J. de, La Guerre au Dahomey, Paris 1893.

Robinson, R. E., u. *Gallagher, J.*, Africa and the Victorians, London 1961.

Rodinson, M., u. *Lebeuf, J.-P.*, L'origine et les souverains du Mandara, in: Bull. I.F.A.N., B–XVIII, 1956, S. 227–254.

Rodrigues, J. H., Brasil et Africa, outro horizonte (relaçoes et politica brasileiro-africana), Rio de Janeiro 1961.

Roncière, Ch. de la, La Découverte de l'Afrique au Moyen Age (3 Bde), Le Caire 1926–1927.

– Nègres et négriers, Paris 1933.

Rouard de Card, E., Les Traités de protectorat conclus par la France en Afrique (1870–1895), Paris 1897.

Rouch, J., Contribution à l'histoire des Songhay, Dakar 1953.

Rousseau, R., Le Sénégal d'autrefois. Études sur le Oualo. Cahiers de Yoro Dyaô, in: B.C.E.H.S., 1929, Nr 1–2, S. 133–211.

– Études sur le Cayor, in: Bull. I.F.A.N., III, Nr 1–4, 1941–1942, S. 79–144.

Roussier, P., L'Établissement d'Issiny (1687–1702), Paris 1935.

Ryder, A. F. C., The Reestablishment of Portuguese Factories on the Costa da Mina to the mid-eighteenth Century, in: Journal of Historical Society of Nigeria, Bd I, Nr 3, Dez. 1958, S. 157–183.

– An early Portuguese Trading Voyage to the Forcados River, in: Journal of the Historical Society of Nigeria, Bd I, Nr 4, Dez. 1959, S. 294–321.

Sabatié, J., Le Sénégal. Sa conquête, son organisation, Saint-Louis 1927.

Sadi, A. es, Tarikh es Soudan. Übers. H. Houdas, Paris 1898.

Sainte-Fare Garnot, État présent (1960) des études égyptologiques, in: Revue historique, Juli/Sept. 1961, S. 99–106.

Saint-Père, Petit historique des Sossoe du Rio Pongo, in: B.C.E.H.S., XIII, Nr 1, 1930, S. 26–47.

Sanderval, O. de, La conquête du Fouta-Djalon, Paris 1899.

Sauvageot, S., Navigation de Lisbonne à l'île Sao Tomé par un pilote portugais anonyme (vers 1545), in: Garcia de Orta, Bd 9, Nr 1, 1961, S. 123–138.

Savorgnan de Brazza P., Conférences et lettres, Paris 1887.

Schelameur, F., Souvenirs de la campagne du Dahomey, Paris o. J.

Schnapper, B., La fin du régime de l'exclusif: le commerce étranger dans les possessions l'Afrique tropicale (1817–1870), in: Annales africaines, 1959, S. 149–200.

– Le commerce et la politique française dans le Golfe de Guinée (1838–1871), Paris 1961.

Schnell, R., Vestiges archéologiques et agriculture ancienne dans le Nord du Fouta-Djalon, in: Bull. I.F.A.N., B–XIX, Nr 1–2, 1957, S. 295–301.

Sik, E., Histoire de l'Afrique noire, Budapest 1961, Bd I.

Sire Abbas Soh, Chroniques du Fouta senegalais. Übers. v. M. Delafosse u. H. Gaden, Paris 1913.

Smith, H. F. C., Source Material for the History of the Western Sudan, in: Journal of the Historical Society of Nigeria, Bd 1, Nr 3, Dez. 1958, S. 238–248.

– A neglected theme of west african history: the islamic revolutions of the 19th century, in: Journal of the Historical society of Nigeria, Bd 2, Nr 2, Dez. 1961, S. 169–185.

– Nineteenth century arabic archives of west Africa, in: Journal of Africa History, 1962, III, 2, S. 333–336.

Smith, M. G., Government in Zazzau (1800–1950), London 1960.

– Field histories among the hausa, in: Journal of African History II, 1, 1961, S. 87–101.

Subbotin, V. A., Die französische Kolonialpolitik in Westafrika (1880–1900), Moskau 1959 (russisch).

Stengers, J., Aux Origines de Fachoda: l'expédition Monteil, in: Revue belge de philosophie et d'histoire, XXXVI, S. 436–450, u. XXXVIII, S. 366–404 u. 1040–1065.

– L'impérialisme colonial de la fin du XIXème siècle: mythe ou réalité?, in: Journal of African history, 1962, III, 3, S. 469–491.

Stöpel, U., Der Freundschafts,- Handels- und Schiffahrtsvertrag der Hansestädte mit Sansibar (1859–1861), in: Wissenschaftliche Zeitschrift der Karl-Marx-Universität Leipzig, 4. Jg., 1954–55, Gesellschafts- und Sprachwissenschaftliche Reihe, Heft 1–2, S. 95–124.

Suret-Canale, J., L'Almamy Samory Touré, in: Rech. africaines (Études guinéennes, nouvelle série), 1959, Nr 1–4, S. 18–22.

– Zur historischen und sozialen Bedeutung der Fulbe-Hegemonie, in: Geschichte und Geschichtsbild Afrikas, Berlin 1960, S. 29–59.

– Brazza, ou la dernière idole, in: Recherches africaines (in: E.G., nouvelle série), 1960, Nr 1, S. 12–16.

– Réflexions sur un compte rendu critique, in: Recherches africaines, 1960, Nr 4, S. 56–63.

Susmanovič, Die imperialistische Teilung des Kongobeckens (1876–1894), Moskau 1962 (russisch).

Sylla, A., Une république africaine au XIXe siècle (1795–1857). [La république leboue du Cap Vert], in: Présence africaine, nouvelle série, Nr 1–2, 1955, S. 47–65.

Szumowski, G., Les tombeaux de Diguidiguiba, in: Journal de la Société des Africanistes, XXXI, 1, 1961, S. 97–107.

Talbot, A. P., The Peoples of Southern Nigeria (4 Bde), London 1926.

Tauxier, L., Histoire des Bambara, Paris 1942.

Teixeira da Mota, A., Nota sobre a histôria Dos Fulas. Coli Tenguêla e a chagada dos primeiros Fulas ao Futa-Jalom (2e C.I.A.O., Bissão 1947; Lisboa 1950, Bd V, S. 53–70).

– Notes sobre a histôria dos portugueses na Africa negra, in: Bol. sociedade de Geografia de Lisboa, série 77, Nr 1–3, Januar/März 1959, S. 27–55.

Terrier, A., Histoire des colonies françaises, sous la direction de Gabriel *Hanotaux* u. Alfred *Martineau* (Bd IV: A.E.F.), Paris 1931.

Tersen, E., Histoire de la colonisation française, Paris 1950.

Thomas, L. V., Temps mythe et histoire en Afrique de l'Ouest, in: Présence africaine, XXXIX, 1961, S. 12–58.

Thomassey, P. u. *Mauny, R.*, Campagne de fouilles à Koumbi Saleh, in: Bull. I.F.A.N., XIII, 1951, S. 438–462.

– Campagne de fouilles de 1950 à Koumbi Saleh (Ghana?), in: Bull. I.F.A.N., B–XVIII, 1956, S. 117–139.

Tilho, General, Documents scientifiques de la mission Tilho, Paris 1910–1914, 4 Bde.

Tournier, J.-L., Les gîtes de scories de fer dans la basse Côte-d'Ivoire, Ve C.I.A.O., Abidjan 1953, S. 147/48.

Tubiana, M. J., Un document inédit sur les sultans du Wadday, in: Cahiers d'Etudes africaines, 1960, Nr 2, S. 49–112.

Urvoy, Y., Histoire des populations du Soudan central (colonie du Niger), Paris 1936.

– Histoire de l'empire du Bornou, Paris 1949.

Vajda, G., Contribution à la connaissance de la littératire arabe en Afrique occidentale, in: Journal de la Société des Africanistes, 1950, S. 229–237.

Van Bulck, G., L'ancien Congo d'après les archives romaines, in: Zaïre, Bruxelles, Bd IX, 1955, S. 529–537.

Vaufrey, R., Le néolithique paratoumbien. Une civilisation agricole primitive du Soudan, in: Revue scientifique, 1947, Nr 3267, S. 205–232.

Veistroffer, A., Vingt ans dans la brousse africaine, Lille 1931.

Verdier, A., La Vérité à propos de l'expedition Monteil, Paris 1895.

– Trente-cinq années de lutte aux colonies, Paris 1896.

Vidal, J., Au sujet de l'emplacement de Mali, in: B.C.E.H.S., 1923, Nr 2, S. 251–268, u. Nr 4, S. 606–619.

Vieillard, G., Note sur l'exode toucouleur, in: Cahiers d'Études africaine, 2, 1960, S. 193–197.

Vigné d'Octon, P., Au Pays des fétiches, Paris 1890.

– Terre de mort (Soudan et Dahomey), Paris 1892.

– Journal d'un marin, Paris 1897.

– La Gloire du sabre, Paris 1900.

Vignes, K., Étude sur la rivalité d'influence entre les puissances européennes en Afrique équatoriale et occidentale depuis l'Acte général de Berlin jusqu'au seuil du XXe siècle, in: Revue française d'Histoire d'Outre-Mer, XLVIII, 1961, S. 5–95.

Villard, A., Histoire du Sénégal, Dakar 1943.

– Comment travailla Faidherbe, in: Bulletin d'informations et de renseignements de l'A.O.F., Nr 204, 24. Okt. 1938.

Villot, R., Eugène Étienne, Oran 1951.

Viré, M.-M., Note sur trois épitaphes royales de Gao, in: Bull. I.F.A.N., XX-B, Nr 3–4, S. 360–376.

– Stèles funéraires musulmanes soudano-sahariennes, in: Bull. I.F.A.N., XXI–B, Nr 3–4, 1959, S. 459–500.

Vossart, J., Histoire du sultanat de Mandara, in: E.C., Nr 35–36, 1952, S. 19–52.

Wade, A., Chronique du Wâlo sénégalais, in: Bull. I.F.A.N., Serie B, Nr 3–4, 1964.

Wainwright, G. A., Pharaonic survivals between Lake Tchad and the West Coast, in: Journal of Egyptian Archaeology, 35, 1949, S. 171.

Ward, W. E. F., A short History of the Gold Coast, London 1935.

Westermann, D., Geschichte Afrikas, Köln 1952.

Wiedner, D. E., A History of Africa South the Sahara, New York 1962.

Willet, F., Ife and its Archaeology, in: Journal of African History, 1960, I, 2, S. 231–248.

Willet, F., The Introduction of maize into West Africa: assessment of recent evidence, in: Africa, XXXII, Jan. 1962, I, S. 1–13.

Zeltner, J. C., Notes relatives à l'histoire du Nord-Cameroun, in: E.C., Nr 35–36, 1952, S. 5–18.

Zimmermann, A., Geschichte der Deutschen Kolonialpolitik, Berlin 1914.

Zöhrer, L. G., La population du Sahara antérieure à l'apparition du chameau, in: Bulletin de la Société neuchâteloise de Géographie. Nd LI–4, nouvelle série, Nr 9, 1952–53, S. 3–133.

Zugarelli, F., L'entrepôt fictif de Gorée entre 1822 et 1852. Une exception au régime de l'exclusif, in: Annales africaines, 1959, S. 261–282.

– Le régime des engagés à temps au Sénégal (1817–1848), in: Cahiers d'Études africaines. II (7), 1962, S. 420–461.

Personenverzeichnis

Sachverzeichnis